

Saarbrücker

HEFTE

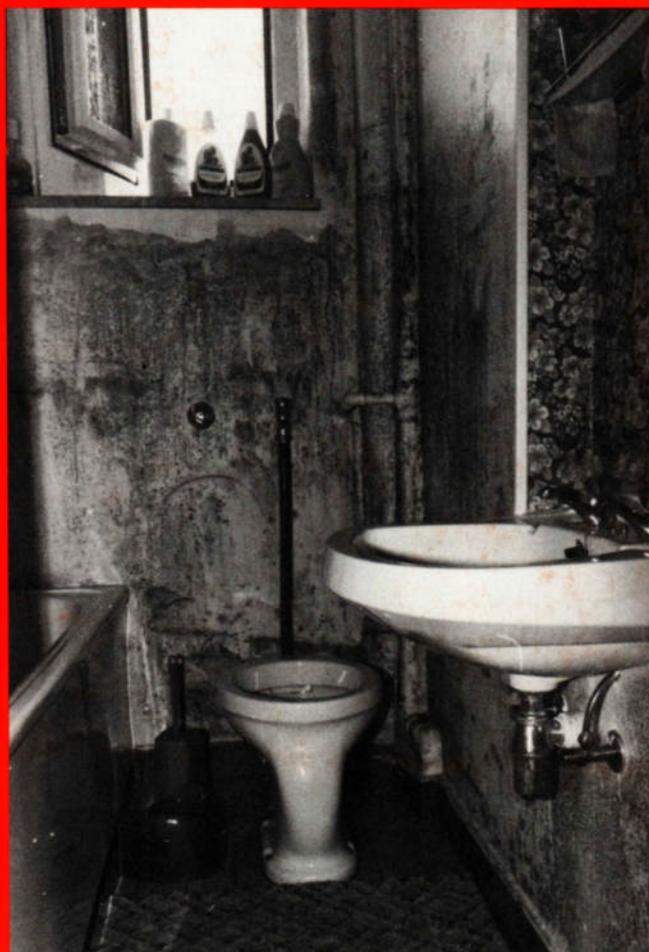
Mitten im Abseits – Arbeitslosigkeit, sozialer Verfall, Armut, Sucht, Prostitution, Obdachlosigkeit, Selbstmord, Orientierungsverlust: Bilder von der Rückseite der Wohlstandsgesellschaft

Ein Essay über Ludwig Harig, Peter Brückner und die Schwierigkeit, Kindheit im Nationalsozialismus zu erinnern

Ein unsichtbares Denkmal tritt in Erscheinung: Jochen Gerz' Mahnmal gegen Faschismus

Fenster nach Frankreich: Theater in Paris und in der Provinz

Kulturbilanz: Ausstellungen, Rockmusik und Dvořák-Festival



Literatur:

*Erstveröffentlichung eines Prosatextes von Johannes Kühn
Saarländische Impressionen von Friedrich Dürrenmatt*

Kunst:

Bilder und Objekte von Johannes Fox

Rezensionen:

*Das Saarrevier unter Wilhelm Zwo
Erinnerungen an das ländliche Leben
Johannes Hoffmann – ein Leben
Die soziale Welt kleiner Betriebe
Manifest der kulinarischen Partei*

Roman:

Die Eroberung der Luft

Heft 66
Dezember 1991

Impressum

Saarbrücker Hefte Nr. 66, 1991

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e.V.

Mechtild Grandmontagne, Marianne Heckeler, Klaus Ducke

Geschäftsführende Redaktion (verantwortlich):

Dirk Bubel, Hans Horch, Peter Schmitt-Egner

Redaktion:

Marlene Apmann, Ilka Desgranges, Angela Fitz, Harald Glaser, Mechtild Grandmontagne, Marianne Heckeler, Hermann Kotthoff, Mazhar Mohammad, Josef Reindl, Armin Schmitt, Dietmar Schmitz, Ralph Schock, Reinhard Wilhelm, Dietmar Schellin.

Redaktionsadresse:

Dudweilerstraße 22, 6600 Saarbrücken, Telefon (06 81) 39 95 14

Verlag:

Ottweiler Druckerei und Verlag GmbH, Sauermilchstraße 14, Telefon (06 82 4) 20 97

Layout:

Dirk Bubel, Johannes Götzinger, Peter Schmitt-Egner

Satz und Druck:

Ottweiler Druckerei und Verlag GmbH

Verkaufspreis:

14,50 DM (Doppelheft 18,- DM)

Jahres-Abo:

22,- DM (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Verlag.

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Redaktionsadresse.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Fritz Abenhausen, Heiko Breit, Dirk Bubel, Johannes Bunge, Friedrich Dürrenmatt, Artur Enskat, Mechtild Grandmontagne, Jürgen Hannig, Hans Horch, Karl-Ludwig Jüngst, Nike Kaisinger, Helmut Kessler, Johannes Kühn, Hermann Kotthoff, Uwe Loebens, Wilfried Loth, Rudi Peter, Henning Rabe, Dietmar Schellin, Peter Schmitt-Egner, Dietmar Schmitz, Ralph Schock, Carola Schweizer.

Die Fotos dieser Ausgabe stammen von folgenden Fotografinnen und Fotografen:

Marlene Apmann, Stefan Braun, Brigitte Enguerand, Tom Gundelwein, Adolf König

sowie von folgenden Bildstellen:

Stadtteilbüro Malstatt, Gemeinwesenarbeit Matzenberg, Wackenberger Echo, Stadtarchiv Saarbrücken, Patrol Concerts.

Titelbild:

Stadtteilbüro Malstatt

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir: dem Arbeitsamt Saarbrücken, der Arbeit und Kultur Saarland GmbH, der Saarmesse GmbH.

SAARBRÜCKER HEFTE

Inhaltsverzeichnis

Editorial	3	Diskussion:	
Leserbrief	4	<hr/>	
Schwerpunktthema: Mitten im Abseits		<i>Hans Horch:</i>	
<i>Hans Horch:</i>		Zweierlei Erinnerung. Über die	
Die Normalität des Skandals und der Skandal	5	Schwierigkeit das Unfaßbare zu beschreiben	65
der Normalität		<hr/>	
Das moderne Gesicht der Armut	11	<i>Hans Horch:</i>	
		Ein unsichtbares und deshalb unübersehbares	
		Denkmal:	
		Jochen Gerz' Mahnmal gegen Faschismus	71
		<hr/>	
<i>Hermann Kotthoff:</i>		Fenster nach Frankreich:	
Von Burbach nach Birmingham?		<hr/>	
Über den Zerfall eines Arbeiter-„Dorfes“	12	<i>Raymonde Temkine:</i>	
		Theater in Paris, Le Mans, Tulle, Reims...	75
		<hr/>	
<i>Fritz Abenhausen:</i>		<i>Johannes Kühn:</i>	
„Mantelwerner“, ein Lebensphilosoph	24	WOHIN? Ferienblätter	81
in der Erfolgsferne		<hr/>	
Saarbrücker „Asylpolitik“ Anno 1932	26	<i>Friedrich Dürrenmatt:</i>	
		Warum bin ich nach Saarbrücken gegangen	91
		<hr/>	
<i>Heiko Breit:</i>		Kulturbilanz:	
Teuflische Spiele, alles andere als „Fair Play“:		<hr/>	
Spielsucht in der Spielhölle	29	<i>Uwe Loebens:</i>	
		Es ist nicht alles Kunst, was glänzt	93
		<hr/>	
<i>Johannes Bunge:</i>		<i>Henning Rabe:</i>	
Der Weg zur Droge	34	Rockmusik im Saarland: Die Scene lebt!	98
		<hr/>	
<i>Helmut Kessler:</i>		<i>Nike Kaisinger:</i>	
„Es kam mir vor, als hätte man mich immer	37	Dvořák satt – Publikum matt	
an den Beinen festgehalten...“		Die Musikfestspiele Saar, zweiter Durchgang	99
<i>Ralph Schock:</i>		<hr/>	
Unzumutbare Erfahrungen	40	Rezensionen:	
		<hr/>	
<i>Carola Schweizer:</i>		<i>Jürgen Hannig:</i>	
Huren, Hilfe für alle Mädels,	41	Das Saarrevier unter Wilhelm Zwo	101
die anschaffen gehn		<hr/>	
		<i>Karl-Ludwig Jüngst:</i>	
		Saar-Länderinnerungen	105
		<hr/>	
<i>Dietmar Schellin:</i>		<i>Wilfried Loth:</i>	
Telefone, Seelen, Sorge;	46	Erinnerungen an „Joho“	108
Aus der Früh- und Vorgeschichte der		<hr/>	
saarländischen Suizidprophylaxe		<i>Rudi Peter:</i>	
		Die Lebenswelt der Kleinen	109
		<hr/>	
<i>Dirk Bubel:</i>		<i>Hans Horch:</i>	
„Die Laune der Allgemeinheit in der	54	Manifest der kulinarischen Partei	112
Geschichte“		<hr/>	
Eine Collage über Tätowierungen		<i>Ralph Schock:</i>	
		Die Eroberung der Luft	113
		<hr/>	
<i>Johannes Fox:</i>		Auf dem Redaktionstisch gelandet	115
Bilder und Objekte	60	<hr/>	
		Autorinnen und Autoren	
		<hr/>	

Die neuen SAARBRÜCKER HEFTE haben sich in ihren bisherigen Schwerpunkten befaßt mit der ästhetischen Dimension der Stadtentwicklung, dem saarländischen Hang zur Selbststilisierung, der Industriedenkmalpflege und den Möglichkeiten und Grenzen der „Künstlichen Intelligenz“ – mit Gegenständen also, die eher kleine feine Zirkel zu ihrer Angelegenheit machen.

Das hier vorliegende Heft beschäftigt sich vorrangig mit Themen, die weit mehr Menschen unmittelbar und mit einer ganz anderen Vehemenz angehen, die aber in der öffentlichen Auseinandersetzung einen nur noch drittrangigen Platz einnehmen: Arbeitslosigkeit und Armut, psychische Deprivation, gesellschaftlicher Verfall.

Was wir hierzu mitzuteilen haben, ist nicht unbedingt neu. Daß die Wohlstandsgesellschaft ganz und gar nicht frei ist von sozialen Verwerfungen, hat sich herumgesprochen. Es sind auch keine spezifisch saarländischen Phänomene, die in diesem Heft zur Sprache kommen. Manche gibt es auch in anderen Regionen, die meisten sind generell verbreitet. Schließlich können wir weder theoretisch-soziologische Analysen vorlegen noch Strategien der Krisenlösung zur Diskussion stellen.

Alles was wir tun können und wollen, ist in Erinnerung zu rufen, was da gärt unter der glitzernden Oberfläche, auf der wir und vermutlich die meisten unserer Leser sich bewegen.

Vage Vorstellungen zu konkretisieren, indem Details eines ganzen Unglückspanoramas schlaglichtartig beleuchtet werden, ist die Methode der Beiträge, die Dimension der Probleme zu verdeutlichen, indem an Hand unserer unmittelbaren Umgebung gezeigt wird, wie allgegenwärtig sie sind.

Zu einem zweiten Schwerpunkt fast hat sich in dieser Ausgabe ein Thema ausgewachsen, das uns kontinuierlich beschäftigt: die Gegenwart der nazistischen Vergangenheit. Unser Heft enthält einen Essay, der Ludwig Harigs jüngsten Roman zum Anlaß nimmt, sich mit den Schwierigkeiten der literarischen Erinnerung auseinanderzusetzen. Dieser Beitrag, der aus Platzgründen im vorigen Heft nicht erscheinen konnte, trifft zufällig zusammen mit der hochaktuellen Diskussion über Jochen Gerz' Unsichtbares Mahnmahl gegen Faschismus. Wir stellen dieses vor, um in Heft 67 im kommenden Mai eine Kontroverse darüber zu veranstalten. Unsere Leser sind nachdrücklich aufgefordert, sich an dieser Debatte zu beteiligen.

Außerdem blicken wir wieder durch unser Fenster nach Frankreich, diesmal auf das Gegenwartstheater unserer Nachbarn. Unsere saarländische Kulturbilanz wird fortgeschrieben, zugleich unsere Rezensionen. Mit Johannes Fox stellen wir wieder einen jungen saarländischen Künstler vor.

Der literarische Teil enthält wieder einen dokumentierenden Rückblick – Friedrich Dürrenmatts Bemerkungen über einen Staatsbesuch in Saarbrücken – und einen bislang unveröffentlichten Prosatext, diesmal aus der Feder des saarländischen Autors Johannes Kühn.

Leserbrief

Der gute Mensch von Haifa
Saarbrücker Hefte, Nr. 65, Mai 1991, S. 121–123

Lieber Hans Horch,

ich habe zwar schon einige unsachliche Buchkritiken gelesen, aber noch keine, die auf so böswillig-verletzende Weise die Kritik an einem Text mit der Kritik an der vermeintlichen Haltung seiner Urheberin und an den bestehenden gesellschaftlichen Fehlhaltungen vermischt hätte wie Ihre Besprechung des Romans „Wege heimwärts“ von Karin Lindemann. Das verblüfft mich umso mehr, als ich Sie bisher als einen kompetenten, um sachliche Auseinandersetzung bemühten Gesprächspartner kannte. Allerdings nicht als Literaturkritiker. Der erste Satz besteht aus einer Pauschalbehauptung eines gesellschaftlichen Fehlverhaltens in Deutschland, die genauer zu belegen wäre, um fruchtbar darüber diskutieren zu können. Der zweite Absatz springt aus der Realitätsebene in die eines Romans und nimmt dessen Hauptfigur als reale Gegenstimme zum Urteil von Absatz 1. Es folgt eine verdrückt ironische Inhaltsangabe der Vorgeschichte dieser Figur, die an den Erinnerungen aus der Nazizeit und den Nachkriegsjahren leidet und darauf, wie Sie schreiben, mit „ergreifend hoher Moralität“ reagiert. Aus Ihren – kritisch zitierten – Textproben dazu lese ich heraus, was auch ein jüngerer Journalist in der Fernsehserie über den Krieg gegen Rußland unlängst sagte: „Auch wer keine Schuld hat, kann Scham empfinden.“ Denn zumindest die Generation der Kinder, wenn nicht noch weitere, bleibt in die Geschichte der Eltern verstrickt. Das ist für mich die Grundposition der Hauptfigur Barbara Hagenau (deren Geburtsdatum Sie vergeblich herauszutüfteln bemüht sind). Ich halte es für eine Anmaßung, aus Ihrer Position, wie Sie sie verstehen, auf die der Schreiberin zu schließen. Das ist eine Art billigen Psychologisierens, die ich lange für überwunden hielt. Ebenso anmaßend finde ich Ihre abschließende Behauptung einer „moralischen Überheblichkeit“ Karin Lindemanns und Ihre Empfehlung, die Schreiberin solle lieber hier in Deutschland bleiben als noch nach Israel zu fahren.

Aber zurück zum Roman, dessen Sprachanalyse sich im übrigen nicht durch ausführliches Zitieren erledigt. Da bedarf es genaueren Hinsehens. Was haben Sie dagegen, daß eine Romanfigur sich in Israel wohler fühlt als in ihrem eigenen Land (was nicht die Figur von sich selbst, sondern die Tochter über sie sagt). Warum ist es dann gleich das „Land ihrer Offenbarung“, warum wird sie – in einer Alptraumszene – als „Symbol ihrer Mission“ (welcher?) apostrophiert? Woher beziehen Sie Ihr Urteil des „makellosen Lebenslaufs“? Gerade darüber erfährt man wenig. Mir ist auch unklar, in welcher Weise der Gegenpart Hagenaus, Jakob Even, ihr „Absolution“ erteilt, geht es doch gerade in den Begegnungen mit ihm darum, daß geschichtliche Schuld nicht vergeben werden kann. Wir schwierig es im übrigen für die im deutschen Sprachraum aufgewachsenen Juden war, in Palästina und dann in Israel eine neue Heimat und damit Identität zu finden, daran kann ruhig auch in einem Roman wieder erinnert werden. Daß sich die Schreiberin vor allem auf Figuren dieser Herkunft beschränkt, bedeutet ja keineswegs, daß sie das Deutschtum der jüdischen Opfer betont. Wenn Sie annehmen, Lindemann sei eine „fleißige Besucherin“ von Tagungen zur „Psychologie der Opfer und ihrer Nachfahren . . .“ so ist das wieder eine ungedeckte, für den Text irrelevante Behauptung. Vielleicht ist aber interessant, daß dieses angebliche „Produkt des deutsch-israelischen Versöhnungsbetriebes“ gegenwärtig ins Hebräische übersetzt wird, da die Israelis anscheinend die literarischen Fähigkeiten der Schreiberin wie auch die Aussagen des Romans ganz anders einschätzen als Sie. Zu Ihren eingesprengten Ausführungen über den falschen Versöhnungs- und Absolutionsbetrieb der Deutschen mit den Juden bzw. Israel ließe sich im übrigen sagen: fleißig Hannah Arendt gelesen (z. B. „Organisierte Schuld“).

Zum Schluß kann ich Ihnen nur dringend empfehlen, sich zur Erweiterung Ihrer Kenntnis von der Autorin gelegentlich einmal einen ihrer Vorträge zur israelischen Literatur anzuhören.

Mit freundlichem Gruß!

Christiane Böhler-Auras
Berlin, 9. Juli 1991

Die Normalität des Skandals und der Skandal der Normalität

Von Hans Horch

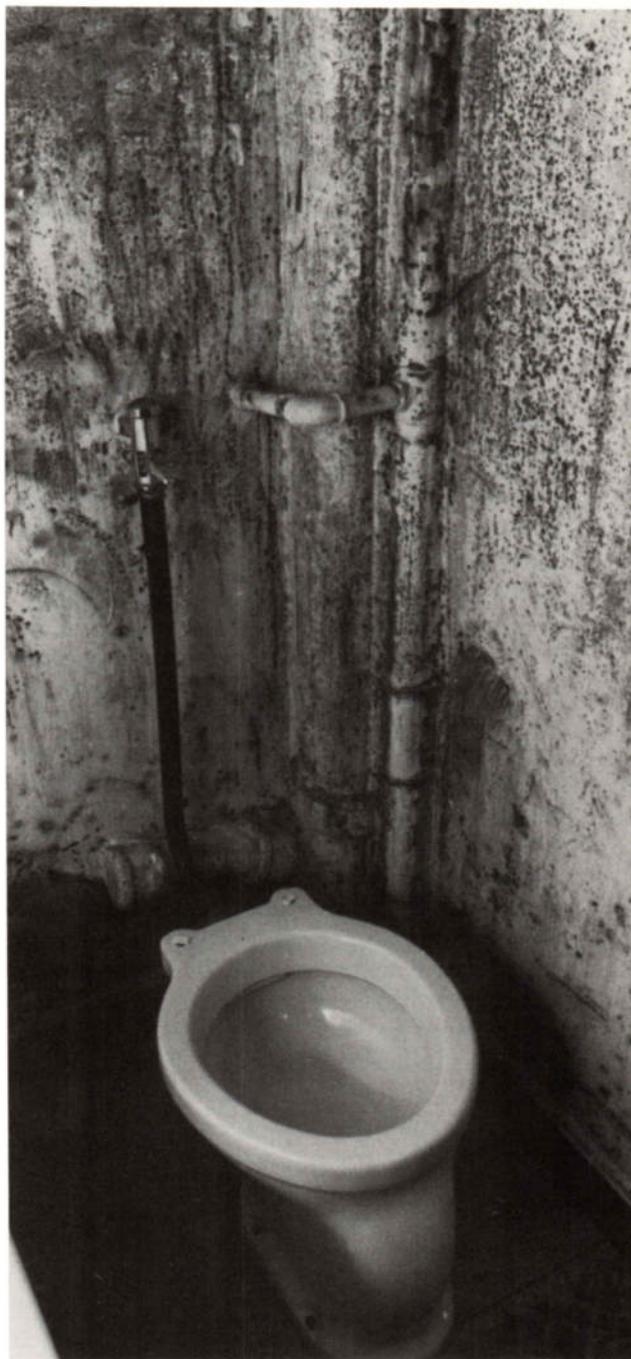
Wieviele individuelle Katastrophen sind notwendig, damit ohne Pathos von einer gesellschaftlichen Krise gesprochen werden darf?

Dauerarbeitslosigkeit, neue Armut, psychisches Elend – daran ist nichts dramatisch, nichts sensationell. Jeder weiß Bescheid. Sie sind zu normalen Begleiterscheinungen modernen Lebens geworden.

Oder? Oder sollte es wenigstens ein wenig sensationell sein, daß Dauerarbeitslosigkeit, neue Armut, psychisches Elend **nicht** sensationell sind? Daß eine Gesellschaft mit einem massiven Bruch – der dauerhaften Austreibung einer größer werdenden Gruppe aus dem Arbeitsmarkt –, mit der Armut alter und kranker Menschen, vor allem der Armut alter Frauen, mit zahllosen individuellen Katastrophen – Einsamkeiten, Süchten, seelischen Erkrankungen, Selbstzerstörungen . . . – leben kann, ohne als **Gesellschaft** in eine Krise zu geraten, ja ohne dies als alarmierend oder wenigstens als beunruhigend zu empfinden – ist nicht gerade dies beunruhigend und alarmierend? Ist es nicht erstaunlich, wie ein **System** an Stabilität gewinnen kann, während eine wachsende Zahl seiner **individuellen Bestandteile** instabiler wird? Wie soziale Unruhen, politische Wirren ausbleiben, obwohl doch unbestreitbar immer mehr Menschen vor die Hunde gehen? Wie der Eindruck einer wohlgeordneten saturierten Welt sich unabweisbar vor das eben so unleugbare Wissen von Unglück, Verzweiflung, Armut schieben kann?

Nein, das ist keineswegs erstaunlich. Es ist überhaupt nicht aufregend. Es ist nachgerade langweilig.

Denn es liegt keineswegs an der mangelnden Moralität, an der wirkungsvoll anklagbaren Hartherzigkeit benennbarer Personen, an der Unfähigkeit der öffentlichen Institutionen, daß wirtschaftlicher Erfolg und soziale Rückschläge so leicht zusammengehen. Die Deutschen zahlen ohne Murren stattliche Sozialabgaben und Steuern, sie spenden erhebliche Summen für wohltätige Zwecke, der Andrang auf die frustrierenden Helferberufe ist ungebrochen, die Bereitschaft zu freiwilliger sozialer Arbeit groß. Die Bundesrepublik leistet sich einen enormen sozialen Reparaturbetrieb – allein die Caritas beschäftigt eine halbe Million Menschen, sie ist der größte private Arbeitgeber im Land. Kommunen und Regierungen tun ihr Bestes, es kostet erheblichen argumentativen Aufwand, ihnen zentrale Versäumnisse nachzuweisen.



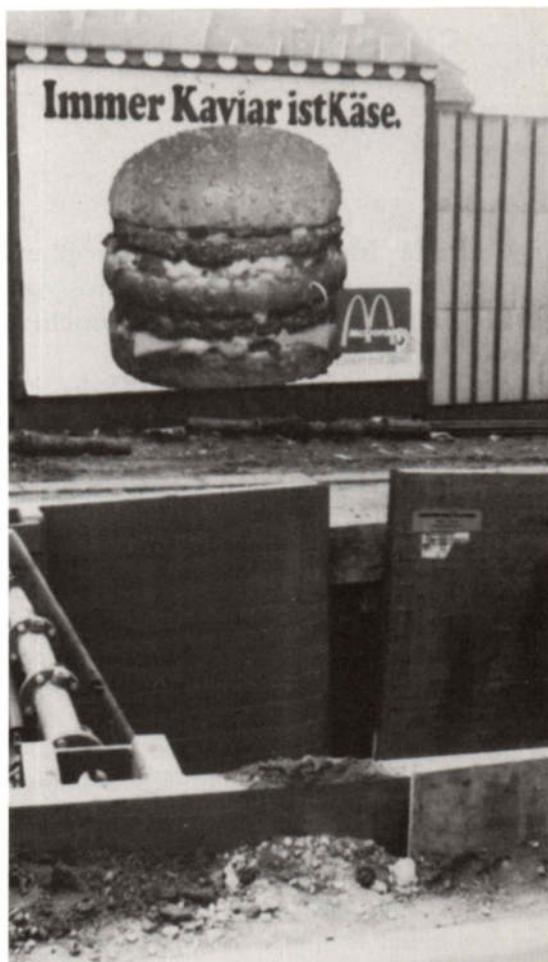
Nein, es gibt keinen Bösewicht in diesem Stück. Nur ein Phänomen, das so undramatisch und so wenig plastisch ist, daß es journalistisch kaum zu fassen ist: das Soziale System ist elastisch genug geworden,

seine zahlreichen Probleme sich nicht zu einem Knoten schürzen zu lassen, es ist offen genug geworden, all seine Verwerfungen thematisieren zu können, ohne dadurch skandalisiert zu werden. Es gibt nichts mehr zu enthüllen. Der Gang der Dinge ist sonnenklar. Wer will einer nützlichen, funktionalen Maschine vorwerfen, daß sie auch stinkt und lärmt?

Arbeitslosigkeit fördert den Wohlstand der Nation

Die hohe und weiter wachsende Quote von Dauerarbeitslosen zeigt keineswegs ein Versagen des Arbeitsmarktes an, sondern ganz im Gegenteil seine außerordentliche Effizienz. Der Arbeitsmarkt versorgt die Ökonomie mit motivierten, qualifizierten und disziplinierten Arbeitskräften und umgekehrt diese mit einem breiten Spektrum von Erwerbs- und Aufstiegschancen. Die Nachfrage nach Arbeitskräften unterliegt permanenten Veränderungen. Zwar kann man sich mittlerweile auf eine kontinuierliche Zunahme des absoluten Bedarfs verlassen (die Zahl der Arbeitsplätze in der alten BRD ist von 26 Mio. in 1975 auf 28,5 Mio. in 1990 gewachsen). Allerdings änderte sich der Fächer der nachgefragten Qualifikationen und Arbeitstugenden schnell. Die Krise der durch produktivere Konkurrenz bedrängten und von durch Marktsättigung oder durch neue Produkte überflüssig gewordenen Branchen (und von diesen monostrukturell abhängigen Regionen), zugleich die Prosperität hochtechnisierter Industrien und des Handels, der Banken und Versicherungen, der sich verschärfende internationale Wettbewerb, die permanente technologische Revolution, immer ausgeklügeltere innerbetriebliche Strategien sowohl der Rationalisierung wie der korporativen Integration haben die Anforderungen an die räumliche, qualifikatorische und psychische Mobilität der Beschäftigten erheblich gesteigert. Auf der einen Seite ist dadurch die gesamtgesellschaftliche Produktivität sprunghaft gewachsen, auf der anderen sind immer mehr Menschen, die den neuen Mobilitäts- und Effizienzanforderungen nicht gewachsen waren, ins gesellschaftliche Aus gedrängt worden.

Das Entscheidende an dieser Entwicklung indes war, daß die erzielten Zugewinne an Produktivität allemal die entstandenen sozialen Kosten vergessen lassen konnten: Die Aufwendungen für die sozialstaatliche Alimentierung derer, die mit der Modernisierung der Ökonomie nicht mehr mitkom-



men, sind ein Klacks im Vergleich zu dem, was diese Modernisierung in der Kasse klimpern läßt.

Die gesellschaftspolitische Frage ist so klar gestellt, daß sie keine mehr ist: entweder wird der naturwüchsige Trend der Ökonomie (der gesellschaftliche Reichtum wächst schneller als die Kosten der Arbeitslosigkeit) von Staat und Tarifpartnern unterstützt, oder die Modernisierung wird gebremst – mit der Folge nachlassender internationaler Konkurrenzfähigkeit. Die Entscheidung für die Modernisierungsstrategie fällt um so leichter, als ein wirkliches Legitimationsproblem sich ihr nicht in den Weg stellt. Arbeitslosigkeit heißt schon lange nicht mehr Verelendung, und die Erinnerung an die Zeiten der Weltwirtschaftskrise und die Nachkriegsära sind stark genug, heutige Arbeitslosigkeit als vergleichsweise harmloses Problem erscheinen zu lassen. Der Preis, den die have's zu entrichten haben, um die have nots stillzustellen, ist durchaus angemessen. Zwar sind Steuern und Sozialabgaben verdammt hoch. Aber sie garantieren den sozialen Frieden, die Ruhe und die Stabilität, die die Bedingung der pursuit of happiness sind. Was im Kleinen jeder kennt: man hat ein paar Münzen in der Tasche, um beim Stadtbummel lästige Bettler schnell abwimmeln zu können, das wiederholt sich gesellschaftlich: bevor man sich das Tempo vorschreiben läßt



von den Langsamsten, kauft man sich von ihnen frei.

Daß die dauerhafte Arbeitslosigkeit einen Ausschluß bedeutet aus der Reihe derer, die zur Erfolgsgesellschaft gehören, dies gehört in das windige Reich der nichtmateriellen Probleme, die zwar auch den winners nicht unbekannt sind, die aber gerade wegen ihrer Allgemeinheit von der gesellschaftlichen Solidarität fortführen.

Gemeinsames Unglück verhindert gesellschaftliche Solidarität

Verelendung ist nicht mehr das Schicksal der looser: Arbeitslosengeld, Arbeitslosenhilfe, Sozialhilfe bewahren vor dem Sturz ins Bodenlose. Schmerzhafter als die relative, am hohen Einkommen der anderen gemessene Armut ist der Ausschluß aus einer Gesellschaft, in der Aufstieg und Erfolg mehr denn je zum Maßstab persönlicher Wertschätzung geworden sind. An dem demonstrativen Konsum prestigeträchtiger Waren, der heute geradezu zur Bedingung der Seinsgewißheit gehört, nicht teilzuhaben, macht nicht arm, aber es ist eine verletzende Zurücksetzung.

Wenn das Unglück der Arbeitslosen vor allem ein psychisches ist, dann erscheint es den zwei guten

Dritteln der Gesellschaft als zu vertraut, um als empörend empfunden werden zu können. Den Psychostreß kennt der Wohlstandsbürger aus eigener Erfahrung viel zu gut, um den Kummer der Ausgeschlossenen noch ernstnehmen zu können. Hier Reichtum, da manifestes Elend, das spaltet eine Gesellschaft. Gemeinsames Seelenleid macht alle gleich, auch wenn es völlig unterschiedliche Ursachen und Erscheinungsformen hat. Es verweist jeden einzelnen zu seinem Therapeuten, der ihm die wieder auf das soziale Leben übertragbare Lehre vermittelt, daß man eh nur lernen kann, mit dem Kummer zu leben.

Und in der Tat, bei aller Saturiertheit nach außen hin offenbart sich immer wieder ein ausgeprägtes Unbehagen in der zunehmend anspruchsvoller werdenden Kultur des Erfolgs. Angst vor dem Abstieg kann so viel Nerven kosten wie die Erkenntnis, unten angekommen zu sein. Der nagende Verdacht, nicht die verdiente Anerkennung gefunden zu haben, findet sich nicht selten bei den besonders Erfolgreichen, die zu ihrem Pech stets ein paar noch Erfolgreichere vor der Nase haben. Das Gefühl, sich so zu verausgaben, daß man die Früchte seiner Anstrengung gar nicht mehr genießen kann, nährt den integral zur Wohlstandsgesellschaft gehörenden Kulturpessimismus, den Zweifel an den von der Gesellschaft vorgehaltenen materiellen und kulturellen Gratifikationen, am Sinn dieser materialistischen Welt, der man eigentlich doch entfliehen sollte . . . – per BMW zum eigenen toscanischen Landhaus, mit Pool, versteht sich.

Unter dem Zwang der Freiheit

Die wirklichen und eingebildeten Bedrängnisse des Erwerbens und Konsumierens werden immer weniger abgedeckt durch jene sozialen Institutionen, die herkömmlicherweise die persönliche Stabilisierung der Individuen zu besorgen haben. Die Familie bleibt zwar im Zentrum der Lebensplanungen, sie wird von den jungen wie von den einschlägig gescheiterten nach wie vor angesehen als die Garantie des Lebensglücks, als die emotionale Gegenwelt zum kalt-rationalen Kosmos des Erwerbs. Zugleich aber gerät die Familie in Bedrängnis. Die Belastungen des Berufs oder der Arbeitslosigkeit überfordern sie, der kulturindustriell erzeugte Anspruch eines flotten, sensationsreichen Lebens diskreditiert sie, das Ideal gleichberechtigter Selbstverwirklichung, das einer modernen kapitalistischen Ökonomie so

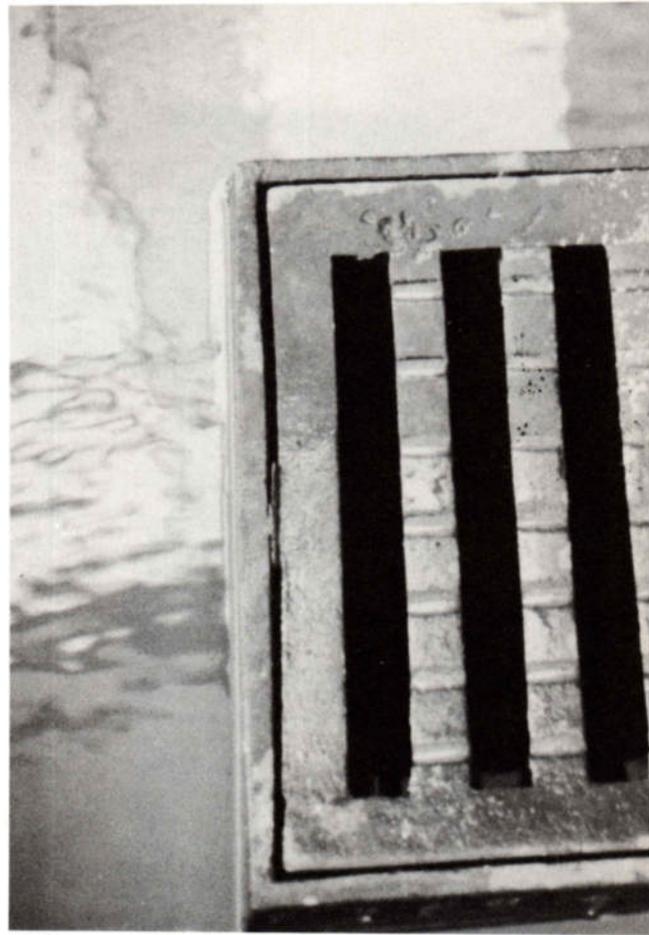
fest angehört wie der modernen Demokratie, gerät in Widerspruch zu den älteren Mustern der Fürsorge und der Unterordnung, auf die die Familie nun einmal aufgebaut ist. So bleibt die Familie als Institution erhalten, aber im Spannungsfeld zahlreicher ökonomischer und kultureller Widersprüche leistet sie immer weniger, was von ihr noch immer erwartet wird.

Ganz ähnlich geht es den stabilisierenden Ringen, die sich um die Familie legen: Nachbarschaft, Gemeinde oder Viertel, Verein, Kirchengemeinde . . . halten den ökonomischen und kulturellen Individualisierungstendenzen der Zeit nicht mehr stand. Die soziale Kontrolle wird, ein Gewinn an individueller Freiheit, durchlässiger, aber es wird auch schwieriger, Gesellschaft zu haben, Orientierung, Unterstützung, Trost zu finden.

Schließlich gerät das einst starre und enge System Lebensorientierung spendender Werte in Bewegung. Vorbei sind die Zeiten, in denen ein strikter und klarer Kanon meist sehr autoritärer Konventionen dem einzelnen einen unhinterfragbaren Handlungsrahmen setzten. Fleiß, Unterordnung, Zuverlässigkeit, Verzichtsbereitschaft, die sozialen Tugenden der älteren Generation, werden attackiert von einer Werteordnung, deren Eckpunkte Cleverness, Anpassungsfähigkeit, Flexibilität und Prestigestreben heißen.

Die traditionell-autoritären Orientierungen verlieren an Verbindlichkeit, die zeitgenössisch-alerten entfalten bei weitem nicht deren Bindungskraft. Konventionslosigkeit wird zur dritten Konvention, die Freiheit und der Zwang, sich die eigenen Maßstäbe selbst zu geben. Dieser Zerfall sozialer Autorität, eine Chance individueller Autonomie, ein zivilisatorischer Fortschritt also, wird konterkariert durch den Umstand, daß die zerfallende konventionelle Gesellschaft nur wenigen die persönliche Stärke gelassen hat, die die Voraussetzung der Selbstbestimmung ist.

Weil die herkömmliche Lebensweise angesichts beschleunigter Modernisierung dysfunktional wird und an ideologischem Kredit verliert, weil die zeitgemäße, an Erfolg und Durchsetzungsfähigkeit orientierte Lebensweise viele überfordert und für etliche wenig alltagskulturelle Attraktivität entwickelt, weil die unkonventionelle Lebensweise nicht jedem gegeben ist, schlingern immer mehr Menschen an die Ränder der kulturellen Rahmen. Der soziale drop out nimmt drastische Dimensionen an:



Tabletten- und Alkoholsucht, seelische Erkrankungen, selbstmörderische Ausstiege sind alltägliche Erscheinungen geworden.

Man mag entgegenhalten, daß Modernisierungs- und Individualisierungstendenzen nicht nur zersetzen wirken, sondern auch neue Formen der Geselligkeit und der Sinnggebung erlauben. An die Stelle der regulierten, auf kleine Kreise begrenzten Familien- und Freundschaftsbeziehungen tritt das offenere Geflecht heterogener Bekanntschaften. Es sind vielfältige neue, insbesondere kulturelle Aktivitäten und Gruppenbildungen möglich. Ihr Feld reicht von der Organisation von Stadtfesten und Festivals über künstlerische Versuche in zahllosen selbstorganisierten Initiativen und die Gründung freier Schulen bis zur Herausgabe einer Zeitschrift. In der Tat entsteht hier ein Auffangnetz, das die sozialen, aber nicht die disziplinierenden Funktionen der traditionell-autoritären Kultur teilweise übernimmt. Aber ganz abgesehen davon, daß die entsprechenden Chancen auch nach den Regeln der Zweidrittelgesellschaft verteilt werden, abgesehen davon, daß solcherlei zuweilen anmutet wie ein verzweifelter Weglaufen vor einer immer fragwürdiger werdenden Arbeitswelt und vor einer immer weniger beeinflussbaren und in zentralen Fragen immer ohnmächtigeren Politik: Bislang läßt sie nicht erkennen, daß die „Kulturgesellschaft“ die Tendenzen sozialen Verfalls umkehren könnte.



Arbeitsteilige Unglücksverwaltung befreit das Bewußtsein

Wie kommt es, daß seelische Misere und Orientierungskrisen, so sehr sie auch zum Massenphänomen werden, sich nicht zur sozialen Krise konzentrieren?

Mit dem beliebten Argument der Verdrängung läßt sich diese Frage nicht beantworten. Denn die Probleme sind allgegenwärtig. Daß es psychische Verelendung und sozialen Verfall gibt, ist schlechtweg nicht zu leugnen. Die Indikatoren, die in der Zeitung zu lesen sind – die Zahlen der Abhängigen, der Delinquenten, der jugendlichen und der alten Suizidenten . . . – sind schockierend. Wer es sich leisten kann, kann zwar seinen Wohnort und seine Freizeiträume so wählen, daß er möglichst wenig konfrontiert wird mit den Erscheinungen, die sich häufig zu „sozialen Brennpunkten“ irgendwo außerhalb seines Horizonts verdichten. Aber undurchlässig sind die Grenzen nicht. Kaum eine Familie, die nicht ihren „Problemfall“ hätte. Unmöglich, sich in der Stadt zu bewegen, ohne den Armen und aus der Bahn Geworfenen zu begegnen. Wer Augen im Kopf hat, wird in Bussen und billigen Supermärkten Menschen entdecken, die in Kleidung und Habitus sich deutlich abheben von denen, denen auf Straßen und

Plätzen eher die Neugier gehört, und die die anderen aus dem Blickwinkel drängen. Wer dies nicht sieht, wird spätestens an den einschlägigen Treffpunkten, den Ladenpassagen etwa, einen Bogen machen müssen um die ausgeflippten Figuren, die dort herumhängen. Im Kiezviertel steigt der Kneipenbesucher schon einmal über die Junkies hinweg, die auf dem Bürgersteig liegen. Bekannte, die in der Sozial- und Erziehungsbranche arbeiten, erzählen von ihren Klienten: ausgerückte Kids, kaputt und hartnäckig aufs nächste Unglück zurennend, kleine Ganoven, die es anscheinend mit magnetischer Kraft in den Knast zurückzieht, zwangsweise in die Berufsschule geschleppte halbverrohte Jugendliche, der Hilfe wie der Drohung gleichermaßen unzugänglich . . . – wer hätte die endlose Klage nie gehört.

Verdrängung ist auch gar nicht erforderlich. Es läßt sich halt leben mit einem zwar diffusen (oft genug die Dramatik der Situation sogar übertreibenden!) Bewußtsein des sozialen Verfalls. Denn offensichtlich stören die zahllosen individuellen Defekte nicht das Funktionieren des Ganzen. Wo die sozialen Institutionen versagen, vermögen die politischen Institutionen der öffentlichen Wohlfahrtspflege viele noch so weit zu stabilisieren, daß sie noch irgendwie über die Runden kommen. Und dann ist die Gesellschaft reich genug, um sich auch aufwendige Behandlung und Verwahrung derer leisten zu können, die langfristig oder endgültig ausgeschieden sind.

Daß die gesellschaftliche Arbeitsteilung einen spezialisierten Apparat der sozialen Reparatur und der Mängelverwaltung hervorgebracht hat, hat eine doppelte Wirkung: es entlastet auf der einen Seite zahlreiche einzelne, die sich auf die Hilfe von Experten verlassen können, andererseits aber schiebt es auch das Gesamtproblem ab aus dem gesellschaftlichen Horizont, aus dem öffentlichen Diskurs, und es züchtet betriebsblindes, im eigenen Saft zirkulärer Konzeptdiskussionen schmorendes Fachidiotentum und den Betriebsegoismus geschäftiger, vor allem an der eigenen Aufblähung interessierter Bürokratien, die sich vom Unglück vampirhaft nähren wie die Kirche von der Sünde.

Die Tendenz zum institutionalisierten Krisenmanagement sorgt schließlich dafür, daß die Krise der saturierten Gesellschaft auch dann nicht wehtut, wenn sie zu Kriminalität führt. Rohe Gewalt tobt sich meist innerhalb der depravierten Milieus aus. Und die zahlreichen Eigentumsdelikte sind kein

wirkliches Problem. Um mit Dieben und Räubern unmittelbar in Berührung zu kommen, muß man schon in weniger moderne Länder reisen. Der unvermeidliche Handtaschenraub in Neapel gehört zum Abenteuerprogramm und hinterläßt das beruhigende Gefühl, daß es woanders noch viel schlimmer ist. Und wer hierzulande seine Wohnung oder sein Auto leergeräumt vorfindet, macht dank seiner Versicherung womöglich ein gutes Geschäft. Die Versicherungsmitglieder zahlen jeweils ein paar Mark, und so schützt sich die Solidargemeinschaft der Besitzenden leicht gegen die Übergriffe der Gagnen.

Geteiltes Leid ist halbes Leid

Der institutionalisierte Umgang mit sozialen Erosionserscheinungen hält diese der saturierten Gesellschaft weit genug vom Leibe, daß die Folgen der sozialen Desintegration, obwohl nicht von der Hand zu weisen, ihr nie so konkret entgegentreten, daß sie ihr Ausmaß und ihre Schärfe mitteilen können.

Sie gar in ihren abstrakten, gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen wahrzunehmen und zu beschreiben, fällt selbst der dafür zuständigen wissenschaftlichen Disziplin immer schwerer. Die gegenwärtige Soziologie spart zwar nicht mit Anerkennung für jene Außenseiter, die noch den Mut zur gesellschafts- und kulturkritischen Zeitdiagnose aufbringen. Aber in diese Anerkennung mischt sich doch immer wieder der herablassende Ton derer, die die zahlreichen Detailstudien im Rücken, auf die ihr Fach sich längst konzentriert, **mit Recht** darauf verweisen können, daß heute keine Theorie komplex genug ist, einen inneren Zusammenhang zwischen den zahlreichen, offen zu Tage liegenden, bei näherem Hinsehen jedoch höchst differenzierten und widersprüchlichen problematischen Tendenzen analysierend herauszuarbeiten und in allgemeine Begriffe zu fassen. Die Gesellschaftstheorie hat abgedankt und ihren Gegenstand für unbegreiflich erklärt. Gesellschaftliche Probleme überläßt sie den Spezialdisziplinen: geteiltes Leid ist halbes Leid. Erst recht fällt es den Objekten soziologischer Neugier schwer, die flirrende Vielfalt individueller Krisenerfahrungen zu einem gesellschaftlichen Phänomen zu verknüpfen.

Unter diesen Umständen artikulieren sich keine Alternativen, können sich die, die aus der Gesellschaft herausfallen, nicht zu Interessensorganisationen zusammenschließen. Die historische Arbeiter-

bewegung wußte die Wege zur Überwindung der Armut, sie verfügte über die Menschen, die zur Organisation der notwendigen Gegenmacht fähig waren. Heute wird man vergeblich nach Perspektiven suchen, die unmittelbar machbare Reformschritte mit einer sozialen Vision verbinden und damit aus sich heraus eine mobilisierende Kraft entfalten. Die Strategie der Arbeitszeitverkürzung ist an ihre Grenzen geraten: ohne Lohnverzicht geht nichts mehr. Und hier kollidieren die Interessen der beschäftigten Gewerkschaftsmitglieder mit denen der meist unorganisierten Arbeitslosen. Vor den Erscheinungen der sozialen Erosion stehen die Experten so ratlos wie die Opfer. Alle Versuche, Dauerarbeitslose, psychisch Kranke, die Bewohner von Elendsgebieten zu Protest und Selbsthilfe zu aktivieren, sind gescheitert. Entweder fehlt den Betroffenen die Kraft, oder sie schämen sich, als looser in eine Öffentlichkeit zu treten, die von den winners dominiert wird. Selbst jener verdrückte soziale Protest, der ein (wenngleich überschätzter) Grund rechtsextremistischer Wahlerfolge ist, läßt sich immer wieder abschleifen und integrieren. Interessen lassen sich eben nicht durch kurzatmige Trotzreaktionen artikulieren.

Still geworden ist auch die intellektuelle Linke. Die hatte einst die Massenarbeitslosigkeit als ein Fatal verstanden, das die unter Verhältnissen der Vollbeschäftigung verborgenen Widersprüche des Kapitalismus entlarven würde. Die psychosozialen Krisentendenzen schienen ihr zu belegen, daß die kulturelle Integrationsfähigkeit der spätbürgerlichen Welt sich erschöpfte. Sie verband, was immer die Apologeten der bestehenden Ordnung ärgerte, zu einer allgemeinen, kritischen Gesellschaftstheorie – allerdings zu einer falschen. Die Absicht, sozialistische und libertäre Illusionen wissenschaftlich zu untermauern, verführte sie, die Sprengkraft der Krisentendenzen zu übertreiben und vor allem aus diesen angeblich entspringende Emanzipationschancen zu stilisieren zur Vision des bevorstehenden Übergangs zu einer Assoziation autonomer, qua Selbstbestimmung alle Probleme lösender Individuen. Ihr idealistisches surplus stellte dieser Ideologie die tödliche Falle. Als ihr „Entweder – Oder“, Zusammenbruch oder Emanzipation, auf sich warten ließ, brach sie in sich zusammen. Wenn ein Denkgebäude einstürzt, bleiben Kopfverletzungen zurück. In diesem Falle ist eine Sprachlähmung die Folge. Ein berufener Anwalt der Erniedrigten und Beleidigten verstummte.

Und so bleibt es dabei: Dauerarbeitslosigkeit, neue Armut, psychisches Elend – daran ist nichts dramatisch, nichts sensationell.

P. S. Hermann Kottboff und Martina Morschhäuser verdankt dieser Beitrag zahlreiche Anregungen. Ohne ihren hartnäckigen Widerspruch hätte er nicht geschrieben werden können.

Das moderne Gesicht der Armut

Armenpolitik kann nicht nur Sozialhilfepolitik sein. Die Fixierung auf die mit Mitteln der Sozialhilfe bekämpfte Einkommensarmut wird den heutigen Erscheinungsformen der „Armut im Wohlstand“, so der Titel eines Armutsreports nicht gerecht. Armut wird in dieser vom DGB initiierten und in der Öffentlichkeit vorgestellten Studie wie auch in einer kürzlich erschienenen Untersuchung des Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverbandes (DPWV) nicht nur als Einkommensarmut, sondern als Unterversorgung in einem weitgehenden Sinn begriffen: als Benachteiligung und Ausgrenzung am Arbeitsmarkt, im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialversicherungssystem, als Unterversorgung, die bestimmte Bevölkerungsgruppen gehäuft trifft: Arbeitslose, Ausländer, psychisch Kranke und Behinderte, Frauen, Alte, Obdachlose und Kinderreiche.

Wer in dieser Gesellschaft seine Arbeit verliert, ist eben oft nicht nur mit materieller Armut konfrontiert. Er oder sie verliert auch in anderer Hinsicht nur allzuleicht den Boden unter den Füßen, eben weil die modernen Verwandtschafts-, Freundschafts- und Nachbarschaftsbeziehungen kaum mehr derart krisenhafte Entwicklungen aufzufangen vermögen. Die mobile Erwerbsgesellschaft, die selbsthilfefindliche Lebensweise in den modernen Wohnblocks oder Siedlungen der verstädterten Gebiete, die Erosion traditioneller Milieus und Bindungen, überhaupt die Individualisierung und Pluralisierung von Lebensformen machen die einzelnen anfälliger und seine Angewiesenheit auf sozialstaatliche (Fremd-)hilfe wahrscheinlicher.

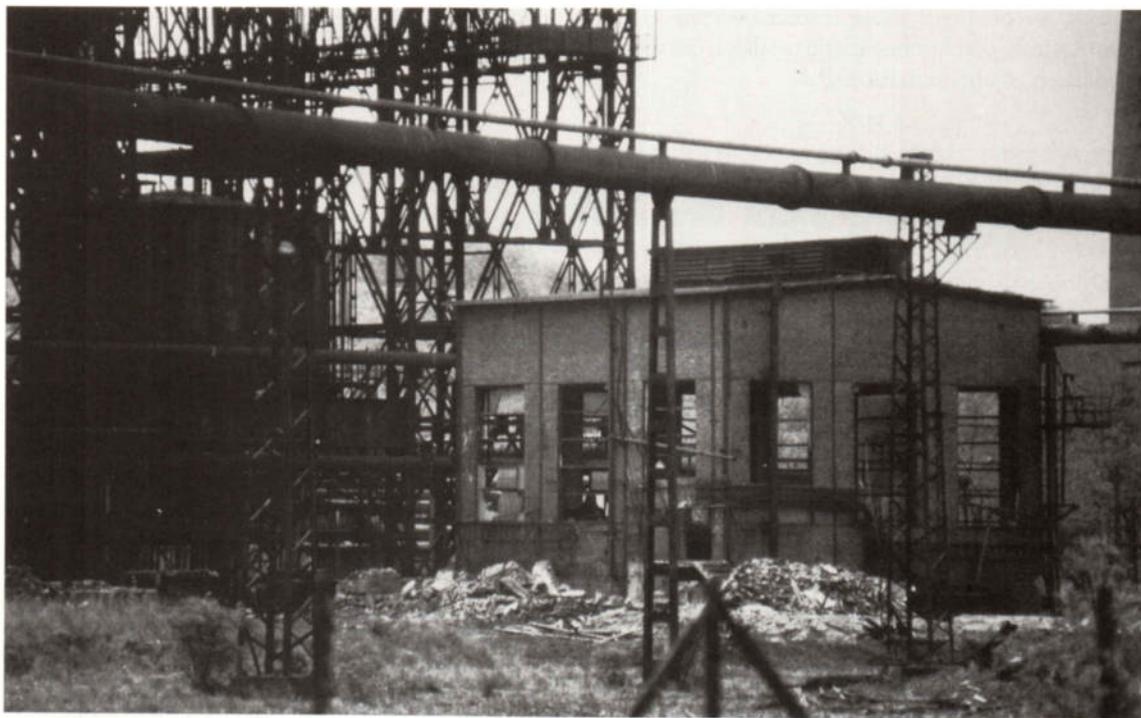
Es gibt ja nicht mehr die traditionellen Arbeitermilieus, die sozial homogenen Nachbarschaften, in denen die Betroffenen die Not ja immer auch als eine gemeinsame erfahren konnten und die zugleich kollektive Deutungs- und Bewältigungsmuster anboten. Auch in dieser Hinsicht ist der moderne Arme, auf sich und seine quengelnde Kleinfamilie allein gestellt, „arm dran“. „Armut heute“ so Chassé, „bedeutet über die Einschränkungen in den unmittelbaren Grundbedürfnissen des Lebens hinaus eine extrem gesteigerte Abkopplung aus wichtigen Lebensbezügen und läßt die Betroffenen in neuer Weise allein und vereinzelt mit ihren Problemen“. Um so eher stellen sich Schuldgefühle und das Bedürfnis ein, seine Armut zu verbergen, sich ihrer zu schämen. Verschämte Armut wird im politisch-öffentlichen Bereich nicht mehr sichtbar. Experten gehen davon aus, daß etwa die Hälfte der Sozialhilfeberechtigten gar nicht erst einen Antrag stellt. Man sieht ihnen die Not ja nicht mehr so ohne weiteres an. Der moderne Arme gibt vergleichsweise viel Geld für Statussymbole aus. Sie verschulden sich, um wenigstens nicht arm und unbedeutend zu erscheinen. Niemand vermag zu sagen, wie groß denn wirklich ihr Anteil am unteren Drittel der Zwei-Drittel-Gesellschaft ist. Die Rede von der Zwei-Drittel-Gesellschaft jedenfalls markiert eine potentielle Armutszone, eben weil das untere Drittel der Gesellschaft in zunehmendem Maße von der zentralen Entwicklungsdynamik der Gesellschaft, auf die sich auch die Struktur-, Einkommens- und Sozialversicherungspolitik bezieht, abgekoppelt ist.

Aus: M. Geiger, Armut im Saarland, in: Arbeitskammer des Saarlandes, Bericht an die Regierung, 1991, S. 202 f.

Von Burbach nach Birmingham?

Über den Zerfall eines Arbeiter-„Dorfes“

Von Hermann Kotthoff



„Stirbt Burbach!?“ Diese dramatisch-bange Anlagefrage stand in Riesenlettern über den Aufrufen, mit denen im Winter 1982 auf dem Höhepunkt der Stahlkrise der Arbeitskreis Betriebsräte und Kirchen zu einer Bürgerversammlung mit Stadt- und Landespolitikern über die Zukunft des Stadtteils einlud. Die meisten Saarbrücker werden sich sicher noch an diese Zeit erinnern, als der Name Burbach, Jahre vor Rheinhausen, bundesweit zum Synonym für Arbeitslosigkeit und Krise, aber auch zugleich für das Aufbäumen der Bevölkerung dagegen stand. Die Burbacher Hütte reduzierte ihr Personal von 5500 auf 800. Der Weiterverarbeitungsbetrieb Heckel mit vormals 800 und zur fraglichen Zeit noch 250 Arbeitsplätzen wurde ganz geschlossen. Ebenso in Mitleidenschaft gezogen wurde die Firma Stahl- und Waggonbau. Und als dann noch die Schließung des Bundesbahnausbesserungswerkes mit ca. 1000 Beschäftigten angekündigt wurde, standen die gebeutelten Burbacher vor dem totalen Kahlschlag, – der Vernichtung sämtlicher industrieller Arbeitsplätze, die 130 Jahre lang die materielle Lebensgrundlage der Gemeinde waren und ihre sozio-kulturelle Lebenswelt zutiefst prägten.

Zukunftsangst und Empörung machten sich breit. Die Menschen fanden sich mit der Katastrophe nicht gleich ab. Die verletzten Gefühle verschafften sich monatelang in zahlreichen spektakulären Protestaktionen Gehör. In Burbach brodelte es. Und die Welt nahm Notiz davon. Die Medien berichteten. Die Politiker gelobten Beistand und Abhilfe. Die Resolution der erwähnten Bürgerversammlung trägt als Überschrift das Versprechen „Burbach soll leben!“

In der Tat: Heute, fast 10 Jahre danach, lebt Burbach immer noch. Aber wie? Damals, im bitteren Jahr der Erkenntnis, daß der Ofen aus ist, fühlte sich der traditionsreiche Burbacher Karnevalsverein „Mir sin do“ herausgefordert, diese Frage zu beantworten. Er stellte die Karnevalssession 1982 unter das Motto „In Burbach, do kamma gudd laewe“. Den Narren muß man es nachsehen, wenn sie das Heilmittel der Schlangenbeschwörung zur Erwärmung der Gemüter verabreichen. Es war herzlich gut gemeint, aber unwirksam. In Burbach kamma nimme gudd laewe. Inzwischen sehen das auch die Narren ein. 1989 empfahlen sie statt eines Beschwörungsdas Biovital-Mittel „In Burbach sind die Nächte lang“. Aber auch das half nicht. Nach meinen Streifzügen durch und Recherchen in Burbach bin ich zu

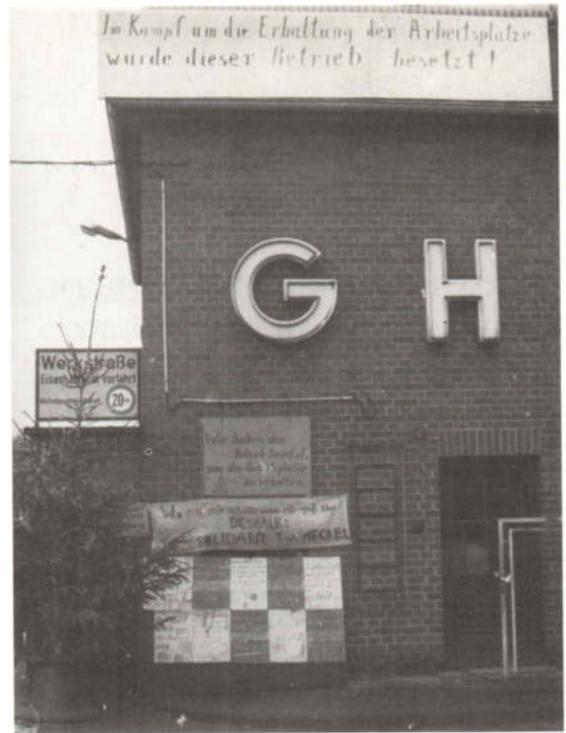
der gegenteiligen Erkenntnis gelangt: In Burbach sind die Tage lang! Die Tage der Frührentner, Langzeitarbeitslosen, Jugendarbeitslosen und Sozialhilfeempfänger.

Die Frührentner. Nach dem Urlaub kam die Leere

Die Frührentner waren die ersten Opfer der Stahlkrise. Nach der Devise: die Älteren nach Hause schicken, damit die Jüngeren in Arbeit gehalten werden können, wurde die Krise „sozial abgefedert“. So verließen Jahrgang nach Jahrgang mehr als 3000 49- bis 57-jährige junge Alte die Burbacher Hütte, davon schätzungsweise weit über 1000, die in Burbach wohnen. Nach den Sozialplanvereinbarungen erhalten sie Arbeitslosengeld und darauf einen Betrag von der Hütte bis zu einer Gesamteinkommenshöhe von durchschnittlich 80 % des letzten Netto-Monatslohns. Da der 13. Monatslohn und das Urlaubsgeld von der Berechnung ausgeschlossen wurden, liegt das jetzige Einkommen freilich niedriger als 80 % des früheren Jahresverdienstes. Die schon vor 1981 ausschieden, hatten eine günstigere Regelung: sie erhielten 75 % ihres früheren Brutto-Verdienstes. Je schärfer die Stahlkrise wurde, umso magerer wurden die Sozialpläne.

Durch den Sozialplan waren die Frühpensionäre vor einem Absinken in materielles Elend geschützt. Aber wie wurden sie psychisch damit fertig, mit Anfang 50 nicht mehr gebraucht zu werden? Was trat an die Stelle der Zeit, Alltag und häusliches Leben strukturierenden Arbeit? Wie veränderten sich ihre sozialen Bindungen und Geselligkeitsformen, wenn man bedenkt, daß für die Burbacher die Arbeit auf der Hütte stets weit mehr als abstrakte Arbeit, vielmehr Angelpunkt ihrer sozialen Existenz war, wo Kameradschaftlichkeit und Geselligkeit gepflegt und Unterstützung geübt wurde. Das Leben im „Dorf“ und das Schaffen auf der Hütte waren eins.

Um das zu erfahren, habe ich mit mehr als 20 Frühpensionären sowie mit Sozialarbeitern und Pfarrern Einzel- und Gruppengespräche geführt. Fast alle berichten, daß sie die ersten Wochen wie einen Urlaub erlebt haben: Freizeit, ausschlafen, keine Wechselschicht! Danach aber kam ein Loch. Der Urlaub nahm kein Ende und wurde für viele zur Qual. Wie den Tag gestalten? Was mit sich anfangen? Manch einer klammerte sich an den altgewohnten Tagesplan, stand frühmorgens wie zum Gang zur Arbeit auf, wuselte in der Küche herum und exer-



zierte den Arbeitsgang „der Frau das Frühstück an’s Bett bringen“. Wie reagierte die Frau auf den beschäftigungssuchenden unausgefüllten Mann in der häuslichen Arena? Einer sagt: „Wenn ich mich am Herd breit machte, war es der Frau gar nicht recht. Der hat sich so lange nicht darum gekümmert, und jetzt will er plötzlich am Herd was machen. Heute ist das anders: ich mache die grobe Arbeit und die Frau die feine.“ Einhellig wird berichtet, daß diese erste Phase die schwierigste und für den Ehesegen kritischste war, und in einigen Fällen sogar zur Scheidung führte. In einer Gesprächsrunde tönt es an dieser Stelle wie aus einem Munde: „Ja, das ist das Wichtigste. Die Ehefrauen haben einen entscheidenden Anteil, wie man das verkraftet.“ Keine Frage, daß hier der patriarchalische Anspruch zum Vorschein kommt, die Frau habe für die Beziehungsarbeit zuständig zu sein. Von ihr wird viel Verständnis bei der Bewältigung des vorgezogenen Rentnerschicksals verlangt.

Außer denen, die gesundheitlich stark angeschlagen waren, und für die die Frühpensionierung daher eine „Erlösung“ war, haben fast alle die Abnabelung von der Hütte als eine Sinn- und Lebenskrise erlebt. „Die meisten fühlten sich auf ein Abstellgleis gestellt. Du bist nicht mehr der Vollwertige, der du einmal warst. Man fühlte sich dann schon in die Ecke gestellt. Man kriegt das Gefühl, nix mehr wert zu sein.“ Ein anderer berichtet: „Plötzlich weg vom Fenster. Das muß man erstmal akzeptieren. Das ging nicht sofort. Das braucht seine Zeit. Man will ja mit 50 noch kein alter Mann sein. Du wirst nicht mehr gebraucht, man schiebt dich ab. Ist ja auch in Wirklichkeit so. Wenn Sie ausscheiden, sind Sie in den Institutionen gar nichts mehr“.

Sozialaktivisten, Knoddler, Rückzügler, Kneipengänger, psychisch Verelendete

Wenn man die Einzelschicksale bündelt, so lassen sich fünf Arten der Bewältigung des Umgangs mit der Frührentierung feststellen. Ein kleiner Teil engagiert sich stark in sozialen Aktivitäten: im Seniorenarbeitskreis der IG Metall, im Burbacher Arbeitslosenzentrum, in den Kirchengemeinden und Vereinen, der Gemeindepolitik, als Sänger und Organisator eines Chors, als Versicherungältester usw. Dieser Teil fühlt sich ausgefüllt, vermittelt den Eindruck eher zu wenig als zuviel Zeit zu haben, und behauptet von sich, den Wechsel gut verkräftet zu haben. Erstaunlicherweise sind dies sämtlich Leute, die auch schon vorher sozial und politisch weit überdurchschnittlich interessiert und aktiv waren. Fast alle waren Betriebsräte oder Vertrauensleute der IG Metall. Es ist die ehemalige Gewerkschaftselite der Hütte. Sie waren die Sprecher und Macher auf der Hütte und in der Gemeinde. Sie sind heute die ersten und oft die einzigen, die an jeder Versammlung teilnehmen und weiterhin im Gewerkschafts- und SPD-Milieu untereinander Kontakt haben. Man kann sie als die „Senior-Sozialaktivisten“ bezeichnen.

Einkommensarmut in der Stadt Saarbrücken

Das Sozialdezernat der Stadt Saarbrücken definiert als „einkommensarm“ Personen, die Sozialhilfe, Arbeitslosenhilfe oder Wohngeld beziehen (keine Mehrfachzählung!). Nach Eigenberechnungen des Dezernats sind in der Stadt Saarbrücken 22,5 % der Einwohner einkommensarm.

Vergleichszahlen für die Stadtteile bzw. das Saarland liegen nicht vor.

Auf einer anderen Datenbasis, nämlich der Volkszählung 1987, hat auch das Amt für Stadtentwicklung und Statistik versucht, die Armutsbevölkerung zu identifizieren. Es bildete den kumulativen Indikator „Personen in wirtschaftlich schwieriger Situation“. Es kam auf diesem Weg zu fast demselben Ergebnis wie das Sozialdezernat: 25,3 % der Saarbrücker Einwohner befinden sich in „wirtschaftlich“ schwieriger Lage“, d. h. sie sind einkommensarm.

Eine zweite, ebenfalls kleine Gruppe sind die „Hobbyisten“ und „aktiven Knoddler“. Sie hatten schon vorher ein ausgeprägtes Interesse an einer über die Berufsarbeit hinausgehenden Tätigkeit, in der sie ihr Können und ihre Geschicklichkeit erprobten. Einer ist ein Uhrenfanatiker und repariert alte Standuhren. Ein anderer drehselt und schnitzt. Ein dritter ist ein versierter Kleingärtner. Mehrere sind passionierte „Baumeister“, die auch schon früher im Eigenheim oder im Haus von Verwandten jede Gelegenheit zur Neugestaltung und Verschönerung suchten. Andere haben ihre „Ranch“ in einer Wohnwagenkolonie und knoddeln so viel es geht an diesem Paradies. Gemeinsam ist diesen wachen und handwerklich geschickten Individualisten, daß sie keine Langeweile kannten, sondern über ihr Hobby ein Stück Selbstverwirklichung suchten. Für sie war die Frührentierung nach der anfänglichen Umgewöhnungsphase ein Gewinn an Freiheit für ihre Passion. Sie konnten ihrem Hobby nach Lust und Laune nachgehen und fanden sich mit der Situation gut zurecht. Einer von ihnen sagt: „Ich komm mit der Arbeit gar nimmer no“.

Zahlenmäßig die bei weitem stärkste Gruppe aber sind die „Rückzügler“. Sie verschanzen sich in der Wohnung und wissen mit ihrer Zeit nicht viel anzufangen. Ihr Rhythmus wird vom Fernsehprogramm, von erreichbaren Videos und von Handreichungen im Haushalt und beim Einkaufen geprägt. Sie machen sich familiär durchaus nützlich. Der eine hat mit Freude die Großvaterrolle entdeckt, nachdem er das Aufwachsen der eigenen Kinder wegen der Wechselschicht verpaßt hatte. Der andere beteiligt sich an der Pflege der alten Schwiegereltern. Gemeinsam ist ihnen, daß sie keine adäquate Kompensation für die Berufstätigkeit gefunden bzw. gesucht haben. Sie haben keine ausgeprägte „Leidenschaft“ für ein Hobby und keine Neigung für ein soziales Engagement. Sie sind eher passiv, auf die Privatsphäre beschränkt und daher unsichtbar. Über die individualisierten „Hobbyisten“ wußten die anderen zumindest noch, was sie treiben. Über die „Rückzügler“ dagegen nicht. Die von ihnen, die ich gesprochen habe, sind nicht grad unglücklich, aber auch nicht erfüllt von einer neuen Aufgabe oder einem neuen Inhalt. Sie leben in den Tag hinein.

Die vierte recht kleine Gruppe ist das sehr gemischte und bunte Häuflein der „Kneipengänger“. Es sind überwiegend angelernte Arbeiter, und zwar nicht nur solche von der Hütte, sondern auch ehe-

malige Bauarbeiter und andere, die ohne die materielle Absicherung eines Sozialplans früh ihren Arbeitsplatz verloren. Sie suchen Kontakt und Nähe und haben beides am Tresen erlernt. Ich traf sie in zwei Burbacher Kneipen, die sie zu ihrem Treffpunkt gemacht haben. Es gibt auch noch andere „Mini-Kontaktzentren“, nämlich die Trinkbuden. Gewiß trinken sie gern einen, und der eine oder andere unter ihnen gibt sich auch als Alkoholiker zu erkennen. Aber sie sind nicht isoliert. Morgens um halb elf kommen sie zum Frühschoppen, gehen mittags zum Essen heim, um eventuell abends nochmal zur Skatrunde zurückzukehren. Mit Ausnahme der „Sozialaktivisten“, für die Burbach eine Aufgabe ist, habe ich keine überzeugteren Burbacher kennengelernt als die „Kneipengänger“. Unter ihnen sind viele, die zu denen gehören, denen es finanziell am schlechtesten geht, aber sie geben sich und ihr Burbach nicht auf, solange es sie allmorgendlich in die „Hopfen-Bar“ treibt. Dort kennt jeder jeden genau. Ihre Interaktionen bestehen hauptsächlich aus Frotzeln und sich in Szene setzen, wobei man auf den großen Fundus des Geschichtswissens über den anderen zurückgreifen kann. Die Stimmung ist manchmal durchaus auf der Kippe zwischen Flapsigkeit und Aggression, wird aber auf saarländisch-ausgleichende Art wieder schnell entschärft. Sich in Szene setzen, die anderen mit Wissen über obscure Dinge beeindrucken, „obenaufsein“, gleichzeitig aber auch jede Gelegenheit zur Verbrüderung wahrnehmend, – das ist hier wichtig. Sobald es um „unser“ Burbach, insbesondere um eine bekannte Burbacher Größe geht, ist jeder Experte und alle vereint. Diese Menschen reiben sich und wärmen sich an alten und neuen Geschichten, an Rivalitäten und Aufschneidereien, um nicht zu vereinsamen. Obwohl sie jeden Pfennig zweimal umdrehen müssen, bestehen sie autoritär darauf, mir das Bier zu zahlen.

Die fünfte Gruppe sind die psychisch „Verelendeten“ und Abgesackten. Von denen habe ich keinen kennengelernt, aber alle anderen Gruppen bezeugen ihre Existenz. Es sind vereinsamte Alkoholiker, Leute, die am Ende sind und haltlos wurden in der Frühpensionierung. Sie haben nicht nur keine Perspektive mehr, sondern sind nicht in der Lage das Nächste, den heutigen Tag, zu bewältigen. Jeder der anderen weiß von einigen. Aber keiner hat Kontakt zu ihnen. Es handelt sich hier im Wortsinn um eine Dun-

kelziffer. Zu diesen Verzweifelten gehören auch einige berichtete Selbstmordfälle. Aber dies sind Ausnahmen, vermutlich liegen sie nicht über dem Durchschnitt der Selbsttötungen älterer Männer in der BRD, eher darunter.

Es gibt noch eine sechste Gruppe. Das sind die Toten. Nach den Aussagen der anderen sind viele ihrerseits in den letzten Jahren schon verstorben. Die spontane Antwort der Sozialaktivisten und der Kneipengänger auf die Frage, wo man sich denn außer „hier“ trifft, lautete: „Auf dem Friedhof, wenn wieder einer beerdigt wird.“ In der Kneipe setzt prompt einer nach: „Darum gehe ich auch schon gar nimmer hin.“ Das Phänomen des frühen Arbeitertodes ist ein heimliches, von selbst nicht gern angesprochenes Thema. Das gleiche gilt hinsichtlich der Krankheit zum Tode. Erst auf Nachfrage löst sich der Bann und es wird detailliert geschildert, daß viele in den ersten Jahren der Frühpensionierung schwer krank wurden. Dann wird ergänzt: „... und heute meist schon tot sind.“

Erwerbslosigkeit¹⁾ in Saarbrücken nach ausgewählten Stadtteilen

(nach der Volkszählung 1987)

Stadt Saarbrücken insgesamt	14,3 %
Burbach	22,2 %
Malstatt	18,5 %
Alt-Saarbrücken	16,6 %
– darin: Glockenwald (= Folsterhöhe)	29,1 %
St. Johann	15,1 %
– darin: Rotenbühl	9,2 %
St. Arnual	13,5 %
– darin: Wackenberg	19,6 %
Dudweiler	12,8 %
Brebach-Fechingen	11,8 %
Eschberg	10,9 %
Bübingen	8,0 %
Ensheim	7,2 %

1) Personen zwischen 15 und 64 Jahren, die in keinem Arbeitsverhältnis stehen, aber Arbeit suchen, unabhängig davon, ob sie beim Arbeitsamt gemeldet sind.

(Quelle: Statistik und Stadtforschung, Heft 42, Saarbrücken 1989)

Isolierung und Privatisierung

Die unterschiedlichen Formen der Bewältigung der Situation der Frühpensionierung zeigen, daß diejenigen, die vorher schon eine über die Erwerbsarbeit hinausgehende Perspektive und einen eigenen Bereich der Selbsterfahrung und Selbstbestätigung hatten, sich in der Frühpensionierung am besten zurechtfinden. Nicht weniger bemerkenswert ist – abgesehen von der Minderheit der Sozialaktivisten und Kneipengänger – die starke Isolierung und Privatisierung. Die Kontakte und Beziehungen sind wesentlich dünner und eingeschränkter geworden. Bei weitem die meisten sind aus dem die Familie überschreitenden sozialen Raum ausgetreten. Die vielfältigen Vernetzungen und Bindungen, in die zur aktiven Zeit auf der Hütte alle „eingewebt“ waren, sind gelöst. Selbst das frühere Niveau der Kontaktpflege zwischen Betrieb und Rentnern wird unterschritten. Die Frühpensionäre sind weiter weg, unsichtbarer und isolierter als vormals die Rentner. Nur einige wenige Werkstattbereiche der Hütte – die Elektriker, die Telefonwerkstatt, die Wächter und das Technische Büro – pflegen den früher üblichen Rentnerkontakt, das heißt ein ein- oder zweimal jährlich stattfindendes Treffen. Das liegt nur zum Teil daran, daß Management und Betriebsräte der heutigen Rest-Hütte kaum mehr Pensionspflege betreiben. Angesichts des Zahlenverhältnisses der Aktiven zu den Pensionären würde die Rentnerkontaktabteilung auch zu einer die Produktionsabteilungen überflügelnden Hauptabteilung anwachsen. Dennoch hat mich in meinem Gespräch mit den heutigen Betriebsräten verwundert, wie fern ihnen inzwischen die Menschen sind, für die sie sich vor zehn Jahren die Beine ausgerissen haben. Bei ihnen war keine Aufmerksamkeit für die Frühpensionäre mehr festzustellen. Das Problem ist für

sie abgehakt. Sie haben heute anderes zu tun. Nämlich dasselbe wie damals: aufpassen, daß von den wenigen verbliebenen Arbeitsplätzen nicht noch mehr verschwinden.

Zwar gab und gibt es Angebote für die Frühpensionierten. Aber die Angesprochenen fühlen sich nicht angesprochen. Die aktivste Bemühung geht vom Seniorenarbeitskreis der IG Metall aus, in dem sich die meisten der Sozialaktivisten engagieren. Dieser Arbeitskreis bietet regelmäßig Veranstaltungen an. In den ersten Jahren kamen gut 100 Frühpensionäre. Dann wurden es immer weniger, bis heute kaum noch eine Resonanz da ist. Die Sozialaktivisten sind enttäuscht. Sie sagen: „Die Leute sind nicht mehr ansprechbar. Sie kapseln sich ab. Es gibt keinen Zusammenhalt mehr. Sie kriegen die Leute einfach nicht zusammen.“

Das gleiche kann man von den Organisatoren des ökumenischen Arbeitszentrums Burbach hören. Die Konzeption des Zentrums war, junge Arbeitslose mit berufserfahrenen und handwerklich geschickten Frühpensionären zusammenzubringen, damit die Alten die Jungen anleiten, anlernen und zu regelmäßiger Arbeit motivieren. Das wurde ein glatter Fehlschlag. In all den Jahren kam nur eine Handvoll von Frühpensionären trotz umfangreicher Werbung ins Zentrum. Das gleiche erfährt man von den Kirchengemeinden. Im Lutherhaus bot ein Sozialaktivist im Auftrag der evangelischen Gemeinde jede Woche einen Vormittag eine Beratungs- und Begegnungsmöglichkeit für Frühpensionäre an. Drei Monate saß er dort. In der Zeit kamen fünf. Dann gab er es auf.

Ärmlich und beschämt

Was mögen die Gründe für die unerwartet hohe Abkapselung sein? Unerwartet deshalb, weil es in diesem Ausmaß früher bei den Pensionären in Burbach nicht zu beobachten war. Man kommt diesem Phänomen auf die Spur, wenn man zwei weitere Beobachtungen berücksichtigt. Die erste hat mit dem lieben Geld zu tun; die zweite mit dem neuen Gesicht von Burbach.

Bei aller materiellen Grundsicherung durch den Sozialplan, bei allem Lob auf die IG Metall, die ihn erstritten hat – die IG Metall ist überhaupt die einzige vertrauenerweckende Institution bei den Frühpensionären – leben viele in beengten, kärglichen Verhältnissen. Der Mangel an Geld ist ein durchgehendes Hauptthema bei allen Gruppierungen der

Ausgaben für Sozialhilfe in Mill. DM (Bruttoausgaben)

	1980	1989	Steigerung von 80 auf 89
Stadt			
Saarbrücken	40	115	187 %
Saarland	235	487	107 %
BRD	13 265	28 774	117 %

Frühpensionierten. Die meisten mußten sich stark einschränken. Der frühere Arbeiterwohlstand: Urlaub, Auto, Darlehen für besondere Anschaffungen usw. war nur möglich durch Zulagen (Wechselschicht, Überstunden). Der Gürtel muß jetzt enger geschnallt werden. Nicht wenige, die sich finanziell verpflichtet hatten, zum Beispiel durch Kredite für den Hausumbau, kamen in große Schwierigkeiten. Und wie schon erwähnt: die zuletzt keine Wechselschicht und keine Überstunden machten und in niedrigen Lohngruppen waren, erhalten kaum mehr als 1500 DM. Ein heute auf der Hütte Aktiver sagt: „Die gucken schon, ob sie Fleisch auf den Tisch kaufen können.“ Aber aufschlußreicher als der objektive Mangel an Geld ist der subjektive Umgang mit dieser Tatsache. Nur ein Gesprächspartner berichtet von seinem eigenen Mangel. Die meisten klagen nicht in eigener Sache, geben sich nicht als bedürftige zu erkennen. Sie handeln dieses Thema verallgemeinernd, quasi als Strukturproblem der Spezies Frühpensionäre ab. In diesem Zusammenhang taucht auch stets das Thema Schwarzarbeit auf – immer generell und anonym bezogen. Ganz entscheidend ist, daß der eigene Geldmangel mit einer Aura der Beschämung und Vertuschung umgeben ist. Man möchte auf keinen Fall als arm dastehen. Um diesen Eindruck zu vermeiden leistet man sich gelegentlich sogar einen demonstrativen Konsum, um zu zeigen, daß man flüssig ist. Ein Pfarrer erzählt, daß er Leute kenne, die sich im Fachgeschäft teure Unterwäsche kaufen, wo es sie doch für wenige DM auf dem Burbacher Wochenmarkt gäbe. Den Geldmangel erkennt man vor allem an verstohlenen Blicken und beiläufigen Bemerkungen. Die Kneipengänger zum Beispiel schauten sich, auch mir, ins Portemonnaie und machten frotzelnde Bemerkungen der Art: kannst du überhaupt noch ein Bier zahlen? Ein gut verdienender Angestellter, der heute noch auf der Hütte arbeitet, vertraute mir an, daß er sein Geld nicht mehr in der Burbacher Bankfiliale abhebt, sondern extra in die Stadt fährt. Er habe die Blicke hinter sich in der Schlange vor dem Schalter nicht mehr ertragen, wenn er 500 oder 1000 DM abhob und alle anderen 50 oder höchstens 100 DM. Der Frühpensionär ist nicht arm – er hat ja zum Beispiel noch ein Konto –, sondern er lebt kärglich, beengt, „ärmlich“.

Die Beschämung drückt sich noch an anderen Stellen aus. Die Frühpensionäre kriegen eine Gänsehaut, wenn sie sich eine sozialstaatliche Amtsstube

vorstellen. Als formell Arbeitslose mußten sie in bestimmten Abständen beim Arbeitsamt antanzen. Nicht allein, daß sie so daran erinnert wurden, letztlich eben doch nur ganz normale Arbeitslose zu sein, machte ihnen zu schaffen, sondern vor allem die Abhängigkeit von dem Beamten. Sie hatten ein kafkaeskes Gefühl. Sie sagen, es sei sehr darauf angekommen, wie der Beamte die peinliche Situation gemeistert habe. Sie waren erleichtert, wenn sie auf einen trafen, der zum Beispiel fragte: „Was machen Sie denn für ein läädich Gesicht? Was, Sie haben Wechselschicht gearbeitet? Das hat mein Vadder aach. Das kenn ich. Da durften wir als Kinner nie laut sein.“ Andere machten die gegenteilige Erfahrung. Einer redete auf Normal-Burbacherisch die Angestellte auf dem Arbeitsamt mit „Mädele“ an. Da fuhr ihn der Boß im Zimmer an: „Haben Sie keinen Anstand gelernt?“ Er: „Ich bin in Burbach groß geworden. Da habe ich Anstand gelernt.“ Er war über die Zurechtweisung so verärgert, daß er sich zusammenreißen mußte. Auch das Bier auf dem St. Johanner Markt, mit dem er seinen Ärger runterspülen wollte, schmeckte ihm nicht. Er schimpfte auf die „Beamten“ und die „Stadt“.

Noch deutlicher wurde die Beschämung und die Abwehr, wenn ich fragte, ob die massenhafte Frühpensionierung „für Burbach ein Problem“ geworden sei. Da verwiesen sie auf Ausländer, Jugend- und Langzeitarbeitslose, Verwahrlosung der Jugendlichen u. a. Vor diesem Hintergrund wollen sie unter gar keinen Umständen ein „Problem“ sein, wollen nicht in denselben Topf geworfen werden. Meine Recherchen über die Frühpensionierung veränderten sich unter der Hand zu Einblicken in das veränderte, zu einem sozialen Brennpunkt gewordene Burbach. Damit wollen sie nichts zu tun haben. Darin fühlen sie sich fremd und unwohl. Das ist ein Hauptgrund für die überraschend starke Abkapsel-

Sozialhilfeempfänger nach Haushaltstyp Stadt Saarbrücken 1988:

Alleinstehende	44 %
Alleinerziehende mit Kindern	22,5 %
Ehepaare mit Kindern	12,5 %
Ehepaare ohne Kinder	5,5 %
Sonstige	15,5 %

lung, Isolierung und Privatisierung, also für den Rückzug aus der Gemeinde.

Unterm Strich läßt sich feststellen, daß die massenhaften Frühpensionierungen besser verkraftet wurden als anfangs von allen Seiten befürchtet wurde. Die materielle Grundsicherung durch den Sozialplan war die wesentliche Voraussetzung dafür. Der Sozialstaat hat sich insoweit bewährt. Die Betroffenen haben sich still mit ihrer Situation abgefunden. Vom damaligen Aufbäumen und politischem Widerstand gegen die Arbeitsplatzvernichtung ist kein Funke mehr zu spüren. Inzwischen löst sich diese „soziale Frage“ auch mehr und mehr von selbst, nämlich dadurch, daß die meisten in's normale Rentenalter hineingewachsen sind. Auf der anderen Seite hat die Frühpensionierung, im Kontext anderer Veränderungen in Burbach, zu einer eklatanten Verarmung des sozialen Lebens in der Gemeinde mit beigetragen. Die Frühpensionierten sind für ihresgleichen, für die Rest-Hütte, für die Sozialexperten und Politiker, kurzum für die Gemeinde unsichtbar geworden. Von der Gemeinde, in der dies geschehen konnte, soll nun die Rede sein.

Sozialer Brennpunkt Burbach

Im April dieses Jahres stellte der Burbacher Bezirksbürgermeister Schmidt in einem Interview mit dem Haltestelle-Express – dem Info-Blatt der Caritas-Begegnungsstätte in der Bergstraße – fest: „Im Stadtteil Burbach ist auch heute noch fast jede fünfte Erwerbsperson arbeitslos, wobei der Anteil der jugendlichen Arbeitslosen mit Sorge betrachtet wer-

den muß... Die sich durch das Kumulieren von geringen Einkommen, Arbeitslosigkeit, unzureichendem und unzumutbarem Wohnraum ergebenden Probleme, die nur allzu oft zur Verwahrlosung bzw. Gewalttätigkeit führen, geben den Betroffenen und den dort Heranwachsenden kaum eine Chance, ohne Hilfe unser aller aus dieser Trostlosigkeit herauszufinden in eine hoffnungsvollere Zukunft.“

Im Stadtteil tätige Sozialarbeiter bezeichnen Burbach ohne Einschränkung als „sozialen Brennpunkt“. Das Amt für Stadtentwicklung und Statistik der Stadt Saarbrücken diagnostiziert, daß Burbach „explodiert“ und „verslumpt“.

Um zu verstehen, welche Vorgänge sich hinter diesen düsteren Urteilen und Prognosen der Sozialexperten und politischen Verantwortungsträger verbergen, muß man kurz in Erinnerung rufen, was für eine soziale Gebilde Burbach in der Vergangenheit war. Es war eine äußerst homogene und autarke Arbeitergemeinde, die zwar zwei soziale Brennpunkte (den Matzenberg und die Fennerstraße) hatte (und noch hat), aber selbst alles andere als ein sozialer Brennpunkt war. Im Gegenteil, Burbach war traditionell das Modell einer sozial intakten und vitalen Gemeinde. Nicht von ungefähr nannten und nennen die Burbacher ihr Burbach „das Dorf“. In der Tat, wenn man sich in die Vergangenheit vertieft, dann drängen sich eher Vergleiche mit einem traditionellen Dorf als mit einer Stadt auf. Zwar war Burbach im Stadtteilvergleich stets einkommensschwach. Zwar haben die wirtschaftlich schwierigen Zeiten nach den beiden Weltkriegen hier in besonderem Maße zu Härten geführt. Aber dies hat den starken dörflichen Zusammenhalt nicht gebrochen. Fast alle lebten nach dem gleichen Lebensmuster und hatten in etwa die gleichen Lebensperspektiven. Wie selbstverständlich folgten die Söhne und Schwiegersöhne den Vätern auf die Hütte. Fast alle hatten die gemeinsame Erfahrung der Arbeit und des Wohnens, zumal sehr viele, besonders im Distrikt Ottstraße, in Werkwohnungen wohnten. So entstand ein stabiles, eng vernetztes Sozialleben, einschließlich einer starken sozialen Kontrolle wie halt eben auf dem Dorf. Es gab ein reges Vereinsleben. Die Burbacher waren stolz Burbacher zu sein. Sie identifizierten sich mit ihrem „Dorf“. Saarbrücken lag für sie ziemlich weit weg. Mit der „Stadt“ wollten sie wenig zu tun haben.

Man kann sich den Sozialcharakter beispielhaft am Einfluß der katholischen Kirche – zwei Drittel

Sozialhilfeempfänger je 100 Einwohner Saarland 1989:

Stadtverband Saarbrücken	8,6	
Stadt Saarbrücken	8,1	
Kreis Merzig	5,9	
Kreis Neunkirchen	6,5	
Kreis Saarlouis	6,3	
Saar-Pfalz-Kreis	5,7	
Kreis St. Wendel	4,5	
Saarland insgesamt	6,8	(1975: 3,5)
BRD (West)	5,3	(1975: 3,3)

(Quelle: Statistisches Landesamt im Saarland, 1990)

der Bewohner sind katholisch – verdeutlichen. Als vor der Jahrhundertwende die Arbeiter aus der Eifel, dem Hunsrück und aus Lothringen nach Burbach strömten, nahm sich die Kirche ihrer Probleme sorgend, ordnend und auch kontrollierend an. Sie wurde zu einer wichtigen Integrationskraft. Das kirchliche Leben blühte. Der sonntägliche Kirchenbesuch war wie der Familienspaziergang am Nachmittag für die allermeisten bis in die 50er Jahre ein festes Ritual. Nach und nach entstanden drei katholische Kirchen. Allein die älteste, St. Eligius, hatte neben dem Pfarrer bis zu fünf Kapläne. Die Kirche vermochte es, ihren Moralvorstellungen und Erziehungspraktiken Geltung zu verschaffen. Es wird berichtet, daß der Pfarrer es sich leisten konnte, 20jährigen Männern die Ohren lang zu ziehen, wenn sie auf der Straße zusammen mit einem Mädchen gesehen wurden. In den 30er Jahren wurde ein großes Vereinshaus errichtet, das auch nichtkirchlichen Vereinen offenstand und täglich ausgebucht war. Heute sind die Kirchen und auch das Vereinshaus fast leer (nur 8 % Kirchenbesucher), obschon die Pfarrer sich mehr denn je der speziellen Probleme der Burbacher annehmen und fast mehr Sozialarbeiter als Glaubens- und Sittenwächter geworden sind. Vergleichbares könnte auch über die beiden evangelischen Gemeinden berichtet werden. Freilich ist der sich darin ausdrückende Wandel nicht burbach-spezifisch und kann vor allem nicht primär der Stahlkrise angerechnet werden. Der gleiche Vorgang des Bedeutungsverlustes ehemals hoch-integrativer Institutionen ist bis ins letzte Dorf auf dem flachen Land zu beobachten. Burbach-spezifisch aber ist, daß die Folgen der Stahlkrise die Lücke, das heißt das Zerbröckeln sozial-integrativer Institutionen, besonders drastisch verdeutlicht. Und daß nach und nach auch andere Vernetzungen und Stützungs-kontexte wie Nachbarschaft usw. verloren gingen und keine neuen Gemeinschaftsformen entstanden.

Burbach leidet unter zwei Lasten: der hohen Arbeitslosigkeit und dem Zuzug sozial schwacher Bevölkerungskreise – Alleinerziehende, kinderreiche mit geringem Einkommen, Ausländer –, die sich die Mietpreise in anderen Stadtteilen nicht leisten können. Die schlechte Bausubstanz des Stadtteils vertreibt junge angestammte Burbacher Familien mit ausreichendem Einkommen und zieht mittellose Fremde an. Die Bevölkerungszahl ist in den letzten 20 Jahren um ca. 20 % geschrumpft (von 19000 auf 15000). Die Fluktuation ist aber wesentlich höher

als diese Zahl erkennen läßt. Wenn die Pfarrer ein viertel Jahr nach der Umzugsmeldung die Neueingezogenen besuchen wollen, ist ein großer Teil von ihnen schon nicht mehr in der Wohnung. Kurzum: zu den in der Gemeinde unter der eingesessenen Bevölkerung entstandenen Problemen gesellen sich in massiver Weise anderswo entstandene. Erst durch die Kumulation wird ein Mechanismus in Gang gesetzt, der den traditionellen Zusammenhalt – das „Dorf“ – rapide zerstört und Burbach mehr und mehr zu einem sozialen Brennpunkt macht. Der Kern der angestammten Burbacher fühlt sich an den Rand gedrängt und als fünftes Rad am Wagen. Ein Mittelschichtbürger, der eine „gute“ Wohnung anzubieten hatte, erzählt erbittert von seiner Erfahrung. Als er den Anrufern auf Nachfrage sagte, wo die Wohnung liegt, habe er sich zigmal anhören müssen: „Burbach? Nein Danke.“ Wen kann es wundern, wenn sich da Fremden-, insbesondere Ausländerfeindlichkeit, breitmacht. Wer hier aufgewachsen ist und noch etwas von der alten Burbacher Identität in sich hat, distanziert sich von diesem „explodierenden“ neuen Burbach, möchte nicht damit verwechselt werden, selbst wenn er materiell nicht in wesentlich besseren Verhältnissen lebt. Dieses Bestreben, nicht dazu gehören zu wollen, bestimmt ja auch das Verhalten der Frührentner.

Ein Blick auf die Sozialstatistik macht diese Situation schlagartig klar. Der Anteil der Erwerbslosen (Personen zwischen 15 und 64 Jahren, die in keinem Arbeitsverhältnis stehen, aber Arbeit suchen, unabhängig davon, ob sie beim Arbeitsamt gemeldet sind) beträgt in Burbach nach 1989 veröffentlic-

Gründe für die Gewährung von Sozialhilfe Stadt Saarbrücken 1988:

Arbeitslosigkeit	39 %
Krankheit/Tod/Ausfall des Ernährers	27 %
Unzureichende Versorgungsansprüche bzw. Erwerbseinkommen	16,5 %
Sonstige Ursachen	18,5 %

(Quelle: Sozialdezernat Stadt Saarbrücken, 1990)

ten Angaben 22,2 %, bei den Männern sogar 24,3 % (zum Vergleich: Saarbrücken insgesamt 14 %, Rotenbühl 9 %). Das ist die höchste Quote im Stadtteilvergleich wenn man vom Distrikt Folsterhöhe, der ja kein gewachsener Stadtteil, sondern eine auf die Wiese gestellte Brennpunktsiedlung ist, absieht.

Würde man dazu noch die Erwerbslosen zählen, die Frührentner sind, sowie die zahlreichen Jugendlichen, die durch das Berufsvorbereitungsjahr und ähnliche schulische Maßnahmen, durch Eingliederungshilfe des Arbeitsamtes und durch AB-Maßnahmen „aufgefangen“ werden, dann käme man bei den Männern auf einen Erwerbslosigkeitsanteil, der vermutlich über 40 % liegen dürfte. Die Erwerbslosigkeit trifft alle Altersklassen. Zwar ist die Jugendarbeitslosigkeit generell im Saarland zum Glück stark rückläufig in den letzten Jahren. Die Aussagen des Bezirksbürgermeisters und der Sozialexperten lassen aber erkennen, daß in Burbach dieses Problem keineswegs gelöst ist.

Burbach (10,3 %) hat nach Brebach (11,4 %) den höchsten Ausländeranteil. Der Unterschied zu Brebach ist jedoch, daß die Burbacher Ausländer zum größten Teil von staatlichen Transferleistungen leben, während die Brebacher Ausländer dank der rauchenden Schloten der Halberger Hütte in Arbeit sind. Auf der Grundlage der Volkszählung 1987 hat das Amt für Stadtentwicklung und Statistik einen kumulativen Indikator für „Personen in wirtschaftlich schwieriger Lage“ entwickelt. Auch danach liegt Burbach mit 39,2 % an der Spitze aller Stadtteile (Saarbrücken 25,3 %, Rotenbühl 9 %). Der für den strapazierten Stadtsäckel relevanteste Armutsindikator ist die Zahl der Sozialhilfeempfänger. Wiederum nimmt Burbach mit 14 % den ersten Platz ein (Saarbrücken 8,1 %). Die Zahl der Sozialhilfeempfänger erhöhte sich in Burbach allein zwischen 1978 und 1986 um 99 %! Auch was die Bausubstanz und Wohnungsqualität anbelangt, weist die Statistik Burbach im Vergleich der Stadtteile die schlechteste Position zu.

Diese Zahlen belegen: in Burbach gehören etwa zwei Fünftel der Einwohner zu den sozial Schwachen. Sie leben auf bzw. nur wenig über dem Niveau der Sozialhilfe oder Arbeitslosenhilfe. Zu dieser vom Stadtamt für Statistik als „dramatische Armutsentwicklung“ bezeichneten Situation ist es im Verlauf der 80er Jahre als Folge der Stahlkrise gekommen. Aus (relativer) Armut entsteht ein Teufelskreis von sozialen und psychischen Problemen. Die lang

fristig folgenreichsten sind gewiß diejenigen für die Kinder und Jugendlichen, also für das Sozialisationsmilieu und die Bildungs- und Qualifikationsentwicklung. Besonders in dieser Hinsicht kann die Statistik einen traurig stimmen.

Jugend ohne Chance

In einer Arbeitergemeinde des Stahlarbeitertyps war formale Bildung nie ein besonders hoch geschätztes Gut. Die Arbeit in der Produktion der Hütte war eine Angelerntentätigkeit. Man lernte das Nötige informell, durch Abgucken und jahrelange Erfahrung. Man fing als 3. Konvertermann an, wurde 2. Konvertermann und eventuell schließlich 1. Konvertermann. So war es in allen Tätigkeitsfeldern, vom Hochofen bis in's Walzwerk. Wichtiger als formale Bildung war für's Leben, überhaupt den sicheren Arbeitsplatz auf der Hütte zu bekommen. War man drin, dann hatte man ausgesorgt, auch qualifikatorisch. Man konnte sich sogar als etwas Besonderes fühlen. Man hatte eine Ehre. Denn die Hüttenarbeit hatte einen heroischen Nimbus bis in die Schulbücher der Nation. Kein Wunder also, daß für die Vergangenheit in Burbach von keiner Bildungsexplosion zu berichten ist. Für das „Stahlzeitalter“ reichte der Hauptschulabschluß. Beunruhigen muß aber, daß sich darin auch in den letzten beiden „Bildungs-Jahrzehnten“ nichts geändert hat. Auch heute haben nur 6 % der Burbacher Bevölkerung das Abitur und 10 % den Realschulabschluß, zusammen also 16 % (Saarbrücken = 34 %, Rotenbühl = 75 %). Wiederum nehmen sie damit den ersten Platz auf der Negativliste ein. Nun könnte man vermuten, daß Burbach eine Bildungsreserve hätte, die sich „wenigstens“ in einem guten Hauptschulabschluß bemerkbar machen würde. Das Gegenteil ist der Fall. Der Stadtteil Burbach hat die höchste Versagerquote in der Hauptschule. In einem Fünfjahresdurchschnitt haben 33 % (!) den Hauptschulabschluß nicht geschafft. Auch die Sitzenbleiberquote in der Hauptschule ist die höchste und ebenso die Zahl der Sonderschüler.

Die Qualifikationsvoraussetzungen und damit die langfristigen Berufschancen der Burbacher Jugendlichen sind schlichtweg miserabel. Zwischen den Qualifikationsanforderungen der modernen Berufswelt und der Qualifikations- und Motivationssituation der Jugendlichen und jungen Erwachsenen klafft eine immense Lücke.

Einen Blick in die familiäre Sozialisationsituation vermittelt die Jugendhilfestatistik. Danach hat Burbach die meisten stationären Hilfen für Minderjährige, die meisten Fälle von „Regelung der elterlichen Sorge“ durch das Jugendamt, die meisten ambulanten Hilfen für Minderjährige („Erziehungsbeistandschaften“) und steht mit Malstatt und Alt-Saarbrücken an der Spitze der Häufigkeit von Jugendgerichtshilfe. Ein Vergleich mit 1979 veröffentlichten Daten zeigt, daß Burbach auf diesem Gebiet erst in den 80er Jahren stark „abgesackt“ ist.

Unter dem Titel „Die Zweidrittel-Gesellschaft“ – der auf Burbach bezogen leicht untertrieben ist –, erstellte das Jugendamt Saarbrücken 1987 eine Situationsbeschreibung der Sozialpädagogen in den Jugendzentren der Stadt über die dortigen Zustände und über das Verhalten der Jugendlichen. Was die Betreuer aus den JUZ's der „problematischen“ Stadtteile – neben Burbach noch Malstatt, Försterstraße und Folsterhöhe – schildern, ist geeignet, den Eindruck, den die „toten Zahlen“ der Statistik zur Sozialisations- und generellen Armutssituation hinterlassen, ebenso zu untermauern und zu konkretisieren, wie die Aussagen der von mir befragten Sozialarbeiter und Pfarrer in Burbach. Beide Quellen geben dieselben Auskünfte. Sie registrieren einen extremen Anstieg von Gewalttätigkeit unter den Jugendlichen, insbesondere den jüngeren zwischen 12 bis 15 Jahren: blindes Zuschlagen, grundlos jemand zusammentreten, „Türken kloppen“. Gewalt wird verherrlicht. Rocky, Rambo und Hitler sind die Vorbilder. Sachzerstörungen sind an der Tagesordnung. Die Jugendlichen verbringen einen großen Teil ihrer Zeit mit Video-Gucken, und zwar solche der entsprechenden Machart wie Zombi, Horror und Rambo. Die Jungen sind „hyper-nervös“ und „hyper-aktiv“. Sie ahmen in Gehabe und Kleidung einen Macho-Körperkult nach. Die Mädchen sind interessenlos und warten passiv auf den Freund. Das politische Interesse ist bei beiden Geschlechtern „gleich Null“. Schuleschwänzen ab der 7. Klasse „enorm“. Bis auf wenige Ausnahmen – meist Mädchen – halten die Hauptschüler die Schule für reine Zeitverschwendung. Die 14-jährigen haben „in der Regel“ kaum Schreiben gelernt. Ihr Sprachvermögen ist eingeschränkt, ebenso das Durchhaltevermögen. Die Pfarrer berichten von einer Zunahme von Retardierungen im Spracherwerb aufgrund von mangelnder elterlicher Betreuung im Kindergarten. Regelmäßiges Rauchen beginnt mit elf bis dreizehn.



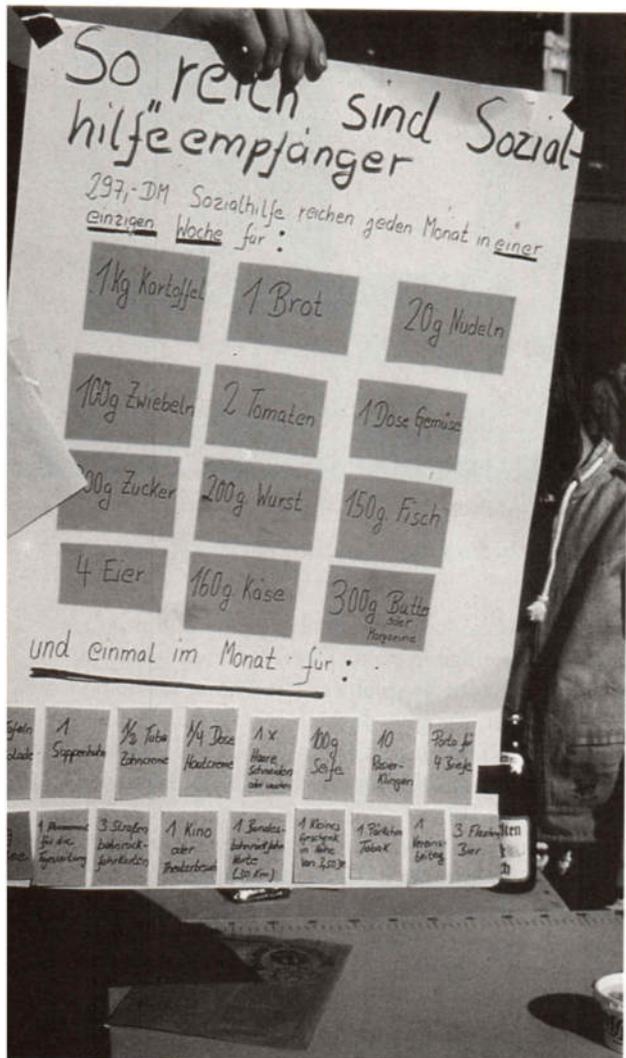
„Geschäftsbedingungen“ in Second-Hand-Läden

Starker Alkoholkonsum gilt als normal und ist verbreitet. Diejenigen, deren Eltern abends nicht zu Hause sind, zum Beispiel weil die Mutter als Bedienung arbeitet, streunen die halbe Nacht auf der Straße herum. Viele klauen. Einige haben sich zu Banden zusammengeschlossen und verüben Einbrüche. Sogar von heimlicher Prostitution ist die Rede. Sexuelle Kontakte haben fast alle ab vierzehn, durchweg ungeschützt, trotz aller Aufklärungsbemühungen. Die Berufsperspektive vieler Jungen ist zwölf Jahre Bundeswehr, bei den Mädchen die Hausfrauen- und Mutterrolle.

Die Schilderungen derer, die beruflich mit den Jugendlichen im Armutsmilieu umgehen, sind ein Panoptikum der Verwahrlosung und Verrohung. Welche Chance haben diese Jugendlichen, jemals eine einigermaßen stabile Berufsperspektive zu erlangen? Selbst auf der Hütte der vergangenen Zeit wären viele von ihnen wohl nicht aufgenommen worden. Wie ganz anders war das früher! Auch damals drehten Jugendliche auf der Hütte schon mal „Knöpp“. Dann drückte man, wie ein Frührentner erzählt, ein Auge zu, „weil man den Vater kannte und der das Ding wieder zurechtbog“.

Guter Wille und Grenzen des Sozialstaates

Von Burbach nach Birmingham? Trotz vieler Ähnlichkeiten – Nein! Der Unterschied liegt in dem sozialstaatlichen Auffangnetz. Man kann dem Staat, der Stadt und den Kirchen nicht vorwerfen, daß sie die Not Burbachs kalt ließe. Der Stadtteil ist – salopp gesagt – zu einem Eldorado der Sozialhilfe, der Sozialarbeit, von Maßnahmen, Interventionen und Projekten geworden. Um sich in dieser Vielfalt zu rechtzufinden, wurde ein „Sozialwegweiser Burbach“ veröffentlicht. Burbach erscheint fast planquadratisch aufgeteilt in „Zielgruppen“: Schülerhilfe, Jugendarbeit, Alleinerziehende, Jugendarbeitslose,



So stellt sich die Frage: Was können die Veranstalter und Betreuer der „planquadratischen“ Maßnahmen ausrichten?

Die ich befragte, waren sich alle ihrer sehr begrenzten Einwirkungs- und Veränderungsmöglichkeiten bewußt. Den Teufelskreis von Arbeitslosigkeit, Armut und Verwahrlosung bzw. psychischer Verelendung können sie nicht knacken, den Trend nicht umkehren. Sie sagen, man dürfe keine hohen Erwartungen haben, man müsse „positiv denken“, sonst könne man es gleich lassen. Offensichtlich muß man in diesem Feld eine hohe Frustrationstoleranz haben, sonst hält man es nicht durch. Es gab in den letzten Jahren Sozialarbeiter und auch einen Pfarrer in Burbach, die offensichtlich zu hohe Ziele hatten. Sie haben sich zerrieben, resignierten und sind nicht mehr da.

Nehmen wir als Beispiel die Neue Arbeit Saar, eine Einrichtung des Diakonischen Werkes und der Stadt. Ursprünglich aus den Problemen Burbachs erwachsen, arbeitet sie heute nicht mehr stadtteil-spezifisch, sondern auf die gesamte Stadt bezogen. 130 schwer vermittelbare Arbeitslose aus den sozialen Problemgebieten – die meisten älter als 25 Jahre und länger als zwei Jahre arbeitslos – erhalten hier eine einjährige Qualifizierungsmaßnahme, während der sie Sozialhilfe bekommen. Ein Drittel hat keinen Schulabschluß, drei Fünftel keinen Berufsabschluß, vier Fünftel sind suchtgefährdet, die meisten verschuldet (ein Viertel hat Lohnpfändung), von den Frauen sind zwei Fünftel geschieden und vier Fünftel Alleinerziehende. Das Hauptziel der Maßnahme ist, ihnen die sekundären Arbeitstugenden (regelmäßiges Erscheinen, Fehlzeiten vermeiden, Durchhaltevermögen, kurz: „Arbeitsmoral“) zu vermitteln, sie psychisch zu stabilisieren, ihre sozialen Problemfelder zu „beruhigen“ (Schulden in den Griff kriegen, Räumungsklagen vermeiden usw.) und soziale Geschicklichkeiten, wie sich bewerben können, aufzubauen. Etwa 40 % der Teilnehmer finden im Anschluß an die Maßnahme eine Hilfsarbeiterstelle. Wie lange sie aber durchhalten, was langfristig aus ihnen wird, entzieht sich dem Blick der Betreuer. Sie schätzen, daß es am Ende kaum 10 % sein dürften, die dauerhaft eine Chance auf dem Arbeitsmarkt haben. Die meisten seien zu stark de-motiviert, viele körperlich-psychisch so „fertig“, daß sie auf Dauer nur eingeschränkt arbeitsfähig seien. Es sei sehr

Langzeitarbeitslose, Schuldner, Ausländer, Obdachlose usw. Selbst die Kleingärtner im Füllengarten haben eine spezielle sozialarbeiterische Betreuung.

Während Burbach ein Beispiel für den guten Willen des Sozialstaates ist, die totale Verelendung abzuwehren und Zeichen der Hoffnung zu setzen, steht Birmingham – oder Harlem, oder Bronx – für den Umgang einer gleichgültigen Klassengesellschaft mit den Armen. Sie werden ihrem Schicksal überlassen, aus der Gesellschaft entlassen und moralisch verdammt. Nur wenn Jugendliche ganze Straßenzellen in Flammen aufgehen lassen und der Polizei den Krieg erklären, erinnert sich die Gesellschaft ihrer skandalösen Existenz. Bei uns wird die Armut durch Mindestabsicherung und Verwaltung „relativiert“. Das macht, daß die Reichen besser schlafen können. Aber es macht auch, daß die Armen mehr zu Essen haben. Wir vergessen nicht, daß es sie gibt. Wir schreiben sie nicht ab. Aber wir sind nicht in der Lage, ihnen die „neue Schrift“ beizubringen, – die Schrift, die das Ticket für die Erfolgsgesellschaft ist.

schwer etwas zu erreichen. Viele wollten sich auch gar nicht helfen lassen. Die Mitarbeiter der Neuen Arbeit Saar können sich eine Verbesserung ihrer Arbeitsmarktchancen nur dadurch vorstellen, daß man, ähnlich wie beim Behindertenausweis, einen Ausweis für „eingeschränkte Arbeitsfähigkeit“ ausstellt und den Arbeitgebern Pflichtquoten bzw. Ausgleichsabgaben auferlegt. Bürokratische Arbeitsmarktreglements als Ausweg aus der Vergeblichkeit von Sozialhilfe und Sozialarbeit? Die Helfer erkennen ihre Hilflosigkeit und rufen nach mehr, mehr Hilfemaßnahmen.

Modernisierung braucht Zeit

Was ist geschehen mit Burbach? In einem gewissen Sinne etwas ganz Normales. Burbach hat sich, soziologisch gesprochen, „modernisiert“. Die moderne Gesellschaft ist gekennzeichnet durch die Auflösung gemeinsamer Klassen- und Lebenslagen, durch Differenzierung und Individualisierung. Burbach war in diesem Prozeß ein Nachzügler. Solange die Hütte Bestand hatte, blieben die vereinheitlichende Lebenslage und der kollektive Erfahrungszusammenhang erhalten. Das eigentliche Problem Burbachs ist, daß es unvorbereitet und mit einem Schlag und unter der ungünstigsten Voraussetzung, nämlich der Massenarbeitslosigkeit, sozusagen von heute auf morgen in die Modernität geworfen wurde. Es gab keine Zeit, sich an die modernen Herausforderungen anzupassen und mit ihnen zu experimentieren; keine Möglichkeit, die Geschicklichkeiten, Qualifikationen und Motivationen zu erwerben, die zum Mitspielen in der dynamischen Gesellschaft erforderlich sind. Das Mithaltenkönnen in der individualisierten Gesellschaft geht wesentlich über berufsqualifikatorische Prozesse. Diese setzen eine Veränderung der psycho-sozialen „Ausstattung“ voraus. Im allgemeinen vollzieht sich das in generationenlangen Mobilitätsprozessen: der Großvater war Angelernter, der Vater Facharbeiter, der Sohn Angestellter usw. Für das Entstehen dieser Aufwärtsmobilität, dieses familiäre und individuelle

Streben nach „oben“, fehlt in Burbach generative Zeit und Gelegenheit. Das Gegenteil ist eingetreten: eine Abwärtsspirale, eine Nicht-Teilnahme am gesellschaftlichen „Fortschritt“. Nicht, daß das „Dorf“ sich aufgelöst hat ist das Besondere, sondern daß an seiner Stelle keine lebensfähige „Stadt“ entstanden ist. Burbach hängt am Tropf der sozialstaatlichen Leistungen und kommt doch nicht auf die Beine. Ich habe den Rotenbühl als den wohlhabendsten Teil der Stadt zum Vergleich zitiert. Die Rotenbühler zahlen die Almosen für Burbach.

Was wäre zu tun? Das Dringendste ist, der Abwärtsspirale Einhalt zu gebieten durch Ansiedlung von Arbeitsplätzen, denen die Burbacher mit ihrem heutigen Qualifikationsstand genügen können. Also gerade keine hochqualifizierten Arbeitsplätze, sondern industrielle Arbeitsplätze mit mittleren Qualifikationsanforderungen. Ein gutes Beispiel, wie man an den Bedürfnissen der Burbacher vorbeigehen kann, ist das Saarbrücker Innovations- und Technologie-Zentrum (SITZ), das auf dem Heckelgelände angesiedelt wurde. Es ist ein florierendes Projekt daraus geworden. Zahlreiche EDV-Spezialisten und Techniker haben einen Arbeitsplatz hier gefunden. Aber einen Burbacher findet man nicht darunter. SITZ ist für Burbach ein WITZ, so der Tenor aller, mit denen ich sprach. Die Burbacher wollen sich nicht für high-tech-Werbung mißbrauchen lassen. Sie brauchen Arbeitsplätze, die unter anderen für das Klientel der Neuen Arbeit Saar in Frage kommen können. Sie brauchen durch solche Arbeitsplätze erst einmal Geld, um ihr Leben stabilisieren zu können. Und dann ein bis zwei Generationen Zeit, um den Anschluß zu finden. Ihr größtes Unterpfeiler dabei, Zeit für den Anschluß an den D-Zug der Moderne zu finden, ist ihr riesiges Hüttengelände. Aber das wartet, wie Burbach insgesamt als soziales Gebilde, auf die Beseitigung der Altlasten, auf eine „Revitalisierung“. Burbach steht nicht alleine da. Es hat etliche Verwandte. In der Stadt, im Saarland, in der BRD-West und ganz besonders in der BRD-Ost.

„Mantelwerner“, ein Lebensphilosoph in der Erfolgsferne

Von Fritz Abenhausen

Der folgende Text ist ein Auszug aus einer Untersuchung über Land- und Stadtreicher im Raum Saarbrücken, die Fritz Abenhausen auf Veranlassung des Caritas-Verbandes Saarbrücken in den Jahren 1984 und 1985 durchgeführt hat. Die Untersuchung basiert auf einer qualitativen Befragung von 66 „Land-“ und 15 „Stadtreichern“.

Juristisch neutral als „Nichtseßhafte“ bezeichnet, werden sie von vielen Seßhaften als „Penner“ oder „Asoziale“ stigmatisiert und von den Sozialbürokratien vorurteilsfrei als „Bürger ohne Wohnung“ verharmlost. Von jenen, die ihre Seßhaftigkeit als Enge erleben, werden sie andererseits zu Freiheitshelden stilisiert, eine Romantisierung, die von den Nicht-Seßhaften zur Stabilisierung ihres Selbstwertgefühls allzugerne übernommen wird.

Ein Blick auf ihre tatsächliche Lage zeigt aber, daß die genannten Bezeichnungen die „nichtseßhafte Wirklichkeit“ nur spärlich einfangen: sie sind ja nicht nur ohne Wohnung, sondern völlig verarmt, sie haben in der Regel nur das, was sie auf dem Leibe tragen, sie haben keine Arbeit, kein Familienleben, kein Eigentum; sie liegen auf der Straße, sie sind in der Gosse gelandet. Sie leben in einem Meer von Mangel; Hunger und Durst, Kälte und Einsamkeit setzt ihnen zu. Nicht nur ihre soziale, auch ihre physische Existenz ist gefährdet (besonders im Winter).

Abenhausens Hauptthema ist die Herausarbeitung der Ambivalenz „nichtseßhaften Daseins“: die Not lehrt auch zu denken und macht gewitzt. Manchen Besitzbürgern erscheinen diese „Habenichtse wie Paradiesvögel unter kreuzbraven Spatzen“. Nicht selten sind sie ja „Lebensphilosophen. Sie singen das Lied der Kameradschaft, preisen die Natur, leben die Gegenwart oder finden ihren Halt im Glauben.“ Insofern sind sie nicht nur ein Schreckbild sondern ein heimliches Wunschbild des Seßhaften.

Was hier allerdings als „Lebensphilosophie“ hochtrabend daherkommt, enthüllt sich zumeist als eine aus der Not geborene psychophysische und psychosoziale Überlebensstrategie. Und doch erleben diese „Lebensphilosophen in der Erfolgsferne“ offensichtlich auch jene Lebenszufriedenheit, die einem Leben in der Erfolgsnähe der Arbeits- und Leistungsgesellschaft oft abgeht. Daß drei Viertel der 66 interviewten Landstreicher die Frage, ob sie eine solche „Philosophie“ hätten, positiv beantworteten, verwundert daher nicht.

Der von uns gewählte Auszug dokumentiert den „Fall Mantelwerner“. Mantelwerner ist einer der 15 befragten Stadtreicher, die ihre Heimat in Saarbrücken haben. Er verkörpert so etwas wie eine „anachronistische Utopie“. Die Erfolgsferne ist so groß, daß ihn die Erfolgsnähe kaum mehr verführbar machen kann. Und so gelingt es ihm im Gegensatz zu seinen „erfolgsnahen Kollegen“ so anachronistische Tugenden, wie Ehrlichkeit, Sauberkeit und „Trockenheit“ zu konservieren und eine pfadfinderhafte Naturnähe ohne Ökokult zu praktizieren, die ihm trotz höheren Alters bessere Überlebenschancen zu sichern scheinen.

Peter Schmitt-Egner

Vor allem trägt er Mäntel, der ganze Kleiderschrank wird mitgetragen. Das hat zu seinem Spitznamen „Mantel-Werner“ geführt. Er trägt „zwei Mäntel. Manchmal hab ich vier, fünf Mäntel an. Und dann noch zwei Jacken und Pullover.“ Ursprünglich von der Konstitution eines Don Quichote, wird durch Mäntel, Jacken und Pullover die Leibesfülle eines Sancho Pansa gewonnen. In den Mänteln ist er den Gefahren durch Mensch und Natur ausgesetzt und gibt sich den Leidenschaften des Wanderns, Essens und Trinkens hin, bekämpft so bedrückende Langeweile. In seinem Kopf, hoch über den Mänteln, geraten Ehrlichkeit, Klugheit und Mißtrauen immer wieder ins Gedränge.

Gefahren durch Mensch und Natur

Die Fülle der Mäntel schützt: im Sommer vor der Hitze, im Winter vor der Kälte – dann ersetzen sie den Schlafsack. Die anderen nehmen die vielen Mäntel als Anlaß für ihre Spottlust. Manche sind auch erpicht auf die Barschaft, die sie in dem Kleiderberg vermuten. Diese vermutete oder tatsächliche Barschaft ist die Einbruchsstelle für Unheil. So bringen die Mäntel beides: Schutz und Gefahr.

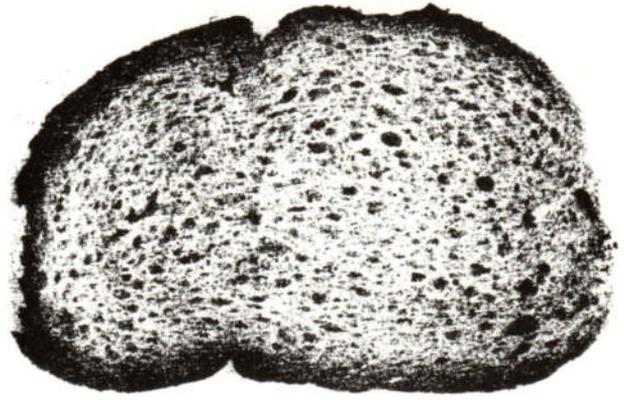
Die Mäntel bilden eine Festung und dennoch gibt es dabei zwei Gefahrenpunkte: wenn die Mäntel abgelegt werden und der von den Mänteln nicht geschützte Kopf. Eine Reihe von Stories kreisen nun

um dieses Ablegen des Mantels und um den unbedeckten Kopf, der sich ja nicht verkriechen kann wie bei einer Schildkröte, einem Igel. Die Mäntel sind keine so sichere Festung, als daß man nicht auf der Hut sein müßte. Von früh auf geschlagen, doch nicht verschlagen genug, die Konfrontation zu wagen, wird eher die Gefahr vermieden, wird eine Grenze gezogen gegenüber Stadtstreichern, dem Grenzen auflösenden Alkohol und der Begehrlichkeit der anderen, mit der immer gerechnet wird, die gelegentlich und fatalerweise auch mal wieder vergessen wird.

Das Überleben ist das Problem, mit dem Mantel-Werner zu tun hat. Er ist geradezu ein Überlebens-Philosoph geworden. Gefahren von seiten der Natur und der Menschen bedrohen sein Überleben. Er will kein Opfer sein. Andererseits reizt ihn die Gefahrensituation des Überlebens. Denn noch schrecklicher ist die Langeweile. Da macht er sich doch lieber auf den Weg. Auf diesem Weg kann er dann seine ganz besonderen Leidenschaften entwickeln und genießen.

34 Jahr ist er schon unterwegs, er nennt es „34 Winter“, die anderen Jahreszeiten zählen gar nicht so. Und diese 34 Jahre waren schon früh ein „Überleben“. Die Eltern sind schon überlebt und auch eine Schwester und vor diesem Hintergrund heißt es: „Kann ich noch froh sein, daß ich noch lebe.“ Auch andere Stadtstreicher sind schon überlebt: „Es sind schon viele gestorben von meinen Kameraden. Einer in der Fichtestraße wollt schaffe gehn: Herzingfarkt, war tot, in der Fichtestraße. Kann ich froh sein, wirklich, daß ich noch lebe.“

Das „Überleben“ ist Hauptthema Nummer 1. Die eigene Geschichte wird erinnert als Entronnen-sein. Schon früh, in der Jugend gab es Vorboten für ein geglücktes Bestehen von Todesgefahren. Der Vater hat ihn rausgeschickt in die feindliche Welt, die Mutter wollt ihm noch eine Heimstätte geben. „Meine Mutter, die hat mich ab und zu daheim mal schlafen gelassen. Die war gut. Mein Vater ließ mich bei Eis und Schnee drauß schlafen, mein Vater. Das war nich schön.“ Aber zur Gefahr durch winterliche Kälte kommt auch schon früh die Gefahr durch Menschen. „Der (Vater) hätt einen totgeschlagen. . . Der hat die Scherer (Schaufel) geholt, die hätt er auf den Kopf geschlagen – als eigener Vater. Der wollt mich die Trepp runter. Das war doch nicht schön? Und deswegen bin ich so auf die Straß kommen. War er schuld.“



Es drohen Gefahren von der Natur, insbesondere von bitterer Winterkälte, und von anderen Menschen. Auf meine Frage, was denn eigentlich gefährlicher sei: die Menschen oder die Natur? antwortete Mantel-Werner: „Die Menschen, die Menschen. Die Kält nicht so. Ich bin ja abgehärtet. Ich kann mitten im Wald leie, könnt Schnee leie, tät ichs auch aushalten im Wald. Die Leut, die Leut! Tät man auf der Bank liege, auf einmal kriegt man den Hals abgeschnitten. So richtig schlafen tue ich auch nicht im Wald. Ja, manchmal schlaf ich fest, manchmal hall ich mei Auge offe. Oh, es macht mir keiner was.“

Von physischer Konfrontation verspricht sich Mantel-Werner nichts. Er möchte weder Held noch Opfer sein. Er ist Einzelgänger, das ist sein Selbstverständnis. Man sieht ihn weder in der Stadtstreicherszene mit anderen stehen noch sitzt er in der Kneipe. Gegenüber den Stadtreichern herrscht Berührungsangst, doch ist er allen wohlbekannt. Er hat dort einen Namen.

„Oh, ich geb mich mit denen nicht ab. Mit denen will ich nichts zu tun haben. Es sind so Stromer drunter. Die täten einen noch totschiagen, auf den Kopf schlagen. Da muß man aufpassen.“

Mantel-Werner bleibt die Überlebenshoffnung, wenn sie auch manchmal schwankend ist.

„Ich will auch nicht sterben grad. Ich glaub, ich werd noch lang am Leben bleiben. Ob ich nächstes Jahr noch lebe?“

Mantel-Werner, auch drei-Mantel-Werner genannt, ist kein Sklave der Uhr, macht deswegen auch Besuche zu „unmöglichen“ Zeiten. „Ich han kei Uhr. Da weiß man nicht, wo man dran ist. Das ist dumm. (Und nach einer Pause:) Es geht alles vorbei, es geht alles vorüber.“

Die Überlebensphilosophie gewinnt bei Mantel-Werner geradezu eine klassische Form, eine Steigerung des Überlebensgedankens scheint kaum noch möglich: „Ich tu den Tod noch überleben. Da sind die andere alle tot und ich bin noch am Leben. Die sterben eher in der Stube. Die Luft erhält munter, sonst wäre ich auch schon tot. Besser drauß. Ich kann froh sin. Ich glaub, ich pack noch mehrere

Saarbrücker „Asyl-Politik“ Anno 1932

Aus: „Die Weltbühne“ Nr. 48, 29. 11. 1932

Ist das Saargebiet deutsch?

Um es gleich vorweg zu sagen: Diese Frage soll hier von der Handwerksburschenperspektive aus beantwortet werden. Es steht jedem frei, sich darüber zu entrüsten. Sie wird gestellt, obwohl die Saarbevölkerung und die saarländische Presse sie oft genug heftig bejaht haben.

Wie steht es denn im Saargebiet mit der Fürsorge für mittellose Wanderer, wie sie von deutschen Gemeinden selbst unter größten Opfern allgemein geübt wird und bestimmt nicht das unwesentlichste Merkmal des Deutschtums ist? Soziale Großtaten haben die deutschen Städte mit dem Ausbau der Wandererfürsorge geleistet. Wenn heute mittellose Wanderer in Asylen übernachten, die, wie in Mannheim, Wiesbaden, Dresden und anderswo, an Sauberkeit und Behaglichkeit mit jedem modernen Sanatorium wetteifern können, so geschieht das gewiß nicht, um arbeitsscheuen Vagabunden das Leben zu verschönern, sondern aus der Erkenntnis, daß das gewaltige Heer der arbeitslosen Wanderer aus hilfswürdigen Volksgenossen besteht und nicht aus asozialen Elementen.

Zu dieser Erkenntnis ist die Saarbevölkerung noch nicht gelangt. Es gibt im Saargebiet fast keine Gemeinde, die Durchreisenden wenigstens für eine Nacht eine menschenwürdige Unterkunft gewährt, dem müden, hungrigen Wanderer einen Teller Suppe oder ein Stück Brot bietet. Der deutsche Handwerksbursche ist ein Fremder im Saargebiet.

Als nach der Rheinlandräumung die von Franzosen benutzten Wohnungen desinfiziert werden mußten, wurde diese Tatsache nirgends in so überheblichem Ton breitgetreten wie in der saarländischen Presse. Etwa so: „Französische Kultur!“ Aber damals gab und noch heute gibt es zum Beispiel in Homburg a. Saar für mittellose Durchreisende keine andre städtische Übernachtungsgelegenheit als eine Arrestzelle bei der Polizei im Rathaus, in der das Ungeziefer auf den Holzpritschen Felddienstübungen abhält. Mit welchem Recht dünkt sich da die Kultur der Saarländer besser als die der Franzosen?

„Saarbrücken nicht vergessen“, mahnt das Fremdenwerbplakat der Landeshauptstadt. Wer einmal in ihrem Asyl hat übernachten müssen, wird diese Mahnung be-

herzigen. Es ist das Musterbeispiel eines Asyls, wie es nicht sein soll. Zwei mäßig große Räume mit Holzpritschen und vergitterten Fenstern. Das ist alles, was die Stadt den Heimatlosen bietet. Aber auch den Einheimischen. Denn hier nächtigen mehr Saarbrücker als Handwerksburschen. Es mag für jene immerhin tröstlich sein zu wissen, daß wenigstens das Oberhaupt ihrer Vaterstadt keine Not leidet. Bezieht doch der Oberbürgermeister Saarbrückens mehr Gehalt als ein preußischer Minister. Der Mehrzahl der deutschen Städte geht es erheblich schlechter als Saarbrücken. Trotzdem geben sie nicht unerhebliche Summen für die menschenwürdige Unterbringung ihrer Obdachlosen aus.

Zu den besten Eigenschaften einer deutschen sozialen Kommunalwirtschaft aber gehört die Sorge für die Gesundheit der Bevölkerung. Die Bekämpfung ansteckender Krankheiten und der Ansteckungsgefahr. In Bous, einer auch „deutschen“ Gemeinde des Saargebiets, sind im Rathauskeller zwei vor Schmutz nur so starrende Betten für Durchreisende vorhanden. Wer nur einigermaßen empfänglich ist, holt sich da jene Hautkrankheit, die unter dem schlichten Namen Krätze angeblich nur bei kulturell niedrigstehenden Völkern vorzukommen pflegt. Oben beraten die Stadtväter über das Wohlergehen der Einwohner, und unten führt der Ortspolizist ahnungslose Wanderer zum Gemeindenachtlager, wo sie höchste Gefahr laufen, sich mit dieser ansteckenden Krankheit zu infizieren. Diese Vorstellung entbehrt nicht einer bitteren Ironie. Die Krätze unter Polizeiaufsicht.

Die Verbundenheit des Saargebiets mit dem Reich ist eine schöne Phrase, die nichts kostet. Umgekehrt aber kostet dem Reich diese Verbundenheit sehr viel. Ohne die enormen Reichszuschüsse wäre zum Beispiel die Saarknappschaft gar nicht in der Lage, die Renten auszuzahlen. Tausende von Witwen und Waisen, Krüppeln und Invaliden würden ohne diese Hilfe der Wohlfahrtspflege zur Last fallen. Der Ausbau der Wandererfürsorge im Saargebiet würde nur einen Bruchteil der durch die Reichshilfe ersparten Summen erfordern. Wann wird man sich zu dieser Ausgabe entschließen? Wann wird das Saargebiet deutsch?

Artur Enskat

Winter. Ich werd 100 Jahr alt. Da könnt ich beten ein Vater-unser.“

Immer wieder werden die Gefahren für Leib und Leben erinnert.

„Bin immer nur am Tod vorbeigekommen . . . Dreimal bin ich am Tod schon vorbeigekommen. Der Gott will doch nicht haben, daß ich sterbe. Ich geh nicht so leicht unter.“

Leidenschaften und Langeweile

Nicht nur Lebensgefahren sind bestimmend für Mantel-Werner, sondern auch Langeweile und Leidenschaften, von denen er nicht lassen kann. Lebensgefahren, Langeweile und Leidenschaften hängen zusammen. Das gilt insbesondere für die Leidenschaft des Wanderns. Drohen Gefahren, verschwindet Mantel-Werner, macht er sich auf den Weg, zieht los. Auch Langeweile ist ein Startsignal, reicht als Beweggrund, sich in Bewegung zu setzen.

Neben den Lebensgefahren setzt die Langeweile zu und auch das schon früh. Die Schule wird verlassen mit dem Argument „keine Lust gehabt“.

Verstoßen von der Familie und nicht angezogen von der Schule führt der Weg für zwei Jahre in ein Heim. Auch das fasziniert nicht. „Wenn ich da abgehauen bin, hat mich die Polizei wieder da hingebung. Nach dem Heim dann unterwegs: Immer zu Fuß.“

Heime, Anstalten werden meist schneller verlassen als erwartet. Nur nach einem dreimonatigen Untersuchungshaftaufenthalt wird er entlassen, sonst wird regelmäßig „abgehauen“: ein Pflegeheim in Saarbrücken, das Bruder-Konrad-Haus, die Arbeiterkolonie in Fischbach, auf der Schnernau.

Äußere Gefahren sind nicht so schlimm wie die aus dem Inneren hochsteigende Langeweile, die Gefahr, durchzudrehen und daß die Gedanken einem stehn bleiben. Ein paar Tage war er in der Herberge zur Heimat. Im Bruder-Konrad-Haus gar eine Woche: „Ich hätt könne bleibe. Ach, es ist mir doch die 8 Tag wie a Jahr vorgekomm. Ist mir lang vorgekomm, wie ich allein im Zimmer war. Es ist mir lang vorgekomm.“

Mantel-Werner macht oft Platte im Wald. Im Wald ist gute, frische Luft. Bevorzugt wird der Tannenwald. In dem kann man sich besser verstecken, außerdem ist es dort windgeschützt und trocken. Vor allem laufen da keine Menschen rum wie in Laubwäldern.

Mantel-Werner ist viel in Bewegung, Stehen

kommt wenig vor. Das schlägt sich in seinem Selbstverständnis nieder: „Ich seh mich als Tippelbruder. Ich bin das Wandern gewöhnt. Ja, auch Stadtstreicher.“

Wenn die Zeit stehn bleibt in der Langeweile, dann wird Raum gewonnen, ein Unterwegssein eingeschaltet, für das Saarbrücken das Zentrum ist. Saarbrücken ist die Heimat: „Deswegen komm ich immer zurück daher. Deswegen . . . Ich bin Saarbrücker, Malstatter Bub, sagt man. In Malstatt ist ja meine Heimat.“ Von Saarbrücken aus – und innerhalb Saarbrückens – wird „so die Runde gemacht“, werden „Touren“ gemacht, die sich auf Ortschaften des Saarlandes hauptsächlich beziehen, auch schon mal nach Rheinland-Pfalz reichen, nach Trier oder Kaiserslautern.

Die Wege werden hauptsächlich zu Fuß bestritten, selten einmal mit dem Auto oder dem Zug. „50 Kilometer, 40, 80 – was bin ich die Tage gelaufen, au.“ Dabei wird der ganze Besitz mitgeschleppt: Plastiktüten, auch ein Koffer, der meist auf der Gepäckaufbewahrung im Bahnhof liegt.

Der Bahnhof ist eine vielfältige Stätte: zum Aufwärmen, zum Kaffee trinken und für Reinigungsprozeduren, zum Rasieren, Baden, Wäsche wechseln. „Ich muß sauber gepflegt sein, gebadet. Man kann arm sein, aber sauber. Da gucke die grad drüber. Da gucke die . . . Alle drei Tage geh ich baden.“

Wenn Mantel-Werner ißt und trinkt, scheint es keine Sättigungsgrenze zu geben, scheint er sich die ganze Welt einverleiben zu wollen. Es ist die Lust an Kaffee und Kartoffeln, die er zu einer bemerkenswerten Leidenschaft hochstilisiert hat, die Luxus durch die reine Quantität verspricht. Das ist schon seine ganze Unbescheidenheit. „Man muß ja nicht reich sein. Ich bin nur froh, wenn ich mei Esse han, mei Rauchen. Mehr brauch ich nicht. Mei Kaffee. Mehr brauch ich nit.“

Ehrlichkeit, Klugheit und Mißtrauen

Mantel-Werner leistet Vertrauensarbeit, weil er hier bleiben und hier leben will. „Ich bin ja nur ein ehrlicher, einfacher Tippelbruder. Bin ich. So bin ich. Ich tät ja nichts anstellen. Der Eigentumsbegriff hat scharfe Konturen: „Was nicht mein ist, ist nicht mein. Das läßt man leie.“ Ehrlichkeit ist Mantel-Werners einziges Kapital, Ehrlichkeit sichert das Durchkommen und führt zu Glück, ist wichtigster Teil seines Wirtschaftsplans: „Ich bin ein armer Teufel. Man freut sich doch, wenn man von den Leuten was

kriegt. So Glück hab ich gehabt, kann man sagen. Ich kann noch dankbar sein, glücklich. Ich seh mich als ehrlicher Mensch. Ehrlich währt am längsten . . . Ich tät nichts mache, nichts wegholle. Dann käm ich doch nicht weiter. Man muß an den anderen Tag denken. Aber das siehn die Leute auch an, daß wir so ehrlich sind. Man sieht einem an, was mit einem los ist.“

Doch Ehrlichkeit stößt auch an Grenzen. Erfahrungen haben mißtrauisch gemacht. Mangelndes Mißtrauen wird als Dummheit verstanden. Nachdem Mantel-Werner von einem, den er kannte, bestohlen wurde: „Ach, da war ich auch nicht schlau.“ Der Wert der Ehrlichkeit tritt in Konkurrenz zu dem Wert der Klugheit, Schlauheit – aus Überlebensgründen. Deshalb hält er auch Distanz zu den Stadstreichern, die den Gedanken des Privateigentums nicht in gleicher Weise hochhalten wie Mantel-Werner. Er hält auch Distanz zu ihrer Trinkerei. „Die wollen mir immer Bier zu trinken geben. Da krieg ich nachher ein auf den Kopf geschlagen. Die täten mein Geld abholen. Nee, nee.“

Die Festung der Mäntel, die Mantel-Werner sichert, bis auf den verletzbaren Kopf, ist zugleich seine eigene wandelnde Sparkasse. Die Taschen wurden mehrfach gestohlen, aber auch Geld.

Wird einmal die Tasche gestohlen, ist es nicht so schlimm: „Es ist nicht so schlimm, wenn mal etwas wegkommt. Ich reg mich ja auch nicht uff. Ich krieg genug . . . Nurs Geld, das ist noch schlimmer.“

Dafür hat man ihn auch schon geschlagen. „Sie haben mich mal überfallen in der Stadt. Haben mir alles kaputtgeschlagen, die Nas. Haben 250 Mark abgeholt. Kerle! Ah, ich hab ausgesehen. Lauter Schnitte im Gesicht. War im Krankenhaus. Bei mir heilt alles schnell.“

Alles wird so ausgeglichen bei Mantel-Werner, bis die Welt wieder in Ordnung ist. Es gibt immer wieder eine Bewegung zum Guten hin: die gestohlene Tasche wird ersetzt, die Verletzungen heilen wieder aus.

Opfer will Mantel-Werner nicht werden, nicht mehr. Er tut viel, damit sich diese schlimmen Dinge nicht wiederholen. Ja nur bescheiden leben, und al-

lein, dann ist man schon fast sicher. Ja nicht die Angst eines möglichen Opfers zeigen: „Wenn man keine Angst hat, da machen sie einem nichts. Wenn man Angst hat, da machen sie einem grad was. Ich zeig keine Angst.“ Ein weiteres Mittel der Gefahrenabwehr ist das Geldausgeben. Auch so können die Gefahren eines Diebstahls oder Raubes verhindert werden. Die Scheinsicherheit des Geldbesitzes wird aus den schlimmen Erfahrungen abgeleitet. Geldbesitz ist keine Glücks- und auch keine Sicherheitsgarantie.

Die Lust am Erzählen, die sich bei diesem Einzelgänger oft aufstaut und sich dann in Fluten ergießt, bringt Mantel-Werner gelegentlich ins Gedränge. Die Neigung zur Schweigsamkeit geht ihm ab. Sie ist nur mühsam aufzubringen. Wer sein Leben glückstrahlend erinnert als Kette lustvoll verzehrter großer Portionen von Kaffee und Kartoffeln, der löst schon mal Spottlust aus. Das kann dann „Palaver“ geben, Streit.

„Ich sag, ich hab nichts, wenn einer kommt. Ich muß auch gucken, daß ich weiterkomme. So sag ich. In Wirklichkeit sind wir ja schlauer als die. Vom Geld darf man nichts sagen . . . Ich sag mal nichts. Ich halle mei Maul. Ach, ja manchmal ists nicht so leicht, da tut man sich verschwätze. Dann kriegt man noch auf den Kopf geschlagen. Das geht schnell. Ich lebe gefährlich draußen. Ich leb gefährlich mit so Leut. Ist ne gewagte Sach.“

Mantel-Werner zieht umher und zieht sich zurück. Als geselliger Einzelgänger meidet er die physische Macht/Gewalt und das Eingesperrtsein. Immer steht er doch in Gefahr, zu viel zu reden und zu viel zu sparen. Er ist schon auf der Hut. Schließlich ist er „kein Trinker“, dessen Wachsamkeit wär ja gestört und auch kein „Stromer“, denn er begeht keine Diebstähle, ist ehrlich und müßte doch irgendwann mit Einsperrung rechnen. Das Ehrlichkeitsmotto ist aber doch schon etwas zerzaust worden, das Mißtrauen ist gewachsen. „Allen Menschen kann man nicht trauen. Schwätzt der schön ins Gesicht und hinnerum dreht uns den Hals durch und tät uns beklau.“

Teuflische Spiele

Alles andere als „Fair Play“: Spielsucht in der Spielhölle

Von Heiko Breit



„Der Gesundheitsminister: Übermäßiges Vielspielen schadet Ihrer Psyche. Auskunft über therapeutische Maßnahmen erhalten Sie unter der Rufnummer. . .“

(vom Bundesgesundheitsminister geplante Aufschrift an Spielautomaten)

Mit dieser Aufschrift sollen nach dem Willen des Gesetzgebers in Zukunft potentielle Opfer vor der um sich greifenden Spielsucht gewarnt werden. Auch weitere Maßnahmen sind geplant, denn Spielsucht hat sich mittlerweile dermaßen verbreitet, daß nicht nur der Gesetzgeber sich zum Handeln gezwungen sieht, sondern sie als Thema auch die Aufmerksamkeit der verschiedensten Massenmedien erlangt hat. Sie tritt vor allem im Gefolge von Spielhallen oder Spielsalons auf, die offenbar ein so lukratives Geschäft und überproportionalen Profit versprechen, daß sie an herausragenden Plätzen in den Innenstädten wuchern und andere, weniger profitable Geschäfte in die Außenbezirke verdrängen. Die Innenstadt von Saarbrücken gibt hierfür ein anschauliches Beispiel: Keine Ecke die nicht Sport, Spiel und Unterhaltung, Spaß für jung und alt – so zumindestens die offizielle Werbung – anpreist.

Nach Angaben der Verwaltungspolizei wurden mittlerweile 40 Konzessionen für Spielhallen vergeben und es werden stets weitere eröffnet, obwohl der Trend bundesweit langsam zurückgeht. Ganze Spielsalon-Ketten haben sich gebildet, nachdem die Macher das breite Nachfragepotential einmal erkannt hatten.

Der elektronisch programmierte Verlust

Mit den Hallen kam die Spielsucht, die wie die Drogensucht den Betroffenen finanziell ruiniert, ihn von seinem sozialen Umfeld ablöst und ihn psychisch wie physisch zerstört. Der Spielautomat, dem die Spielsüchtigen verfallen, ist von seiner Grundkonzeption keine technische Neuheit, sondern hat lange Tradition. Keineswegs nämlich geht der verlockende Reiz von einem der modernen, in ihrer schillernden Palette kaum überschaubaren Telespiele aus, wie man zunächst glauben könnte, sondern von den lang bewährten Geldautomaten, wie sie jeder kennt, im Herstellerjargon „Spielautomaten mit Gewinnchance“ genannt. Neu ist dagegen ihre moderne raffinierte Aufmachung mit Zusatzspielen, Münzspeicher und Risikotasten. Durch die

Spielhallen, die bis zu 10 Automaten maximal aufstellen dürfen, ist der Anteil der Geldspielautomaten in die Höhe geschneit. Mit den Automaten in den Gastwirtschaften stieg ihre Zahl im Saarland von 201 Apparaten im Jahre 1980 auf 1093 im Jahre 1987.

Auf den ersten Blick bilden die „Spielautomaten mit Gewinnchance“ die Herzkammer der Spielhalle. Die Flipper, Telespiele, Billardtische oder was auch immer aus Lust, Laune und Langeweile mal hin und wieder von einem zufälligen Besucher mit Geldstücken zum Leben erweckt wird, spielen nur die Begleitmusik zum eigentlichen Thema.

Im technischen aufgemotzten altbekannten „Groschengrab“ werden auch schon längst keine Groschen mehr beerdigt, sondern es verschlingt gierig härtere Währungen. Experten haben errechnet, daß pro Stunde durchschnittlich etwa 30 DM verloren werden, aber je nach Serie im gleichen Zeitraum auch durchaus über 70 Mark den Besitzer wechseln. Um die finanzielle Belastung der Spieler angemessen einschätzen zu können, ist zu berücksichtigen, daß sie auf dem Höhepunkt ihrer Sucht durchschnittlich 4–5 Stunden an mehreren Apparaten gleichzeitig spielen. Nur noch äußerlich dem ursprünglich in Wirtshäusern beheimateten alten Geldspielautomat ähnlich, entführt seine neueste Version in eine elektronisch gesteuerte Farb- und Klangwelt und verlockt raffiniert denjenigen, der ihre Sprache spricht, durch überwältigende Spannung, die durch Risikotasten gesteigert oder entladen werden kann, immer mehr seiner Barschaft dem Reiz des Geldgewinnenkönnens zu opfern. Dabei wird der Automat zum kommunizierenden Gegenüber, stachelt, psychologisch auf dem Laufenden, beim Gewinn durch Siegesgequäke das Triumphgefühl an oder verhöhnt den geschlagenen Gegner abfällig plärrend und grunzend.

Trotz aller Niederlagen und Verluste ist und bleibt kontrafaktisch der Traum jedes Spielers die Multiplikation der investierten Münzen, denn Geldscheine verschmäht der Automat. Der Spieler muß an der vorgesehenen Stelle Scheine in Hartgeld umwechseln. Ein psychologischer Trick, so die Experten, damit das Gefühl für Geld verloren geht und der dem Automatenbediener das Gefühl gibt, Gettons einzuwerfen. Daß der Gewinn nur eine Frage der Zeit ist, suggerieren einzelne Gewinnphasen. Es entsteht der Eindruck, Geldgewinn müsse sich geradezu zwingend einstellen; wenn man nur stetig am Ball bleibt, ausdauernd auf die Serie wartet, sie dann zu Ende spielt, weitere Serien gewinnt, um

dann im großen Moment auf einen Schlag den Apparat zu leeren.

In Wirklichkeit freilich reduziert sich nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit der 100 % Einsatz auf 60 % gesetzlich festgelegte Ausschüttung; und dies um so sicherer je längere Zeit man am Apparat verbringt und je mehr Geld man in ihn investiert. Gewinnen kann allenfalls der Zufallsspieler, nämlich das, was der Dauerzocker einbezahlt.

Rien ne va plus oder der Fall des Dietmar M.

Dieses leicht zu durchschauende trügerische Glücksversprechen bildet trotz seiner Einfachheit den Kitzel, dem die Spielsüchtigen erliegen. Die Lockungen der „Spielautomaten mit Gewinnchance“ – Gewinn von Bargeld – beißen sich im Hirn des süchtigen Zockers fest und löschen alle anderen Gedanken aus. Sie faszinieren ihn so sehr, daß er alles zu verlieren bereit ist: Geld, soziale Beziehungen und auch seinen Verstand. Sie ermöglichen ihm rauschhafte Erfahrungen, totale Anspannung und ausschließliche Konzentration auf ein einziges Ereignis, den Gewinn, der von nichts anderem als von Glück abhängig ist. Glück, das sich entsprechend bestimmter Zufallskombinationen in einem Automaten einstellt, der wie ein lebendiges Wesen geschlagen oder gestreichelt wird, auf den man sich voll und ganz einläßt und mit dem man sich ganz allein auf der Welt wähnt... bis zu dem Moment in dem der Traum verfliegt, indem die Symbiose Spieler-Apparat aufgehoben wird, und die tausendfach komplexere Außenwelt, die beim Spiel so gut verdrängt werden kann, sich wieder gnadenlos aufdrängt.

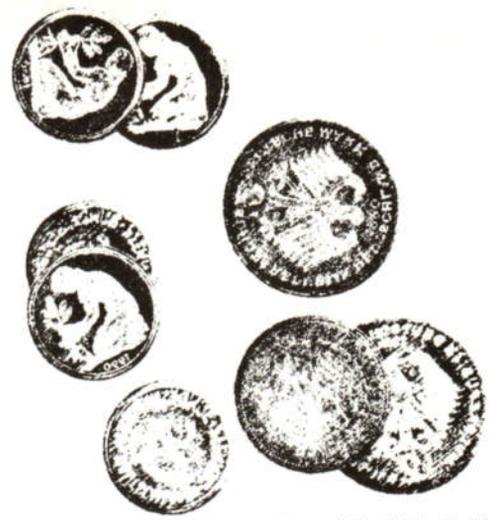
Nach zwangsläufig verlorenem Spiel und Geld, folgt dann der, in der Sprache der Spieler sogenannte „Katzenjammer“, der die Verzauberung – oder besser Verhexung – aufhebt und durch kalte Trauer über den finanziellen Verlust und die rücksichtslose Zerstörung von sozialen Beziehungen ersetzt, Folge der rücksichtslosen Methode die Spieleidenschaft zu finanzieren. Diese objektive Situation, in die sich der Spieler hineinmanövriert, gibt wiederum Anlaß genug, von vorne mit dem Glücksspielen anzufangen, der Realität am Automaten zu entkommen, die Gedanken immer mehr auf das Spiel zu konzentrieren, um die bedrohlichen Ansprüche des sozialen Umfeldes mental abzuwehren. „I'm a loser two

times. I lost my money, I lost my love and now I even lost my mind“ brachte zu Beginn der 80er Jahre der Bluesänger und -gitarrist Peter Green diesen Prozeß auf einen musikalischen Nenner.

Diesen Blues könnte auch der Saarbrücker Dietmar M., ca. 20 Jahre alt, aus eigener Erfahrung geschrieben haben: Eigentlich hat er nur mal „aus Jux“ 5 Mark in einen Geldspielautomaten geworfen. . . und natürlich zufällig gewonnen. „Anfängerglück“ nennt man dies und ist in Wirklichkeit nichts anderes als ein saftiger Köder an der Angel: Glaubte er aufgrund dieses Glücksfalles in naiver Weise doch, ein paar hundert Mark könnten durch ein paar 5-Markstücke Einsatz aus dem Kasten herausgeholt werden. Dietmars zweiter Versuch zog ihn bereits in den Strudel: Der Erlös der kurzen Gewinnphasen wurde sogleich weiter investiert und das Abenteuer kostete ihn das zweite Mal bereits 80 Mark seines nicht gerade üppigen Einkommens. Dieser Verlust bildete im Nachhinein betrachtet jedoch eine geradezu lächerliche Summe im Vergleich zu den späteren Beträgen, mit denen Dietmar die ihn faszinierenden Zahlen- und Symbolreihen zum Tanzen brachte. Zum rationalen Motiv Geld zu gewinnen gesellte sich schnell ein „geiles Gefühl“ vor den hypnotisch wirkenden flackernden Lichtern. Eine unerhörte Spannung, die den Spieler geradezu in das Innenleben des Automaten zu saugen schien. Ein höhnisches „Welcome to the machine“, das mit System die Reduzierung einer unüberschaubar gewordenen Welt auf eine Beziehung mit zwei Möglichkeiten betrieb: gewinnen oder verlieren, letzteres freilich vorprogrammiert.

Setzte sich Dietmar am Anfang seiner Leidenschaft noch finanzielle Limits, riß sich los, wenn ein bestimmter Betrag auf Nimmerwiedersehen hinter den blinkenden Lichtern verschwunden war, so verschob er zusehends die finanzielle Barriere nach oben, bis er ohne jegliche Grenzen alles Geld verspielte, das er auf irgendeine Weise in die Finger bekam. 500–900 Mark lösten sich so in mehrstündigen Spielsessions in der Lichter- und Klangwelt der Automaten auf und verfloren auf dem Höhepunkt seiner Sucht an einem Tag in der Spielhalle, als ihm nicht mehr ein Automat genügte, sondern er ungeduldig sein Glück an mehreren Apparaten zwingen wollte.

5–7 Stunden dauerte in der Regel Dietmars Rauschzustand, der ihm eine wunderbare Welt wirrer Gefühle ermöglichte, Aggressionen, Spannung,



Freude, Verzweiflung, bis ihn schließlich Geldmangel aus dem Bannkreis der Spielhalle erlöste. Dann zerstob der bunte Lichtertraum und es ereilte ihn die bittere Reue. Die Kohle war weg und darüber hinaus, hatte er wieder jemanden belogen und ernüchert. Denn Dietmar betrieb nicht nur mit System seinen finanziellen Ruin, seine Spielsucht führte darüber hinaus zur langsamen, aber sicheren Zerstörung all seiner sozialen Beziehungen. Ohne Lebensmittel und Miete mehr zahlen zu können, ließ sich Dietmar Geld von Freunden, Freundin und Bekannten, die er damals noch zur Genüge hatte. Bei ihnen fand er auch noch Hilfe, als er sich bereits in prekäre Lagen gebracht hatte. Nach Verlust seiner Wohnung konnte er zu Freunden ziehen, ließ sich von diesen und der Freundin aushalten. Dieses private Netz hielt, solange sein Freundes- und Bekanntenkreis ihn ertragen konnte, d. h. solange sie Hoffnungen und Erwartungen in ihn setzten, die er jedoch permanent enttäuschte. Entgegen seinen Beteuerungen tilgte er mit den geliehenen Summen nicht seine Schulden, sondern brachte mit dem Geld sofort wieder die Automaten zum Laufen, immer wieder getrieben von der wahnwitzigen Hoffnung doch einmal mit vollen Taschen nach Hause zu kommen und immer wieder, dank der teuflischen Sicherheit der Wahrscheinlichkeit, aufs neue betrogen.

In Momenten des „Katzenjammers“ durchschaute Dietmar mit klarem Verstand seine hoffnungslose Verstrickung in eine Chancen vorgaukelnde Scheinwelt, die nur geeignet ist, den Spielhallenbesitzer mit der untrügerischen Witterung für schnellen Gewinn in Komplizenschaft mit dem an jeder verlorenen Mark anteilhaft beteiligten Staat die Taschen zu füllen. Dietmar zermartete sich in Selbstvorwürfen, beschimpfte sich als „hinnrissig“, stand vor dem Rätsel des eigenen irrationalen Verhaltens und schwor nicht nur Bekannten, sondern auch sich selbst, tausend Eide, den Wahnwitz nicht weiter fortzuführen.

Von Sucht freilich wollte Dietmar auch zu diesem Zeitpunkt noch nichts wissen. Er glaubte noch,

sich in der Hand zu haben, vertraute seinem Willen, das Aufhören diktieren zu können, wenn er es nur wirklich wollte. Aber allen Einsichten, Selbstwürfen und Eiden zum Trotz: sobald er zu Geld kam, überwältigte das durch kein nüchternes Denken zu zerbrechendes Wahngedühl vom großen Gewinn Dietmars Ich, erinnerte ihn an jenes unbeschreiblich geile spannungsgeladene Gefühl vor der glückversprechenden Apparatur, wühlte in ihm Gefühle und Hoffnungen auf, deren trügerischer Gestalt er sich umso mehr anvertraute, je unübersichtlicher und fataler sein Leben sich entwickelte. Unter dem unerträglich werdenden Druck der Außenwelt konzentrierte sich Dietmar immer mehr auf die Scheinwelt der Apparate, die es ihm gestatteten ohne viel Federlesens abzuschalten, ohne des chronisch gewordenen sich Rechtfertigenmüssens. Der Zerfall der Beziehungen, die er anfangs noch durch ein Geflecht aus Phantasie und Lügen aufrecht erhalten wollte und konnte, wurde ihm immer gleichgültiger, da die Lügen und die Enttäuschung, die er bereitete, die Beziehung zu den anderen immer stressiger gestaltete. Er entfernte sich immer weiter von seinem früheren sozialen Umfeld, mit dem er bald nichts mehr gemein hatte, weil seine Gedanken nur noch um ein Zentrum kreisten: Geld besorgen und spielen, spielen, spielen.

Die Kluft riß unwiderruflich weiter auf, seine Freunde verstanden ihn jeden Tag weniger, und er fühlte sich immer weniger verstanden. „Abschalten“, diese höllische Lebenslage vergessen, konnte Dietmar nur noch am Automaten, denn die Spielhalle bot ihm am Ende den einzigen streßfreien Lebensraum, wurde ihm zum Heim, zumindest solange wie er über bare Münze verfügte. Sie gaukelte ihm nicht nur Chancen vor, sondern durch das Interieur von Teppichen und Blumen, durch den kostenlosen Kaffee auch Behaglichkeit. Nun war der Teufelskreis perfekt: die Ursache seiner sich ständig zuspitzenden sozialen Lage wurde Dietmar zur Schutzburg. Die hellen Momente, die er noch hatte, ertränkte er in immer mehr Alkohol und die Abwärtsspirale in den Sumpf drehte sich immer schneller, bis er am Ende obdachlos war und alles verloren hatte.

Jung, männlich, einsam und Freude am Risiko

Dietmar M. ist kein Einzelfall. Spielsüchtige sind, wie Kunden von Spielhallen generell, Einzelgänger, 20–30 Jahre jung, männlich und stammen

aus allen gesellschaftlichen Schichten. Eine Expertin charakterisiert sie als auffallend gepflegt und intelligent, fast alle seien durch Schwierigkeiten in der Vaterbeziehung belastet.

Was sie alle reizt, ist schnell und einfach verdientes Geld und was sie alle lieben, sind Spannung und Risiko und fast alle haben auf irgendeine Art Schwierigkeiten mit ihrem sozialen Umfeld, sind unerschwellig unzufrieden, es treibt sie etwas nach „mehr“. Ein von den Automatenherstellern finanziertes und beauftragtes wissenschaftliches Institut (!), dessen Existenz von der Aktualität des Themas und dem Rechtfertigungsdruck der Hersteller zeugt, pocht auf eine vorhandene psychologische Suchtdisposition der Spielsüchtigen mit dem Zweck Automatenhersteller und Spielhallenbesitzer vom Vorwurf, Sucht zu erzeugen, reinzuwaschen. Schließlich haben diese viel zu verlieren, denn an Spielautomaten gewinnen bundesweit 480 Herstellerfirmen und Importeure, 600 Großhandelsbetriebe und 23000 Aufsteller. Insgesamt sind nach eigenen Angaben der Hersteller schätzungsweise 33000 Mitarbeiter in der Automatenindustrie beschäftigt.

Auf eine individuelle Suchtdisposition kann nun aber jeder Dealer verweisen. Tatsache ist, daß eine zugegebenermaßen im Keim vorliegende Leidenschaft, angeheizt durch gesellschaftliche „Werte“ wie Geld und Erfolg, durch das üppige Angebot an Spielhallen stabilisiert bzw. ihr zum Ausbruch verholfen wird. Hinzu tritt das Erleben einer Umwelt, die das Bild des Gewinners heilig spricht, doch immer mehr Verlierer erzeugt; die aufgrund ihrer Unübersichtlichkeit und Leere das Verlangen nach einfachen, überschaubaren, aber reiz- und emotionsintensiven Räumen weckt.

Einen Erfolg ohne Publikum freilich, denn der Geldautomatenspieler flüchtet vor der sozialen Welt, sucht Verborgenheit und Anonymität, meidet soziale Kontakte und bricht sie ab. Öffentliche Räume sind nicht nach seinem Geschmack. In den Spielhallen kann sich der Spieler ohne Ablenkung von außen auf sein Spiel konzentrieren, auf die symbiotische Beziehung mit der Maschine, die ihm den Kopf frei macht von allen den Moment trübenden Gedanken. Deshalb kommen sie allein, niemals zu zweit oder zu mehreren. Kontakte in der Spielhalle werden nicht geknüpft, man trifft sich mit niemanden, muß auf niemanden warten. Der Zocker ist nach Western Manier ein „einsamer Wolf“, der lediglich Zeit und Geld braucht. Deshalb geht er in der

Regel nicht in die Spielkasinos mit den besseren Gewinnmöglichkeiten, deren soziale Barriere, gute Kleidung, sicherer Umgang mit anderen, Spiel mit mehreren Personen ihn am Eintritt hindert. Dagegen ist der Gang in die Spielhalle unglaublich einfach. Er benötigt keine Planung und keine Vorbereitung. Man kann quasi im Vorübergehen unbemerkt hineinschlüpfen, muß sich aufgrund des mannigfaltigen Angebots noch nicht einmal ein räumliches Ziel setzen, zumal der Spielsüchtige auch keine Vorlieben zeigt, keine „Stammspielhalle“ hat. Nicht nur, weil diese ohnehin beliebig austauschbar sind, sondern auch, weil der Zocker hoffen muß, bisher mit seiner Wahl nur Pech gehabt, nur an einem miesen Tag an einem miesen Apparat in einer miesen Spielhalle gespielt zu haben. Deshalb muß er ständig wechseln und im Laufe der Zeit alle Spielhallen durchstreifen, testen und ausloten.

Die Spielhalle bietet dem Spielsüchtigen mehr als Glücksspiel und Spannung, das Interieur des eher für die oberen Schichten konzipierten Spielcasinos hat zumindest Pate gestanden, auch wenn zum Teil nur dessen Karikatur entstanden ist. Nach ihren eigenen Angaben reizt die Spieler die in ihren Augen „angenehme Atmosphäre“, die Einrichtung der Spielhallen, sprich Teppichboden, Blumen und schätzen vor allem den regelmäßigen kostenlosen Kaffeeservice. Für die guten Kunden gibt es zuweilen sogar Schnittchen und Kaffeestückchen. Der „Gast“ wird umhegt und gepflegt, muß auch nicht etwa vor dem blinkenden, blitzenden und auch tönenden Kästen stehen, denn bequeme Sessel vermeiden Ermüdungserscheinungen durch das stundenlange Stehen. Die Spieler können sich rundweg „gut aufgehoben“ fühlen. Es wird ihnen einsugeriert, „Herr“ im Hause zu sein.

Und dennoch erleben sie an diesem von ihnen begehrten Ort ständige Niederlagen und Frustration. Warum sie wider aller Erfahrung letztlich immer wieder spielen, wieso sich die irrationale Hoffnung gewinnen zu können trotz jedem finanziellen und sozialen Niedergang hält, kann keiner der befragten Zocker sich selbst und anderen in einer befriedigenden Weise beantworten. Sie stehen selbst vor einem Rätsel. Die Faszination, die der Apparat ausübt, ist unbeschreibbar und unfassbar. Sind es die Lichter, ist es die prickelnde Spannung, ist es das geile Gefühl, die enorme Vereinfachung des Lebens auf Gewinn und Verlust, die Zuspitzung aller Energie auf das Geschehen vor dem Automat, oder ist es ganz

einfach das trügerische Versprechen „schnelle Kohle“ zu machen, die einem das Leben außerhalb der Spielhalle so erleichtern könnte? Keiner kann es genau sagen.

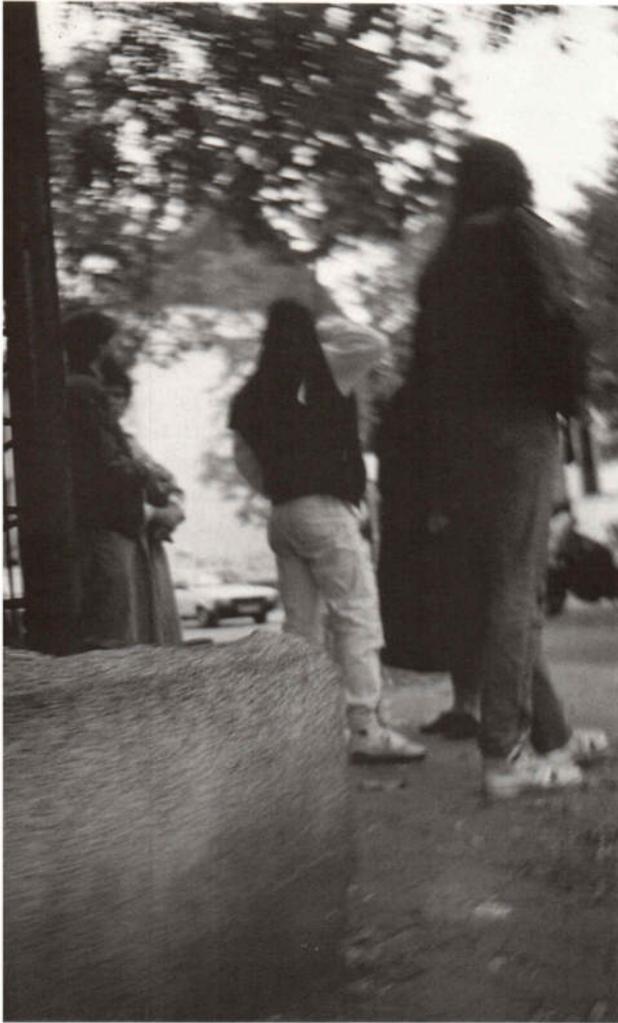
Rettung durch den Gesetzgeber?

Über die Anzahl der Spielsüchtigen läßt sich nur spekulieren, da mit einer enormen Dunkelziffer zu rechnen ist. Einen Anhaltspunkt gibt die psychosoziale Beratungsstelle in der Karcherstraße in Saarbrücken, die eigens eine Betreuungsgruppe für Spielsüchtige eröffnet hat. Sie hatte im Jahre 1990 sechzig interessierte Anrufe zu verzeichnen und gab 36 süchtigen Spielern therapeutische Anleitung sich von ihrer Sucht zu befreien. Auf diese und ähnliche Stellen wird nun von staatlicher Seite hingewiesen, trotz jeder durch Spielsucht verdienten Mark. Außer dem Aufkleber sind aufgrund des drastischen Anstiegs der Spielsucht geplant, daß Geldspielapparate sich entsprechend zukünftigen gesetzgeberischen Verordnungen nach einer Stunde Spielzeit für drei Minuten selbsttätig abschalten müssen, um dem Spieler eine Zwangs-„Denkpause“ zu gewähren, in der er Abstand von seinem Handeln gewinnen soll und sich über die etwaigen nachteiligen Folgen seines Tuns besinnen kann. Sinnvoller dürfte da schon die Regelung sein, den Gewinn von Sonderspielen zu verbieten oder zumindestens einzuschränken. Der Spieler gewinnt nämlich nicht automatisch einen Geldbetrag, sondern den Gegenwert von Spielen mit „erhöhter Gewinnchance“, sogenannte „Sonderspiele“. Sie sollen ihn dazu verleiten, sich den Gewinn nicht in klingender Münze durch die vorgegebene Taste ausschütten zu lassen, sondern von neuem zu „investieren“. Weiterhin sollen Einsatz und Gewinnmöglichkeit beschränkt werden.

Nachdem sich Dietmar M. seiner Sucht bewußt geworden war, rückte er sich selbst in die Nähe von Drogenabhängigen. Den Einwand, er habe schließlich keine körperlichen Schäden zurückgetragen, weist er zurück: Er trank den Tag über in der Spielhalle Unmengen von kostenlosem Kaffee, rauchte mehrere Päckchen Zigaretten und kippte am Abend jede Form von Alkohol, um den „Katzenjammer“ zu betäuben. Die Spielhalle habe ihn finanziell ruiniert, habe ihn von seinen sozialen Bindungen gekappt, ihn gesundheitlich ausgelaugt und ihn psychisch an den Rand der Verzweiflung gebracht. Deshalb verlangt er heute, daß die Spielhallenbesitzer wie Dealer verfolgt und bestraft werden.

Der Weg zur Droge

Von Johannes Bunge



Vor 20 Jahren, als in der Försterstraße das Sog. Theater anfing, mit seinen ungewöhnlichen Produktionen Aufmerksamkeit zu erregen, zogen allmählich die verschiedenen Gruppierungen der antiautoritären Jugendbewegung ins Nauwieser-viertel ein.

Sowohl die politisch Aktiven als auch die Hip-pies, Spontis und Stadtindianer, die weniger an Marx und Marcuse als an Castaneda oder Timothy Leary interessiert waren, begannen, hier Wohngemeinschaften einzurichten und die Kneipen des Viertels zu bevölkern. Zum Szenenbild gehörten auch die Prostituierten, die Fahnder von Verfassungsschutz und Rauschgiftdezernat, damals noch leicht am gebügelten Parka zu erkennen, ebenso wie die jungen Leute, die, nach einer Orientierung suchend, sich dem neuen Lebensgefühl der Protestbewegung ge-

gen das bürgerliche „Establishment“ nicht über die intellektuelle oder politische Auseinandersetzung annäherten, sondern ihre Zugehörigkeit über die „Bewußtseinsweiterung“ mit Haschisch und LSD bestimmten.

Heute hat sich das Szenenbild im Viertel verändert. Neben den eher braven Studenten und Alternativen hat sich die harte Drogenszene breitgemacht. Das Geschehen auf der Straße vermittelt die Atmosphäre von Aggressivität und Verwahrlosung. Gewaltanwendung ist keine Seltenheit, in Hinterhöfen werden Drogentote gefunden, viele Anwohner wagen sich bei Dunkelheit nicht mehr auf die Straße.

Wer gerät an die Nadel?

In Bürgerversammlungen wird immer wieder gefragt, wie ein junger Mensch in kurzer Zeit in den Strudel der Sucht und der Kriminalität geraten kann.

Die Drogenkarriere beginnt heute in der Regel zwischen dem 12. und 14. Lebensjahr. Fast immer steht am Anfang der Alkoholrausch. Die enthemmende, später betäubende Wirkung wird als Hilfe empfunden und eingesetzt, mit den persönlichen Nöten oder Problemen umzugehen, so wie man es von den Erwachsenen gelernt hat. Der selbst unsichere, nach Anerkennung und Aufmerksamkeit suchende Jugendliche fühlt sich für eine kurze Zeit stark, von seinen Altersgenossen akzeptiert. Es entsteht das Bedürfnis diesem Gefühl Dauer zu verschaffen, die ersten Joints werden geraucht, die Beruhigungspillen aus Omas Nachttisch werden ausprobiert, wie so ziemlich alles, was an psychoaktiven Substanzen zu kriegen ist. Glücklicherweise hören die meisten Jugendlichen, meist durch entsprechende Hilfe der Eltern gefördert, wieder mit diesem gefährlichen Spiel auf.

Wenn man die Biographien der Kinder untersucht, die den frühzeitigen Ausstieg nicht geschafft haben, kann man feststellen, daß die Erwachsenen ihrer Umgebung meist mit ihren eigenen Problemen so beschäftigt waren, daß für das Kind keine emotionalen Reserven mehr übrig blieben. Die Jugendlichen versuchen, ihre Defizite durch Zugehörigkeit zu einer Gruppe und ein als positiv empfundenes Drogen-„feeling“ auszugleichen. Wird der Drogenkonsum dann in der Familie bekannt, versuchen die Erwachsenen entweder, das Problem zu bagatellisieren, oder sie reagieren mit noch stärkerer

Abwendung und emotionaler Ablehnung, wodurch das Suchtverhalten in der Regel verstärkt wird.

Die zweithäufigste typische Biographie ist die des stark verwöhnten Kindes. Meist sind es Einzelkinder, die innerhalb der Familie eine Sonderstellung einnehmen, die alles bekommen, was sie wünschen. Diese Kinder haben nicht gelernt, daß es festgelegte Grenzen für sie gibt, sie entwickeln schon sehr früh die Fähigkeit, die erwachsenen Bezugspersonen zu manipulieren. Wenn diese Kinder während oder nach der Pubertät versuchen, ihren Platz in der Welt, außerhalb der Familie, zu suchen, ist es ihnen fast unmöglich, Frustrationen auszuhalten, nicht überall im Mittelpunkt zu stehen und ohne Mühe sofort das zu bekommen oder zu erreichen, was sie wünschen. Sie schaffen es dann auch, zumindest einen Elternteil über Jahre hinweg zum Komplizen ihrer Drogensucht zu machen.

Alle Erwachsenen, die mit Kindern und Jugendlichen umgehen, sollten sich hin und wieder selbstkritisch überprüfen, inwieweit sie für die Heranwachsenden Vorbild sind und eine positive Orientierung vermitteln können. Vor allem sollte man beobachten, wie das eigene Verhalten in Konfliktsituationen auf Jugendliche wirkt und inwieweit die Fähigkeit besteht, jungen Menschen in schwierigen Situationen ein Stück emotionale Sicherheit zu geben.

Leider zeigt sich auch, daß aus ganz „normalen“ Familienverhältnissen immer wieder einzelne Kinder in die Drogenwelt eintauchen, während die Geschwister sich von der Drogenszene eher abgestoßen fühlen.

Die Negativfaszination von Tätowierungen, schwarzmagischen Ritualen, der No-Future- und rechtsradikalen Skinheadbewegung, das tägliche Spiel mit dem Tod durch die Injektion von Gift ist für viele Jugendliche eine ernstgemeinte Protesthaltung gegenüber einer als langweilig und absurd empfunden, sinnentleerten bürgerlichen Lebensauffassung.

Kriminalität und AIDS

Das tägliche Leben in der Drogenszene ist beherrscht von der Beschaffung und dem Konsum der Droge. Zu Anfang der Karriere wird Heroin nur gelegentlich genommen, man lebt in der Illusion, mit Drogen besser umgehen zu können als andere, stärker zu sein als das Gift. Relativ schnell entwickelt sich aber das Verhalten zum regelmäßigen täglichen

Gebrauch mit der Tendenz, die Dosis steigern zu müssen. Dazu werden täglich zwischen 50 DM und 300 DM benötigt. Zu Anfang wird das Geld über Kleindealerei beschafft, dann wird übergegangen zu Diebstahl, Raub, Betrug und Prostitution. Die ersten Gerichtsverhandlungen und Inhaftierungen stehen ins Haus.

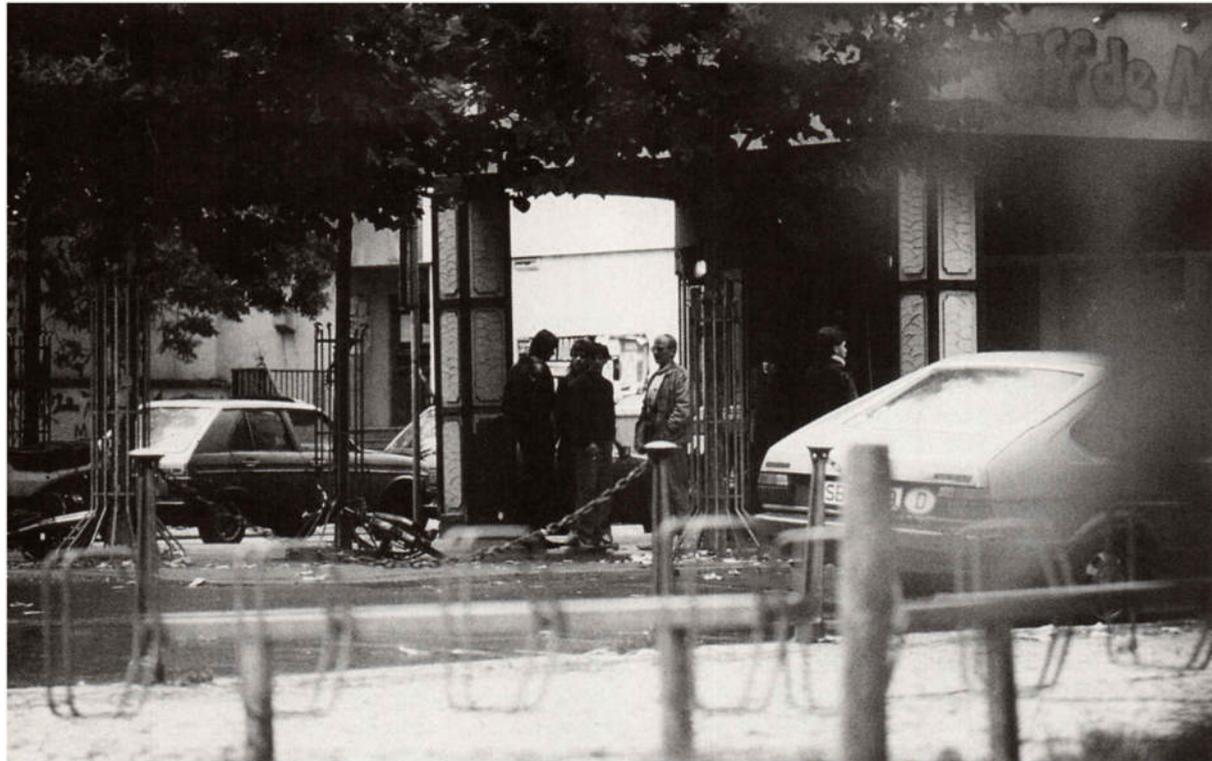
Ein zusätzliches Problem ist durch die Verbreitung der HIV-Infektion entstanden. Während, nach entsprechenden Aufklärungskampagnen bei den Homosexuellen die Neuinfektionen rückläufig sind, nehmen sie bei Intravenös-Drogenabhängigen zu. Die Infektion erfolgt über das Benutzen einer Nadel, die mit infiziertem Blut verunreinigt ist. Meist ist die Gier nach dem „Schuß“ so stark, daß eine mögliche Infektion in Kauf genommen wird. Neuinfektionen von Drogenfreien kommen häufig über den Sexualkontakt mit drogenabhängigen Prostituierten zustande, da vor allem Süchtige gegen einen entsprechenden Aufpreis den ungeschützten Verkehr anbieten.

Nicht einmal Minimalversorgung

Im Kampf gegen die Drogenproblematik gibt es drei zentrale Bereiche, die gleichberechtigt nebeneinander stehen sollten, Repression (Polizei, Fahndung), Prävention (Aufklärung, Familienpolitik), Beratung und Hilfe für Betroffene. Im Saarland wurde die Drogenproblematik von seiten der Regierung und der Gesundheitsadministration jahrelang bestritten oder bagatellisiert. Seit 1986 haben sich zwar einige Institutionen der Hilfe für Betroffene etabliert, jedoch hat die Repression Priorität vor den beiden anderen erwähnten Bereichen.

In einer im letzten Jahr von der Universität Kaiserslautern erstellten Forschungsarbeit ist nachzulesen, daß im Versorgungsgebiet von rund 1 Million Einwohnern lediglich 2 Drogenberatungsstellen und eine Therapieeinrichtung mit 22 Plätzen zur Verfügung stehen. Mittlerweile ist im Sommer 1991 eine Entgiftungsstation mit 20 Plätzen hinzugekommen. Die Studie stellt fest: „Der Auf- und Ausbau flächendeckender Maßnahmen zur Versorgung Drogengefährdeter und -abhängiger . . . ist nicht erfolgt“.

Das Max-Planck-Institut für Psychiatrie in München, ebenso wie die Expertenkommission der Bundesregierung gehen vom Mindestbedarf einer Beratungsstelle für 100 000 bis 150 000 Einwohner aus. „In den Landkreisen Saar-Pfalz, Merzig-Wadern und



Saarlouis kann man nicht einmal von einer Minimalversorgung rauchmittelgefährdeter und drogenabhängiger junger Menschen sprechen.“

Mit dem Blick auf das Nauwieserviertel bedeutet dies, daß eine zunehmende Verwahrlosung festzustellen ist; die Zahl der Drogentoten wächst stetig.

Die in der praktischen Hilfe Tätigen sind überfordert. Zudem ist Drogenarbeit wenig attraktiv, die Tätigkeit ist weder in psycho-sozialen Berufskreisen noch unter Ärzten besonders angesehen.

Für die circa 1500 Drogensüchtigen im Saarland gibt es nur eine sogenannte niedrigschwellige Anlaufstelle, das Café Hi-Fi am Saarbrücker Landwehrplatz. Hier können Spritzen getauscht werden, es gibt ein warmes Mittagessen und ein Gesprächsangebot vom Drogenberater: Wer aussteigen möchte, kann die ersten Schritte hier tun. Am Anfang steht die körperliche Entgiftung, die im Krankenhaus durchgeführt wird und zwischen 1 und 3 Wochen dauert. In der Regel schließt sich unmittelbar daran die Langzeitentwöhnung an, die in entsprechenden Fachkliniken durchgeführt wird und zwischen 8 und 15 Monaten dauert.

In der Praxis besteht ein erhebliches Defizit an Entgiftungs- und Langzeittherapieplätzen. Zur Zeit betragen die Wartezeiten zur Entgiftung einige Wochen, im Langzeitbereich zwischen 3 und 6 Monaten.

Methadon nur für HIV-Positive

Der Arzt oder Drogenberater ist täglich gezwungen, Hilfesuchende zurück auf die Szene zu schicken, da eine medikamentengestützte Drogenbehandlung in Deutschland nicht zulässig ist, aber auch keine

Übergangseinrichtungen vorhanden sind, die die Suchtkranken vorübergehend bis zum Antritt der Therapie betreuen könnten. Beim Gesundheitsamt in Saarbrücken gibt es für 20 Abhängige, die trotz mehrerer Therapien nicht drogenfrei leben können, die Möglichkeit, nach entsprechendem Antrag täglich mit Methadon versorgt zu werden. Dieses Erprobungsprogramm hat sich bisher als erfolgreiche Möglichkeit der sozialen Eingliederung erwiesen, dank einer begleitenden psycho-sozialen Betreuung.

Im Gegensatz zu anderslautenden Pressemitteilungen ist die Methadonbehandlung auf Krankenschein aber keineswegs legalisiert. Sie ist nur bei schweren Begleiterkrankungen zur Sucht gestattet, wie es zum Beispiel die HIV-Infektion im fortgeschrittenen Stadium ist.

Es ist davon auszugehen, daß repressiver Maßnahmen zum Trotz Drogen immer zur Verfügung stehen werden. Sogar in Gefängnissen sind Drogen erhältlich. Um der zunehmenden Verwahrlosung entgegenzutreten, sollte mit Nachdruck auf folgendes hingewirkt werden:

1. Die seit Jahren von Funktionären geführte, bisher ergebnislose Diskussion über medikamentös gestützte Behandlungsangebote sollte beendet werden. In Einzelfällen sollte sie möglich sein, zumindest bis zu dem Zeitpunkt, an dem ausreichend Therapieplätze zur Verfügung stehen, nicht zuletzt auch, um die Anzahl der Neuinfektionen mit HIV möglichst niedrig zu halten.

2. Die durch jahrelange Untätigkeit entstandenen Lücken bei Prävention und Hilfe sollen zügig geschlossen werden, die bereits vorhandenen Hilfsmöglichkeiten sollen weiter ausgebaut werden.

„Es kam mir vor, als hätte man mich immer an den Beinen festgehalten...“

Von Helmut Kessler

Schließlich kam der Tag, der einmal kommen mußte. Es war zu Ostern 1968. Ich wollte eine Kreuzung überqueren, aber mitten auf der Kreuzung brach ich zusammen. Ich hatte schon tagelang nichts mehr gegessen und nur wenig Alkohol getrunken. Ich kam erst wieder zu mir, als ich in einem sauberen Bett im Krankenhaus lag. Ein heftiges Zittern und schreckliche Magenkrämpfe befielen mich. Ich schrie vor Schmerzen. Ich hörte noch wie der Arzt zu jemandem sagte: „Perforation, Magendurchbruch. Aber in diesem Zustand können wir ihn nicht operieren.“ Dann war ich wieder weg. Ich erwachte erst wieder, als man mich auf eine Bahre legte und in den Operationssaal fuhr. Also sollte ich doch operiert werden. Man gab mir zunächst eine Spritze in den Oberschenkel. Die sollte mich beruhigen und das Angstgefühl von mir nehmen. Ich wurde nun behutsam auf den Operationstisch gelegt und dort festgeschnallt. Meine Bauchdecke war steinhart. Meine Beine und meine Füße waren wie Eisklumpen.

(...)

Mein Krankenhausaufenthalt betrug drei Monate. Die Kosten dafür wurden vom Sozialamt getragen. Ich sollte alles zurückzahlen, wenn ich wieder Geld hatte. Leider aber hatte ich nie welches ...

Was sollte ich nun tun, ohne ein Dach über dem Kopf, ohne einen Pfennig in der Tasche und zu schwach, um zu arbeiten. Es blieb mir nur noch ein Ausweg: das Übernachtungsheim in Saarbrücken. Vom Sozialamt bekam ich einen Fahrgutschein und einen Essensgutschein über 4 Mark. Mehr gab es nicht. Ich sollte strenge Diät einhalten, das hatte mir der Arzt kurz vor meiner Entlassung gesagt. Aber wie sollte ich das, wenn ich kein Geld hatte, um meine Diätkost zu kaufen?

Zum erstenmal in meinem Leben betrat ich ein „Pennerasyl“, wie es im Volksmund hieß. Vorher mußte ich noch zur Polizei, um mir einen Übernachtungsschein zu holen. Dabei wurde gleich festgestellt, ob man etwa gesucht wurde. Es lag aber nichts gegen mich vor, und so bekam ich den Schein. Dieser Schein berechtigte mich, drei Tage lang zu übernachten. Mir wurde ein Bett in einem Raum zugewiesen, in dem 15 Mann schliefen. Bettwäsche gab es nicht, nur drei Decken zum zudecken. Aber ich dachte: besser als gar nichts. Essen gab es auch keines in diesem Haus. Man verwies mich an das Rote Kreuz, in deren Küche ich etwas zu essen erbetteln könne, oder ich solle zur Bahnhofsmission gehen.

Da waren vielleicht Typen unter den Pennern, unrasiert, dreckig und speckig, total heruntergekommen. Das sah man schon an den Sachen, die diese Leute anhatten. Es waren die Ausgestoßenen, die keinen Platz mehr in der Gesellschaft hatten. Dazu sollte ich nun auch gehören. Mit meinen 27 Jahren war ich bereits an der untersten Sprosse angelangt. Alle meine Versuche, nach oben zu klettern, waren gescheitert. Es kam mir vor, als hätte man mich immer an den Beinen festgehalten, um mich am Emporklettern zu hindern. Dies waren mein Kamerad Alkohol, die uneinsichtige Gesellschaft und die Mühlen des Gesetzes. Ich wollte einfach nicht mehr. Immer wieder stellte ich mir die Frage: warum lebst du eigentlich noch? Hat für dich das Leben überhaupt noch einen Sinn?

Wieder einmal wollte ich Schluß machen. In dem Asyl wollte ich keinen Tag länger bleiben. So fuhr ich am anderen Morgen einfach schwarz mit dem Zug nach Bonn. Immer wieder hoffte ich, in einer neuen Stadt neu anfangen zu können. Als 27-jähriger war ich nun schon weit herumgekommen, aber auch heruntergekommen. Es kam mir vor, als ob ich in einen Abgrund stürzte und fiel und fiel, aber keinen Boden unter den Füßen bekam.

Ich begann also die Städte zu wechseln wie meine Hemden. Einige Tage Bonn, dann Köln, Düsseldorf, München, Augsburg, Saarbrücken, Frankfurt, Neunkirchen ... Ich flüchtete einfach, aber wovor? Vor den Menschen, die mich nicht verstanden, und keine Zeit hatten, meine Sorgen anzuhören? Es war für mich die bitterste Zeit meines Lebens. Ich lebte von Zechbetrügereien, ging mit Schwulen ins Bett, bettelte in Klöstern ... und dann Gefängnis, Gefängnis und wieder Gefängnis. Ja, ich riß mich geradezu darum, eingesperrt zu werden. Ich provozierte die Polizei, nur um für eine Nacht ins Kittchen zu kommen.

Ich begab mich zur Suchtfürsorge. Dort kopierte man mein Ausweisfoto. Nun war ich einer von den 600 000 Alkoholikern in der Bundesrepublik. Dann brachte man mich zum Arzt, der mich in die Landesnervenklinik Landeck/Pfalz einwies. Dort sollte ich mich einer Entziehungskur unterziehen. Man gab mir noch Zigaretten und Tabak mit. Ich fühlte noch keine Unruhe in mir. Deshalb nutzte ich die Fahrt zu einer oberflächlichen **Inventur** mit mir selbst aus. Was hatte ich mit meinen 30 Jahren bis jetzt von meinem dreckigen, versauten Leben gehabt? Nichts Schönes, nur Negatives: 15 Jahre Schläge im Waisenhaus. Erster Schock.



Vier Wochen unfreundliche Worte bei meinen Pflegeeltern. Neuer Schock.

Vier Jahre Erziehung zum Verbrecher im Erziehungsheim.

Sechs Monate Fortbildungskurs im Gefängnis Wittlich in Sachen Klauen, Einbruch, Zechbetrug und Schwulitäten.

Anspucken bei der Bundeswehr. Der größte Schock.

Gefängnis, Gefängnis, Wohnheim, Pennerasyl, Gefängnis, Krankenhaus . . .

Das waren meine 30 Jahre. Wenn ich jedoch gewußt hätte, was mir nun bevorstand, wäre ich aus dem fahrenden Wagen gesprungen, um meinem Leben endgültig ein Ende zu setzen

Um 17 Uhr hatte die Verhandlung begonnen und um 19 Uhr war sie beendet. Ich war frei. Aber ich hatte keinen Pfennig in der Tasche, kein Bett, kein Zimmer, ich stand also auf der Straße. Was nun? Ich fragte im Gefängnis, wo der Fürsorger wohne. Man gab mir die Adresse und ich ging hin. Mittlerweile war es 20 Uhr geworden. Ich mußte fast eine halbe Stunde klingeln, bevor man öffnete. Zuerst herrschte mich der Fürsorger an, was für einen Lärm ich da in der Nacht mache. Dann fragte er mich, was ich wolle. Ich erzählte ihm nun, daß ich vor einer halben Stunde aus dem Gefängnis entlassen worden

sei und kein Geld, keine Unterkunft und nichts zu essen habe. Ich zeigte ihm meinen Entlassungsschein. Er fragte mich nun, wo ich hinwolle. Ich sagte, nach Karlsruhe. Er schrieb mir also einen Fahrschein nach Karlsruhe aus. Dann fragte er, ob ich denn in Karlsruhe irgendeine Unterkunft hätte. Ich bejahte; dort läßt sich immer etwas finden, dachte ich. Er gab mir 12 Mark. Damit sollte ich in Karlsruhe in einem Hotel übernachten. Ich habe noch nirgends ein Hotel gefunden, in dem man ein Einzelzimmer für 12 Mark bekam, vor allem nicht in einer Großstadt.

Ich ging also zum Bahnhof, löste mir auf den Schein eine Fahrkarte und fuhr direkt nach Karlsruhe. Dort angekommen, begab ich mich sofort in ein Männerlokal. Da versoff ich die 12 Mark und ging mit einem Gleichaltrigen auf dessen Zimmer, wo wir uns die ganze Nacht liebten. Ich war froh, wenigstens für diese Nacht ein Zimmer gefunden zu haben. In dieser Nacht war ich gar nicht richtig bei der Sache, zumal ich da einen vor mir hatte, der gar nicht genug bekommen konnte. Ich mußte immer nur daran denken, was ich am nächsten Tag anfangen sollte, denn da stand ich ja wieder auf der Straße.

Am Morgen verließ ich das Zimmer des anderen. Aufgrund einiger zusätzlicher Extravaganzen gab er mir noch 50 Mark, die mir sehr willkommen waren. Trotzdem schämte ich mich, daß ich für Lie-

be Geld genommen hatte. Im Kaufhaus Schneider frühstückte ich zunächst einmal ausgiebig, denn dort war es billig. Danach ging ich in ein Lokal, in dem sich nur Zuhälter und ähnliche dunkle Gestalten aufhielten. Ich blieb dort, bis das Männerlokal aufmachte. Meine Barschaft schmolz langsam, aber sicher dahin. Meine letzten Pfennige gab ich im Männerlokal aus. Nun stand ich wieder mal ohne Geld und ohne ein Dach über dem Kopf da. Ich beschloß, einen Zechbetrug zu begehen, um wieder ins Gefängnis zu kommen. Es war gegen 2 Uhr am Mittag. Ich ging in den „Wienerwald“, bestellte erst Bier und Korn und dann ein Schnitzel, Pommes frites und Salat. Dann eine Flasche Wein. Ich trank und trank. Längst war ich voll. Dann ließ ich den Geschäftsführer kommen, erklärte ihm, daß ich kein Geld hätte und er die Polizei rufen solle. Das tat er auch. Meine Hose war wieder mal naß, aber ich ging einfach nicht mehr auf die Toilette, sondern blieb sitzen.

Zwei Polizisten kamen und nahmen mich mit auf die Wache. Da ich voll war, sollte ich zunächst zur Ausnüchterung in eine Zelle, um am andern Tag vernommen zu werden. Als man mich fragte, blieb ich stur und schwieg. So mußte man mich dem Untersuchungsrichter vorführen, der mich natürlich in Untersuchungshaft schickte. Diese Haft wurde die bitterste, die ich je erlebt hatte. Ich kam auf eine Gemeinschaftszelle, auf der vier Mann lagen. Schon am ersten Tag gab es Streit. Ich hatte nichts zu rauchen, also fragte ich einen Mitgefangenen, ob er mir eine drehen würde. Er brauste auf und schimpfte mich einen Penner. Ich gab ihm sofort Kontra und fragte ihn, als was er sich denn selbst bezeichne. Da sah er rot, da es jemand gewagt hatte, sich ihm entgegenzustellen. (Ich erfuhr später, daß er wegen Unzucht mit Kindern saß.) Er ging auf mich los und boxte mir ins Gesicht.

Ich machte freiwillig Küchendienst. Da geschah etwas, was ich heute zum Teil bedauere. Die Heimleitung war weg. Nur der Praktikant war da. Nach dem Mittagessen beilegte ich mich mit der Küchenhilfe, um noch etwas Freizeit zu haben. Ich konnte mich nun bis 17 Uhr etwas hinlegen und ausruhen. Aber ich tat es nicht. Es waren noch einige Heimbewohner auf meine Bude gekommen, und wir sofften Bier und Wein. An meinen Küchendienst dachte ich gar nicht mehr. Es war ein anderer für mich eingesprungen, sonst hätten fünfzig Jungen an diesem Abend kein Essen bekommen. Ich war stockbesoffen, trotzdem schaffte ich es, in Ludwigsburg noch einige Kneipen zu besuchen.

Der Alkohol steuerte mich. Ich wollte nichts anderes mehr als saufen. Ich weiß nicht, wie und wann ich nach Hause kam. Morgens erwachte ich verkater und übelgelaunt. Ich wusch und rasierte mich, zog mich an und trat dann meine Flucht aus dem Heim an. Zunächst fuhr ich nach Stuttgart. Mein Geld hatte ich bald verbraucht. Ich trieb mich anfangs den ganzen Tag auf dem Bahnhof herum. Am Abend ging ich in eine Schwulenkneipe, da ich wußte, daß ich hier keine Anzeige bekomme, auch wenn ich einen Zechbetrug beging. Ich bestellte also Bier, Schnaps und Zigaretten, und als ich voll war, sagte ich dem Kellner, daß ich kein Geld hätte. Er rief den Chef, der schlug mir links und rechts ins Gesicht und warf mich aus dem Lokal. Noch heute hängt mein Mantel dort.

Von Stuttgart fuhr ich mit dem Zug schwarz nach Esslingen. Dort beging ich in drei bis vier Wirtschaften Zechbetrügereien. Ich weiß nicht mehr, wie ich auf die Polizeiwache kam, aber gegen Abend wurde ich dort vom Praktikanten mit dem Wagen abgeholt und zurück ins Heim nach Ludwigsburg gebracht. Eigentlich wollte ich gar nicht mehr dorthin. Als ich im Heim ankam, ging ich sofort auf mein Zimmer und schlief tief und fest ein.

Am nächsten Morgen wurde ich durch lautes Gebrüll geweckt. Ich meinte, daß dieses Geschrei mir gelte und schlich mich, einer momentanen Kurzschlußhandlung folgend, wie ein Dieb aus dem Haus. Ich wollte nie mehr hierher zurückkehren. Ich beschloß vielmehr, mich ins Gefängnis zu begeben. Dort landete ich auch, zunächst in Karlsruhe, dann in Mainz, und nun warte ich in Wittlich solange, bis ich entlassen werde.

Alle Gefängnisse haben etwas gemeinsam: grüne Uniformen, mürrische Beamte und Superärzte, die sich Medizinaldirektoren nennen, wie etwa der 1,50 m große Arzt hier in Wittlich. Dieser „Superarzt“ konnte schon durch das Hemd, das mir am Leibe schlotterte, meine Operationsnarben sehen. Eine wahre medizinische Glanzleistung! Man sollte diese Leute, die einem durch seelische Quälerei das Leben noch schwerer machen, selbst in die Zellen sperren. Aber diese Scharlatane werden vom Staat noch gefördert und man verleiht ihnen obendrein den Titel „Medizinaldirektor“. Es sollte nicht sein, daß der Arzt seinen Patienten sitzend empfängt und dabei noch seine Zigarette im Maul behält. Was der Staat sät, das erntet er auch ... Ich könnte tausend Bü-

cher darüber schreiben. Da sprechen Minister über Funk und im Fernsehen von Resozialisierung, aber die da drinnen im Zellentrakt des Hauses bekommen nichts davon zu spüren. Nur etwas fühlte und fühle ich Tag für Tag: Ablehnung und wieder Ablehnung. Hat sich von jenen Nonnen aus Neunkirchen, oder den Erziehern und Heimleitern, die ich

kannte, jemals jemand die Frage gestellt: Bin ich nicht auch beteiligt an seinem Schicksal? Sollen die doch zuerst einmal von ihrem hohen Roß steigen und ihre Verachtung solchen Menschen gegenüber ablegen, wie ich einer bin . . .

(Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des LIST Verlages)

Unzumutbare Erfahrungen

„Daß einer heute unter uns leben muß wie eine Dickensfigur, ist nicht mehr rührend, sondern empörend“, schrieb Martin Walser im Nachwort zu Helmut Kesslers Lebensbericht. Das war Anfang der 70er Jahre. Nichts hat sich für solche „Dickensfiguren“ seitdem zum Guten oder auch nur zum Besseren hin verändert. Denn die Zahl der Nichtseßhaften wächst nicht nur stetig, die Einkommensschere zwischen den „Wohlhabenden“ und den „Armen“ öffnet sich ständig weiter. Soziale Deprivation hat Konjunktur, alle Daten belegen das.

Merkwürdig ist nur, daß im Unterschied zu den 70er Jahren authentische Berichte über Erfahrungen vom Rand der Wohlstandsgesellschaft ausbleiben, jedenfalls kein Forum mehr finden. Es scheint, daß Nachrichten aus der Unterschicht ihren Reiz verloren haben (von einigen wenigen Ausnahmen einmal abgesehen): die hilflosen, weil sprachlosen Krotz-Figuren sind fast überall von den Bühnen abgetreten; Alkoholabhängigkeit ist z. B. von Ernst Herhaus mit seinem bewegenden Roman „Kapitulation“ beschrieben worden (1977); über unzumutbare Erfahrungen während Kindheit und Jugend bei österreichischen Bauern informierte Franz Innerhofer; Heine Schoof und Ernst S. Steffen teilten in von Luchterhand und Suhrkamp verlegten Büchern ihre Knasterfahrungen mit. Aber nicht nur Spektakuläres suchte und fand den Weg in die Öffentlichkeit; von den Texten des „Werkreises Literatur der Arbeitswelt“, die meist so bieder und langweilig waren wie der Alltag der Autoren in Fabrik und Büro, wurden in einer Taschenbuchserie bei Fischer weit über eine Million Exemplare verkauft.

Diese Verträge sind längst gekündigt (während ein geschickt vermarktetes Buch von Günter Wallraff über den Leiharbeitsmarkt zu den meistverkauften Büchern der Bundesrepublik zählt); Innerhofers wütend-genauen Bücher stoßen offensichtlich nur noch auf literaturhistorisches Interesse (während mit dem gleichen Stoff die milde Anna Wimschneider ein Millionenpublikum zu Tränen rührt); wie die anderen großen Verlage hat auch Suhrkamp seine Reihen mit Titeln wie „Sozialberichte“ oder „Verständigungstexte“ seit langem eingestellt.

Werden keine unzumutbaren Erfahrungen mehr gemacht? Wohl nicht. Es scheint aber so zu sein, daß sich die literarische Öffentlichkeit längst anderem Kitzel, anderen Sensationen verschrieben hat. Das gewöhnliche Scheitern ist kein Thema mehr, das übliche Unrecht nimmt man schulterzuckend zur Kenntnis. Beachtenswert scheint nur der voyeurhafte Blick eines Günter Wallraff, der nach Abschluß seiner Reportage dorthin zurückkehrt, wo er gesellschaftlich verortet ist.

Wer die Gesetze der Gesellschaft gebrochen, ihre Tabus übertreten hat, schreibt, wenn er seine Lebensgeschichte mitteilt, stets auch ein Stück Gesellschaftsgeschichte. So auch Helmut Kessler mit seinem Lebensbericht „Der Schock“, mit einem Nachwort von Martin Walser 1974 bei List erschienen.

Kesslers Lebensweg begann 1941 im Waisenhaus von Neunkirchen, die Zwischenstationen auf seinem Weg nach unten waren unglücklich verlaufende Pflugschaften, das Knabenerziehungsheim Merzig, die dortige Landesnervenklinik, mehrmalige Untersuchungshaft, schließlich die Justizvollzugsanstalt Wittlich. Kessler war von Geburt an stigmatisiert, er hatte vermutlich nie die Chance, seinem Lebensschicksal zu entgehen, dem Kreislauf von Arbeits- und Wohnungslosigkeit, von Alkohol- und Tablettenabhängigkeit. Mit der Unmittelbarkeit seiner Misere bricht Kessler zum ersten Mal, als er in der JVA Wittlich sein Leben aufschreibt, Rechenschaft ablegt. Das Schicksal des Autors ist ungewiß. Über eine dem Verlag angegebene Adresse eines Saarbrücker Möbelladens war er schon 1979 nicht mehr zu erreichen. Die abgedruckten Passagen sind dem Schlußteil von Helmut Kesslers Bericht entnommen.

Ralph Schock

Huren, Hilfe

für alle Mädels, die anschaffen gehen

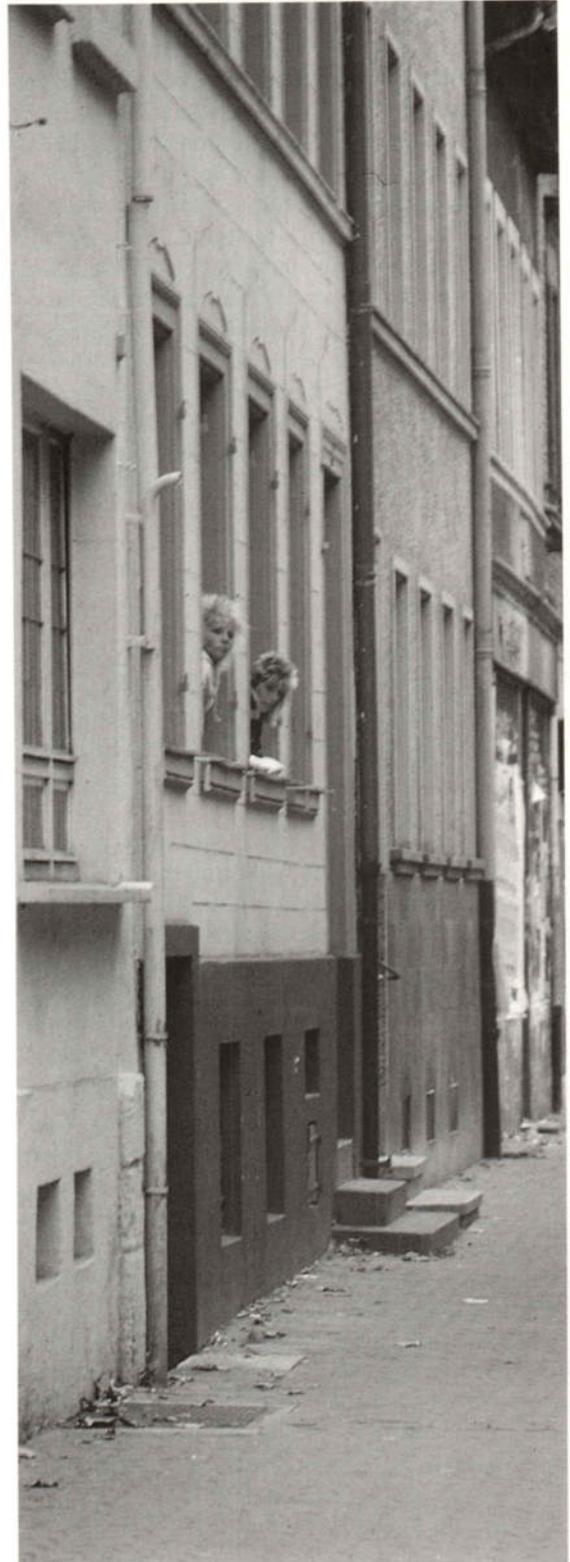
Von Carola Schweizer

„Wenn du keinen Bock mehr hat, Dein Fell zu Markte zu tragen“, so die Hurenselfthilfe, „vermitteln wir Dir Ausstiegshilfen.“ Aber nicht nur. Sie soll auch Treffpunkt sein „... für alle Mädels, die anschaffen gehen“.

Vierzig Aktive aus dem Milieu sind vergleichsweise viel für die Hurenselfthilfe einer Stadt von der Größe Saarbrückens. Rund dreihundert Frauen sind hier als Prostituierte registriert und hundertfünfzig, so wird geschätzt, arbeiten „illegal“. Gegründet wurde die Saarbrücker Hurenselfthilfe – und das ist eine bundesdeutsche Besonderheit – von der kommunalen Frauenbeauftragten. Die Frauenbewegung tut sich eher schwer mit der Prostitution. Für die einen sind Huren Avantgarde, die in einer patriarchalen Gesellschaft die einzig adäquate Antwort auf die Geschlechterdifferenz gefunden haben, nämlich eine rein geschäftsmäßige. Die anderen stellen sich schlicht der Tatsache, daß es Prostitution gibt: ein Dienstleistungsangebot, fast ausschließlich für Männer. Prostitution ist ein Symptom der „Männergesellschaft“, das auf mittlere Sicht nicht zu kurieren ist. Für sie gilt: die Frau – die Prostituierte nicht zu diskriminieren.

Die Idee, in Saarbrücken eine Hurenselfthilfe zu gründen, entstand, als immer wieder Prostituierte, meist ältere Frauen, die aussteigen wollten in die Gleichstellungsstelle kamen. Die Frauenbeauftragte Caroli unterstützte die einzelnen Frauen bei der Arbeitssuche. Es zeigte sich bald, daß Einzelfallhilfe nicht ausreicht. Zumal sie, so Ilona Caroli, zu spät ansetze. Die Prostituierten, die zu ihr kämen, seien hoch verschuldet gewesen, und das mache den Ausstieg beinahe unmöglich, denn Schulden sind immer auch ein Grund, sich zu prostituieren.

Zu Beginn ihrer Tätigkeit verdienen Prostituierte in der Regel viel Geld, abgesehen von den drogenabhängigen Frauen. Aber hinter der Beschaffungsprostitution steht eine andere Problematik und die „normale“ Hure zählt die süchtige Frau nicht zu ihrer gleichen. Am Ende ihrer Karriere stehen viele Prostituierte vor dem finanziellen Ruin. Sie sind Sozialhilfeempfängerinnen, manche sogar obdachlos. Wie kommt es zu der häufig hohen Verschuldung? Voreilig werden als Gründe immer das Älterwerden angeführt oder der Zuhälter, der den Frauen die letzte Mark abknöpft oder die „kriminelle Energie“ des Milieus, die das Leben dort zum Vabanquespiel mache.



Das Alter spielt sicherlich eine Rolle. Junge Frauen gelten nun mal als sexuell attraktiver und verlangen dementsprechend ihren Preis. Aber eine Domina Mitte vierzig verdient nicht weniger. Nur ist nicht jede der Typ für die „strenge Kammer“. Das Alter allein ist nicht Grund genug. Die Frauen könnten rechtzeitig aufhören. Der gute Verdienst wäre immerhin eine Basis zum Umsatteln. „Es legen sich ganz wenige etwas auf die Seite“, sagen ehemalige Prostituierte. Schuld an der finanziellen Misere, in die relativ viele Frauen geraten, sind ihrer Meinung nach, einmal der Lebenswandel der Prostituierten selbst, vor allem aber die fehlende soziale Absicherung während ihrer Tätigkeit. Dazu kommt, daß sie, obwohl Prostitution straf- und zivilrechtlich stark reglementiert ist, selbst wenig vor Ausbeutung geschützt sind.

Teures Leben

Zu ihrem Lebenswandel: Das Geld ist wichtig. Sozusagen „das Beste am Mann“. Das Geld, so eine Frau, habe vieles entschädigt, auch die Geringschätzung mit der die „Soliden“ ihr begegnen. Die Prostituierte leistet sich in guten Zeiten ein Leben, von dem viele nur träumen.

„Es war einfach toll, spät abends noch auszugehen, gut zu essen, schöne Klamotten zu haben. Nicht auf hundert Mark zu achten. Man wußte einfach am nächsten Tag war wieder so viel Geld auf der Hand.“ Die Geldquelle erscheint unerschöpflich und gibt ein Gefühl der Überlegenheit. Die Hure wird zwar verachtet, kann sich aber mehr leisten als „die Solide“. „Ich bin nur mit dem Taxi gefahren. Später hatte ich einen 280er und ein Motorboot. Nie wäre ich wie die Soliden mit dem Bus gefahren.“ Sie verstehen sich als „Illusionistinnen“. Gaukeln dem Freier Liebe und Lust vor und erliegen selbst der Illusion, als Prostituierte ewig in einer Glitzerwelt leben zu können. „Das Geld fließt genauso schnell aus der Hand wie es reinkommt.“ Warum so verschwenderisch mit dem Geld umgegangen wird, mag viele Gründe haben. Zwei davon nennen sie: „Ich mochte das Geld nie, irgendwie wollte ich mich immer sofort für das entschädigen, was ich mir angetan habe . . .“ und dann „ . . . hatte ich immer das Gefühl großzügig sein zu müssen. Riesen Geschenke zu machen, um zu zeigen, was ich wert bin.“

Allein das Leben als Hure ist teuer. Der tägliche Friseur, die Schminke, Wäsche, Accessoires, Zim-

mermieten. Das alles muß erst einmal verdient sein. Die Mieten in Saarbrücken sind vergleichsweise günstig. Sie liegen zwischen fünfzig und hundert Mark am Tag. Das Eroscenter in der Brebacher Landstraße verlangte allerdings seinerzeit bereits hundertzwanzig Mark Miete täglich. Auch für die Tage, an denen nicht gearbeitet wurde. Es schloß bekanntlich wieder. Die Freier kamen nicht so rege, daß sich die Frauen die teuren Mieten leisten konnten.

Ein „sittenwidriges Geschäft“

Armutsriskien für die Prostituierte sind die fehlende soziale Absicherung ihrer Tätigkeit, ihre straf- und zivilrechtliche Lage und die Ausbeutungsverhältnisse, in die sie dadurch gerät. Prostitution ist kein reguläres Arbeitsverhältnis. Der „Arbeitsvertrag“ zwischen der Frau und dem Freier ist nach dem bürgerlichen Gesetzbuch sittenwidrig. Schlimmer noch: er verstößt gegen das „Anstandsgefühl aller billig und gerecht Denkenden“ (BGB). Über ihre Arbeit sind die Frauen weder renten-, noch arbeitslosen-, noch krankenversichert. Sie haben keinen arbeitsrechtlichen Schutz, bei Verdienstaufällen können nirgendwo Schadenersatzansprüche geltend gemacht werden. Zahlt ein Freier nicht, ist der Lohn nicht einklagbar. Vorkasse ist also allein schon deshalb notwendig. Das sittenwidrige Geschäft ist dennoch einkommenssteuerpflichtig. Nicht als selbständig oder freiberuflich Tätige und nicht als Gewerbetreibende (wo doch so gern vom ältesten Gewerbe gesprochen wird!), sondern nach § 22 EStG als „sonstige Einkünfte“. Die Besteuerung erfolgt nach Angaben der Frau. Dabei könnte sie relativ leicht das Finanzamt betrügen, weil ihr „Umsatz“ nicht zu überprüfen ist. Doch wird sie erwischt, veranlagt das Finanzamt rückwirkend zur Steuer, dazu kommt ein Bußgeld wegen Steuerhinterziehung. Das kann eine Menge kosten. Eine Prostituierte verlor zum Beispiel mit einer Steuernachzahlung ihre Eigentumswohnung.

Die Doppelmoral der Sperrgebietsverordnung

Zurecht prangert die Hurenselbsthilfe die Doppelmoral der Rechtsprechung an und fordert u. a. die ersatzlose Streichung der Sperrgebietsverordnung. In den Sperrbezirken soll Prostitution kontrollierbar und unsichtbar gemacht werden, natürlich „zum Schutze der Jugend oder des öffentlichen

Anstandes“ (Artikel 297 EGStGB). Zum Sperrgebiet wurden bevorzugt Stadtteile, die traditionell „Vergnügungsviertel“ waren, wo Prostitution ausgeübt wurde. Zum Beispiel der St. Johanner Markt. Hier sollte mit der Sanierung die Prostitution aus dem Stadtbild verschwinden und in die Außenbezirke gedrängt werden. Für die Frauen bringt die Sperrgebietsverordnung erhebliche Nachteile mit sich. Schaffen sie im Sperrgebiet an, begehen sie eine Ordnungswidrigkeit. Werden sie dabei erwischt, zahlen sie beim ersten Mal dreihundert Mark Bußgeld, beim zweiten Mal sechshundert, beim dritten Mal neunhundert Mark. Mit dem vierten Protokoll kommt es zur Strafanzeige. Auf mehrmalige Verstöße kann eine Freiheitsstrafe bis zu sechs Monaten verhängt werden. Die Polizei handhabt die Sperrgebietsverordnung unterschiedlich streng, je nachdem wieviele Frauen auf der Straße stehen. Sind es „zu viele“, reagiert die Polizei. Deren „Spielregeln“ müssen die Frauen allerdings kennen. Die Polizeistreife fährt beispielsweise an der „Spritz“ vorüber und ruft den Prostituierten „Feierabend“ zu. Die Frauen richten sich danach, denn die Streife, so wird erzählt, käme bestimmt wieder, manchmal nach einer, manchmal erst nach vier Stunden. Stünden sie dann noch, koste es Bußgeld.

Ein weiterer Nachteil der Sperrgebietsverordnung: sie fördert die Zuhälterei. Auf den klar abgegrenzten Gebieten, wo Prostitution erlaubt ist – den Toleranzzonen, ist die Konkurrenz unter den Frauen härter. Die Zuhälter teilen jeden Meter des Straßenstrichs untereinander auf. Dort müssen Frauen „Standgeld“ bezahlen, bzw. „Ablöse“, wenn sie aussteigen wollen. Die Zuhälter verlangen horrenden Summen, zumindest in Großstädten wie Frankfurt oder Hamburg. In Saarbrücken sei diese Art von Zuhälterei kaum ein Problem, weil die hiesige Polizei die Sperrgebietsverordnung großzügiger handhabe.

Rechtspolitische Forderungen

Die Hurenselfthilfe fordert ebenso die Änderung der Paragraphen 180a StGB (Förderung der Prostitution) und 181a StGB (Zuhälterei). Bisher verhindere die Rechtslage menschenwürdiges Arbeiten auf dem Strich. „Ursprünglich sollten diese Paragraphen einen Schutz bedeuten. Die Vorstellung war, daß Prostitution ein schlimmes Übel ist, dessen Förderung in jeder Hinsicht verboten sein müßte. Alles, was über das Anbieten von Wohnraum für

Prostituierte hinausgeht, ist schon illegal. Wenn im Club Arbeitszeit vorgegeben, zentral kassiert oder Service festgelegt wird, stehen die Betreiber bereits mit einem Bein im Kittchen . . .“; so eine Broschüre der Hurenselfthilfe, „. . . die absurde Auslegung des Gesetzes geht so weit, daß gute Arbeitsbedingungen (Sauberkeit, Fixum, Fahrdienste, freundschaftlicher Kontakt zur ChefIn, Mitbestimmungsrecht) von Richtern so ausgelegt werden, daß in einem solchen Laden Frauen in der Prostitution festgehalten und nicht „zum Ausstieg motiviert“ würden. Das Klima soll möglichst schlecht sein, daß keine Frau in der Prostitution bleiben will.“ Die Crux ist nur, sie muß den Ausstieg finanziell verkraften können. Zum Beispiel sind Miet- und Bordellverträge – auch bei Wucherverträgen – rechtswirksam. Es ist also nicht zu allererst der mit Goldkettchen und Rolex behangene Zuhälter, der den Frauen das letzte Geld aus der Tasche zieht. Den nämlich, so eine ältere Prostituierte, könne man sich bei den vielen legalen Zuhältern – sprich: Vermieter, Finanzamt, Polizei – heute gar nicht mehr leisten.

Alte und neue Konkurrenz

Wenn als Prostituierte auf Dauer nicht viel Geld verdient werden kann und das Risiko einmal in der Sozialhilfe zu landen, relativ hoch ist, warum gehen sie dann auf den Strich? Häufig entscheiden sich Frauen in finanziell prekären Lebensumständen zur Prostitution. Weglaufen aus dem Heim oder Elternhaus bei jungen Frauen, Scheidung oder Trennung bei älteren und Schulden sind die klassischen Einstiegsgründe. Eine gewisse Nähe zum Milieu erleichtert den Übergang.

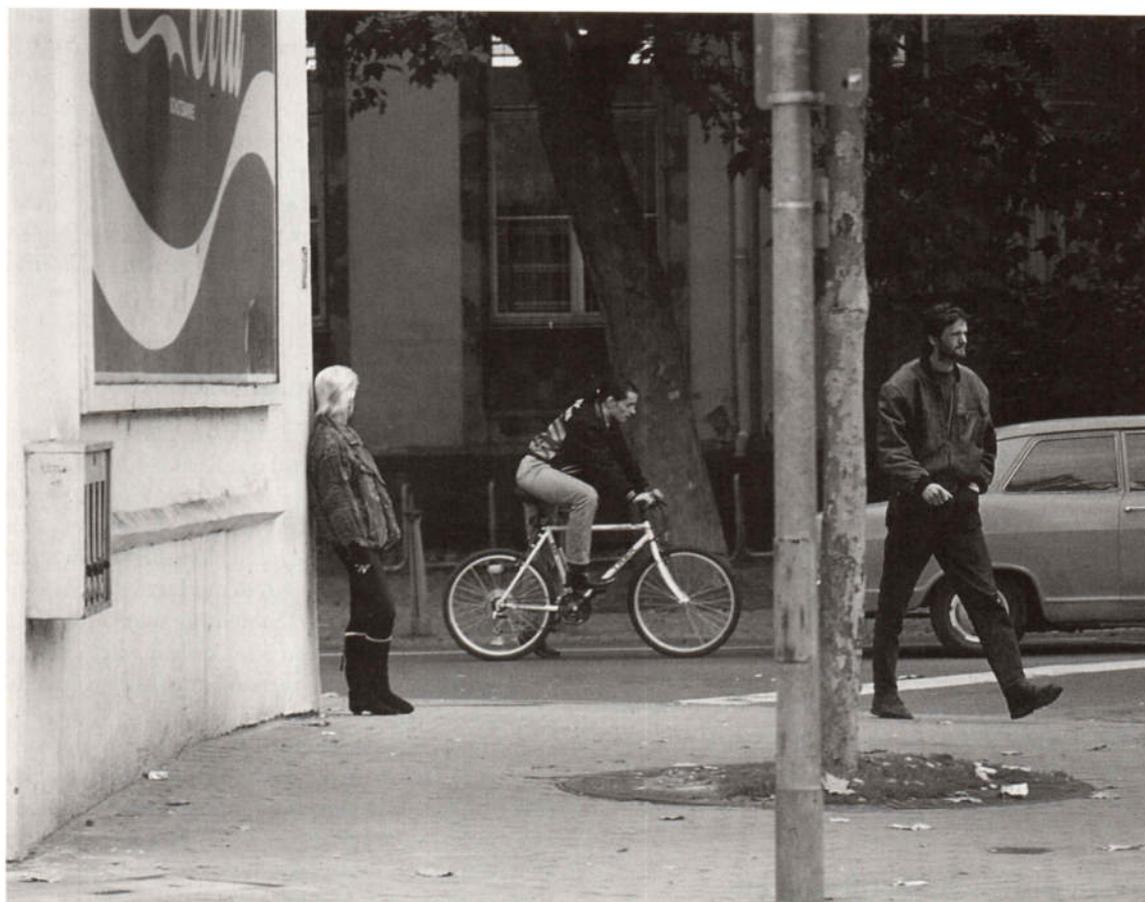
„Mein Onkel hatte eine Bar, dort lernte ich einen der Herren kennen, die die jungen Mädchen ins Milieu bringen. Wir gingen zusammen ganz vornehm essen und hinterher in ein feines Hotel. Am nächsten Morgen als ich aufstand, war er schon weg. Auf dem Tisch lag ein Haufen Geld und ein Zettel, daß ich mir den Mantel kaufen soll, den ich beim Bummel durch die Stadt gesehen habe. So einfach ist das, dachte ich.“

Naivität und Freude am schnell verdienten Geld verfliegen bald. Der Job ist hart. Das Milieu bietet zwar einen gewissen Schutz, dennoch „. . . ist sich jede selbst die nächste. Dicke Freundschaften auf dem Strich sind noch nie gut gegangen.“ Aber Zusammenhalt im Milieu ist notwendig, auch hinsicht-

lich der Preisabsprachen für bestimmte Angebote. Das entschärft die Konkurrenz und verhindert Dumping-Preise. Im überschaubaren Saarbrücker Milieu haben die Frauen sich gegenseitig im Blick. Diejenigen, die sich nicht an die Regeln halten können, wie die jungen drogenabhängigen Frauen vom Babystrich, werden von den Etablierten verjagt. Gegenüber der Kriminalpolizei hält das Milieu dicht. Hier „jemanden in die Pfanne hauen“ könne sich niemand leisten. Denn im Saarbrücker Milieu weiß jeder ziemlich schnell wer die Information gesteckt

noch hartnäckig mit den Frauen, ohne Kondom verkehren zu dürfen, andererseits fragen gerade ältere Männer – Stammkunden – ängstlich die Prostituierte, ob sie AIDS habe, „... wo er doch statt AIDS eher einen Kabelbrand im Herzschrittmacher bekommt.“

Die Hauptursache für die schlechten Geschäfte ist das breite Spektrum des „Vergnügungsangebots“. Peep-Shows, Life-Shows, Videos, Telefonsex usw. verderben den Markt. Kein direkter Kontakt mit der Prostituierten stört dabei die Phantasie der Kundschaft.



hat. Dann besteht nicht nur die Gefahr von Sanktionen, sondern von dem Zeitpunkt an, ist man ausgeschlossen. Und allein auf der Straße zu stehen, sei nicht auszuhalten.

Die Geschäfte auf dem Strich gehen schlecht. Inwieweit die Angst vor AIDS eine Rolle spielt, bleibt strittig. Die Kundschaft verhält sich dabei recht widersprüchlich. Einerseits handeln die Freier immer

Gefragter als die ortsansässigen Prostituierten sind die Frauen, die sich nur noch kurzfristig in einer Stadt aufhalten. Die einschlägigen Annoncen im Wochenspiegel und der Saarbrücker Zeitung werben mit: „Neu: Janine ...; jetzt neu: ständig neue Mädchen; Neu! Bonny Rubenslady ...“ Sogar: „unter neuer Leitung ... Dagmar und ihr neues Team.“ Die Frauen wechseln im Rhythmus von zwei bis

vier Wochen die Stadt. Sie arbeiten häufig selbständig und mieten sich für diesen Zeitraum ein Bordellzimmer oder Appartement. „Neue Besen kehren gut“, sagen die Frauen über ihre ständig wechselnden Kolleginnen. Profit schlagen auch hier die Wirtschaftler heraus, die keine festen Zimmermieten haben, sondern anteilmäßig am „Strichgeld“ beteiligt sind. Je höher der Umsatz der Frauen, desto mehr kassieren sie.

Schlechte Geschäfte

Die ortsansässigen Frauen klagen über die schlechten Geschäfte. „Wo man früher fünf Stunden gestanden hat, steht man heute zehn“, um gleich viel zu verdienen. Viele leben fast ausschließlich von Stammkundschaft. Und der Stammkunde ist „anspruchsvoll“. Er will schon mal ein „Extra“ umsonst, quasi Rabatt. Für ihn verwischen sich die Grenzen zwischen Hure und Geliebter. Sie dagegen will den persönlichen Kontakt eher nicht. Mit der Geschäftsmäßigkeit der Beziehung halten die Frauen sich den Freier vom Leib. Mit Tricks wie „Falle schieben“ kann sie dem fremden Freier leichter etwas vormachen als dem bekannten. Sie klemmt dabei den Schwanz so zwischen die Beine, daß der Freier gar nicht merkt, wenn er nicht in der Vagina ist. Die Nähe zum Stammkunden wird nervenaufreibend, „... morgens wenn der schon kam, der wollte ja immer der erste sein, das muß man sich mal vorstellen. Und wenn der dann an mir rumfingerte bevor ich meinen Kaffee getrunken habe, das kostet Nerven...“, und irgendwann ist man „halt so schlecht drauf“ und vergrault den Stammfreier.

Hurenselbsthilfe: Ausstieg aus dem Ausstiegskreis?

Was also hält die Frauen noch auf dem Strich? „Ich hab schon öfters versucht aufzuhören...“ Die meisten haben keine Berufsausbildung und daher wenig Möglichkeit anständig Geld zu verdienen. Andere Frauen haben solide Arbeitsplätze wieder verloren, als der Arbeitgeber von ihrer „Vergangenheit“ hörte. Dann gehen sie eben wieder anschaffen.

Die Härte und die psychischen Belastungen des Jobs werden mit den Jahren spürbarer. „Irgendwann hält man es nicht mehr aus...“ Alte Frauen auf dem Strich bleiben die Ausnahme. In Saarbrücken gab es z. B. „das alte Käthchen“. Sie „... hatte keine Zähne mehr, aber immer noch einen abgekriegt“,

wird erzählt, „... sie hat angeschafft bis zu ihrem Tod.“ Das ist nicht die Perspektive der Prostituierten. Spätestens, wenn kaum noch Geld verdient wird, wollen sie aussteigen. Hier setzt ein Aufgabenschwerpunkt der Hurenselbsthilfe an. Mit den üblichen Hilfestellungen bei Wohnungsproblemen, Schuldenregulierungen und anderen Konfliktsituationen; bei der Arbeitsplatzsuche oder zu Fragen nach Umschulungs- oder Fortbildungsmöglichkeiten. Die Hurenselbsthilfe wurde im Mai 1990 als Verein gegründet mit Vorstand und Fachbeirat. Im Vorstand sitzen nur Frauen, die Hälfte unter ihnen sind ehemalige oder aktive Prostituierte. Initiatorin und Vorstandsvorsitzende ist die Frauenbeauftragte der Stadt. Im Fachbeirat sitzen Vertreter des Gesundheitsamtes, des Arbeitsamtes, der Verbraucherzentrale (Schuldnerberatung).

Das politische Engagement ist das „zweite Standbein“ des Vereins. Bessere Arbeitsbedingungen, soziale Absicherung und die Anerkennung der Prostitution als Beruf sind die politischen Ziele. Die Hurenselbsthilfe bietet ihre Dienste im „Service“-Haus des DPWV an. Einmal im Monat ist Stammtisch. Sieben bis zehn Frauen kommen regelmäßig, oft „einfach zum Ausquatschen“. „Sie haben ein Bedürfnis nach Bürgerlichkeit“, so Ilona Caroli, „... kochen, stricken, Weihnachten und Ostern feiern ist ihnen wichtig“, das wird mit viel Sorgfalt arrangiert. Warum auch nicht. Die Hure ist nun mal nicht la-
sthaft. Wie sollte sie?

TELEFONE SEELEN SORGE

Aus der Früh- und Vorgeschichte der saarländischen Suizidprophylaxe

Von Dietmar Schellin



*„Ich geh' kaputt. Gehste mit?“
(Graffiti an einem Jugendheim in Saarbrücken-Rotenbühl)
Be careful with that axe, Eugene.
(Pink Floyd)*

Eigentlich wollte Dieter Kuhnen Pfarrer werden, ganz normal katholischer Pfarrer. Die Messe feiern, Ministranten um sich, die Beichte hören, – also hat er Seelsorge gelernt. Aber, 17 Jahre ist das nun her, irgendwie geriet er nach dem Studium in die Geburtsphase der Telefonseelsorge Saarbrücken, 11101/-02, die gerade dabei war, aus Stimmen des Saarländischen Rundfunks hervorzugehen.

Bei gemütlichen Beisammensein mit Kollegen, will sagen mit Pfarrern von richtigen Pfarreien, hat er schon auch mal so ein traurig machendes Gefühl – er sagt das leiser und schaut auf einen Hemdknopf dabei –, kaum einmal, eigentlich gar nicht erzählen zu können von seinem Job ohne Meßgewand am Telefon, das interessiert die Kollegen nicht so sehr, da hören die schnell weg.

In einem Informationsgespräch mit der Ministerin für Frauen, Arbeit und soziale Gesundheit, Christiane Krajewski und ihrer Pressesprecherin frage ich nach der Suizidprophylaxe im Saarland, nach der Problemlage aus ministerieller Sicht, eventuell nur in Zahlen, und nach Einrichtungen, falls es doch welche geben sollte. Einrichtungen, die, wie andernorts, ein Angebot machen an Leute in zugespitzten Lebenskrisen, die (noch) nicht psychiatrisch krank aber am Ende ihrer Handlungsfähigkeit sind, an Leute also vor oder nach einem

Suizidversuch. Die Ministerin verweist auf ihre „Psychiatriereform“. Bis Ende des Jahrzehnts soll „Merzig“ aufgelöst sein, in jedem Allgemeinkrankenhaus werde es dann psychiatrische Stationen geben.

Aber Suizidprophylaxe war mein Thema, ich versuche also das Gespräch ins Nicht- oder Vorpsychiatrische zurückzuholen. Ein Suizidversuch ist keine Krankheit. Unversehens gerate ich unter den Verdacht eines „antipsychiatrischen Affekts“, jedenfalls muß die Pressesprecherin eingreifen mit dem Hinweis, hierzulande kämen die Suizidenten an den SPD-Stammtisch, da könne man sich aussprechen. Verdutzt zolle ich Respekt, und werde das Gefühl nicht los, an Mißverständnissen teilzuhaben.

Ein Angstthema, nach wie vor. . .

Suizid und Suizidversuch seien kein „Tabu“ mehr, das gilt unter aufgeklärten Menschen als ausgemacht. Brauchen wir schon nicht mehr drüber reden! Ich zweifle, ob das Thema nur ein Tabu war. Vielleicht war „Selbstmord“ immer schon ein Angstthema. Und dies zurecht und nach wie vor. Vorerst, siehe oben, kann festgehalten werden, das Thema taugt für Mißverständnisse.

Mehr noch, um es unmißverständlich zu sagen, das Thema ist ein Geflecht unterschiedlich aber höchst systematisch mißlingender Kommunikationsakte. Ein einfaches Beispiel: „Wer davon spricht, tut es eh nicht!“. Fakt ist, daß vier von fünf Kandidaten ihren Suizidversuch explizit ankündigen. Suizidenten sind nämlich alles andere als Heimlichtuer. Die geläufige falsche Vorstellung macht erst im Angstgeflecht Sinn: Während der eine notgedrungen spricht, hört der andere auf die anderen, die dieses Sprüchlein sagen. Hier verläuft die strenge Linie zwischen Suizident und „Lebenswelt“.

Um vorab den naheliegendsten Mißverständnissen zu begegnen, es geht nicht darum, den Anspruch auf freie Entscheidung für den eigenen Tod anzuzweifeln, den Jean Améry vor 15 Jahren noch mühselig einfordern mußte. Ausgeklammert bleiben auch diejenigen suizidalen Impulse und Handlungen, die im Verlauf von psychiatrischen Erkrankungen eine Rolle spielen.

Hier geht es um Lebenskrisen ansonsten halbwegs gesunder Menschen, um „psycho-soziale Krisen“, so der Fachleuteausdruck, die über das gesunde,

Ruf doch mal an!

noch verträgliche Maß etwas hinausschießen, einen Menschen überfordern. Aus der Perspektive des Betroffenen türmen sich die Sachprobleme wie riesige Kisten, die alle miteinander verbunden, vernagelt, verschraubt sind, – das überwältigt, der sog. Betroffene erstarrt. Sein Handlungs- und Entscheidungsspielraum engt sich immer weiter ein, zugleich nehmen Suizidvorstellungen zu und überhand. Konkretisieren sich wie ein Film, in den man eintreten könnte.

Wer, hier im Saarland, hört und spricht diese Leute? Wer setzt ihre Signale um? „Ich geh kaputt, gehste mit?“

Lebenshilfe auf Mittelwelle 1421 kHz

Einrichtungen der Lebenshilfe, gar der Suizidprophylaxe zu initiieren, nein, das gehört nun wohl doch nicht zur „Grundversorgung“, zu der die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten verpflichtet sind. Daß die Saarbrücker Telefonseelsorge quasi die Fortsetzung einer SR-Sendung mit gar nicht mal so anderen Mitteln ist, wird wohl ein hörfunkgeschichtliches Unikat bleiben.

„Saarbrücken 66232“, das war rundum bekannt, konnte anrufen, wer Probleme in Ehe, Beruf oder Gefängnis, mit dem Altern oder mit sich selbst hatte. Samstags von 20.00 bis 24.00 Uhr nahm ein „psychologisch ausgebildeter Partner“, so Heinrich Kalbfuss über Heinrich Kalbfuss, die Anrufe entgegen. Die Mitschnitte dieser Gespräche waren dann Material für die sonntägliche Sendung von 22.15 bis 23.00 Uhr. Auf Mittelwelle 1421 kHz wurde Lebenshilfe gesendet, auf reale exemplarische Einzelfälle wurde das für die vielen Hilfreiche aufmoduliert.

Der SR hatte Gründe, zumindest Grundkenntnisse, sich um Existentielles zu sorgen, mußte er doch als zweitkleinster Sender der ARD immer wieder neu seine Existenz legitimieren. Wie anders, als daß sich der Sender bei seinen Hörern beliebt, begehrt bis unentbehrlich machte.

Nun gibt es die traditionellen Kniffe, Hörer auf die Trägerwellen einer Sendeanstalt zu tunen, sie zu binden. Der erste und einfachste heißt Wunscherfüllung, damit hat Radio schließlich angefangen. Der Sender produziert/erfüllt also Hörerwünsche. Daß die Psychoanalyse das Wort „Wunscherfüllung“ mitbenutzt, nämlich zur Erklärung des Träumens, mag ein Hinweis darauf sein, daß radiohören träumen heißt, ob Schlager oder Hörspiel.

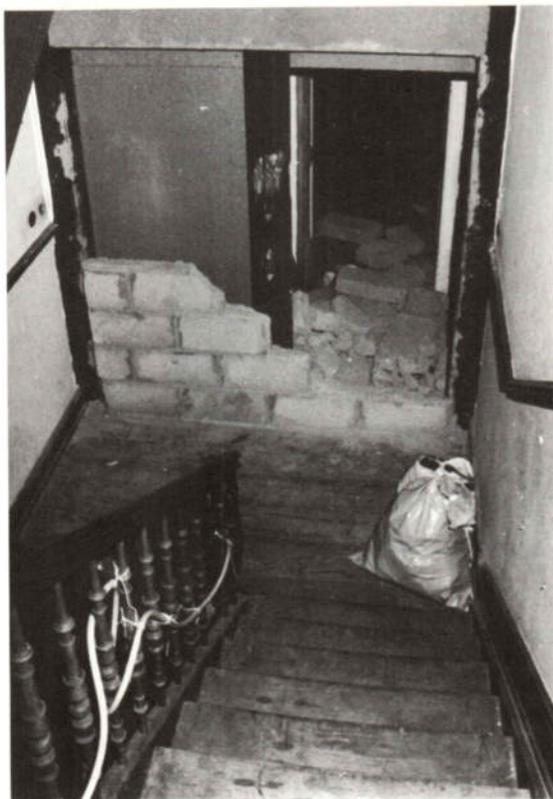


Foto: Stefan Braun

Radio ist nicht Telefon

Radiomacher wiederum träumen seit es Radio gibt, die dem Medium eigene Beschränktheit aufzuheben, daß nämlich einer spricht und die anderen alle nur zuhören sollen. Daher die vielen Anrufanforderungen, möglichst live. Ohne direktes feedback ginge Radio ein wie ohne Strom. Die unbestimmte, also zunächst einmal unendliche Distanz zwischen dem eigentlich einsamen Sprecher und den vielen Gehörgängen draußen bleibt zwar dieselbe, Radio ist nicht Telefon. Aber mit Spiel und Anrufspaß ändert sich die Darstellung des Mediums, das ist entscheidend. Kurz: das Radio telefoniert permanent mit seinen Hörern um sein eigenes Überleben.

Weiter, zur Grundausstattung von Radiomachern gehören auch die Hörerbindemittel „Service“ (Kochen, Lesen, Lachen, Lebenshilfe, Stau) – und personality. Klaus Grothe war eben nicht nur Sprecher oder Moderator, er war eine Instanz im saarländischen (Seelen-)Haushalt. Er saß der „Hausfrau im Gehörgang“, erzählt Heinrich Kalbfuss. Und allen Einsamen. Kein Wunder, wieviel Post Grothe bekam. Da ging es zunächst einmal um Kochrezepte, dann um Haushalts-, Ehe-, Lebensprobleme.

Da war der Moderator dann doch überfordert, die Briefe schwirrten nun durchs Funkhaus, bis daraus die Idee „Saarbrücken 66232“ geboren war, „Rufen Sie an“.

Und die Saarländer riefen an, erzählten ihre



Foto: Marlene Apmann

„zwischenmenschlichen Konflikte“, ihren Arbeitsplatzärger, Knastfrust, Potenzprobleme, bis hin zur akuten Lebensmüdigkeit. Die Verschaltung von Radio und Telefon war also erfolgreich, hilfreich für viele. Und zwar so sehr, daß Heinrich Kalbfuss „nach Mitternacht manchmal niedergeschlagen und hoffnungslos nach Hause fuhr, wenn mir die Grenzen des Telefonkontaktes“, die Grenzen der Sendeform „Saarbrücken 66232“ bewußt geworden waren. Der Bedarf an Lebenskrisenhilfe war gemeldet, weit über das Sendbare hinaus. Aus der Unzufriedenheit über die Verschaltung, die doch eher ein Mischling war, nicht Fleisch, nicht Wurst, entstand die Initiative zur Telefonseelsorge. Die Sendung wurde 1973 eingestellt.

O-Ton Dieter Kuhnen, Telefonseelsorge Saarbrücken

„Bei Suizid ham wir zunächst mal die Linie, ich akzeptiere die Vorstellung des Anrufers, ich bring mich um, schon deshalb weil ich ja gar keine Macht hab, da was dagegen zu tun. Ich steure also nicht dagegen, sondern versuche in diese Welt reinzugehen, zu verstehn, was da läuft und . . . ja . . . gut dann gibt es halt zwei Wege, die einen sagen ‚jo swar nett und jetzt bring ich mich doch um, wir könnens nit überprüfen, ob ers getan hat oder nit, wenn der kein Namen gesat hat, daß mer noch mal die Todesanzeige lesen kann. Oder er sagt, mensch. . . ich hab mal nachts um zwei ein’ gehabt, ruft ein 35jähriger an, er will sich aufhängen. Vor sechs Wochen die Mutter, morgen wird der Vater beerdigt, mit den Geschwistern versteht er sich nit und ich bin mit ihm den Weg gegangen, zum Baum, dann der Ast, in die Schling, Wer findet Sie?, Wie geht das dann weiter?, da liegt der dann in der Leichenhall, dann hab ich ihn beerdigt, das hat so ne Stund gedau-

ert, da war der im Grab. Der hat das ganz ausphanta-siert, da hab ich gedacht, also jetzt kann ich ihn nit in de Himmel holle oder so, das geht fairerweise nun wirklich nit. Und ich frag, wies em damit geht und dann, so ganz dief aus em Bauch raus, ‚was bin ich jetzt so müid, jetzt genn ich schloofe.“

Gespräche dieser Art nennen professionals Krisenintervention. Alle Auswege verstellt, die Phantasia drängt, und doch wird noch gesprochen. Da bleibt akut gar nichts anderes, als eben die Bilder durchzuformen, zu formulieren. Erzählen hilft immer. Dann, wenn jemand zuhört, wenn die Leitung zustande kommt. Saarbrücken 11101 oder -02.

„Statistisch sind es bei der Telefonseelsorge Saarbrücken immerhin 73,2 % der Anrufer und Anruferinnen, die aus einer mehr oder weniger bedrohlichen Lebenssituation heraus ein Gespräch suchen“, steht im Jahresbericht ’90. Mehr als 1000 Anrufe pro Jahr drehen sich explizit um das Thema Suizid. Und die meisten aus dieser Gruppe, erzählt der Theologe und Psychologe Stanislaus Klemm, haben Suizidversuche hinter sich, – aber die Krise, die zur suizidalen Handlung geführt hat, wurde nicht bearbeitet, nicht genutzt. Die sind die Höchstisrikogruppe. Es gibt Leute, die kennt man in den Kliniken schon, die kommen in Abständen wieder. Bis sie es dann mal geschafft haben. Bei so manchem Anruf ist der Suizidversuch schon unternommen. Entweder wird daraus Sterbebegleitung oder (ein-, zweimal die Woche) Zusammenarbeit mit Notarzt und Feuerwehr.

Von den Suchtberatungsstellen einmal abgesehen – denn Sucht und Suizidalität sind sich überaus ähnlich und können einander ersetzen, logisch ist Suchtberatung auch Suizidprävention –, davon abgesehen ist die Telefonseelsorge im Raum Saarbrücken wohl die einzige nichtpsychiatrische professionelle Einrichtung der Selbstmordprophylaxe. Den regionalen Bedarf an Lebensmüdenhilfe, Krisenintervention, an Hilfe nach dem Suizidversuch kann niemand beziffern, oder auch nur umreißen, vorsichtshalber wird das auch nicht untersucht. (Man könnte etwa systematisch d. h. im ganzen Land einheitlich die „Einlieferungen nach Sv.“ in Allgemeinkrankenhäusern erfassen, das wäre kaum Aufwand, gilt aber laut Ministerin Christiane Krajewski als nicht erforderlich.) Eine Vorstellung, ganz grob, kann man sich machen, wenn man weiß, daß 10 000 Gespräche pro Jahr in der Telefonseelsorge geleistet werden. Und zwar von 75 „unbezahlten Mitarbeitern“, – früher sagte man „Laien“, was sie der Effi-



zienz nach aber nicht sind. Viereinhalb Stellen für Hauptamtliche, die sich um Auswahl, Aus- und Fortbildung und um die Organisation kümmern, und überdies noch 2000 direkte nichttelefonische Beratungsgespräche führen, werden von den Kirchen bezahlt. Das wirft ein Licht auf den Rang, den Öffentlichkeit und Gesundheitspolitik dieser Arbeit zubilligen.

Nicht einen Anflug von „Jesulein“

An ihrer Geringschätzung sind die Telefon-„seel-sorgen“ schon auch selbst mit schuld. Warum und in wessen Interesse firmieren sie unter dem von den großen christlichen Konfessionen besetzten Titel „Seelsorge“? Konfessionslose und Menschen mit problematischen konfessionellen Erfahrungen, sie sind Legion, haben allein durch dieses harmlostuerische Wort eine maßgebliche Barriere, anzurufen. Geht es den Kirchen um die nachträgliche, gewissermaßen kommissarische Wiederbesetzung verlorengegangenen Terrains? Der ohne Not beibehaltene Geburtsfehler ist umso unverständlicher, als die Beratung auch nicht einen Anflug von „Jesulein“ hat. Heinrich Kalbfuss, der als Supervisor und freundschaftlicher Begleiter der Einrichtung verbunden geblieben ist, hatte seinerzeit „Telefonberatung“ vorgeschlagen.

Die unbezahlten Mitarbeiter, nach einem besseren Wort für „Laien“ wird noch gesucht, durchlaufen eine einjährige Ausbildung, zuvor wird gesiebt. Bildung ist dabei Nebensache, wichtig eine hohe Belastbarkeit. Dann das nicht jedem gegebene Talent, sich zurückzunehmen, aktiv zuzuhören, – und ein bewusster Umgang mit der Sprache. Die inhaltliche Vorgabe heißt streng „Keine Inhalte vorgeben!“, größte Toleranz bis an bestimmte Grenzen. Altruismus als Motivation gilt als hoch suspekt. Gefragt sind eher Leute, die sich mal anders erfahren, durchtesten, bewähren wollen.

Pfarrer Kuhnen lacht:

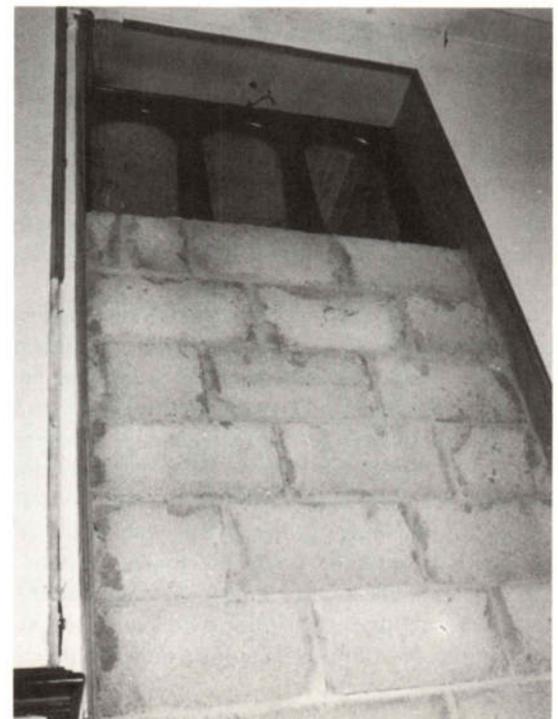
„Die Selbsterfahrungsgruppen, die so von Psychologen angeboten werden, die stecken wir locker in die Tasche. Wenn einer wirklich was erleben will, dann hier.“ Bis dann einer an den Apparat darf, absolviert er Übungen in Selbsterfahrung, in Rollenspiel, in „klientenzentriertes Gespräch nach Rogers“. „Nach Rogers“ heißt Verstehen signalisierendes Zuhören, Einfühlen, Empathie. Heißt Verzicht auf Redemuster, die sonst eitel spaßmachen. Verzicht auf Beredsamkeit, Voraus- und Besserwissen. Man muß

das richtig lernen: nichtargumentieren, nichtdiskutieren, nicht ausfragen sondern weiterfragen, diagnostische Bemerkungen verknäueln. Vor allem eines, und wenn es noch so weit vorn auf der Zunge liegt, nicht raten. Schließlich soll ja und kann nur der Proband selbst auf seinen Trichter kommen. Kontinuierliche Qualitätskontrolle wird gewährleistet durch Supervision. Die garantiert den Mitarbeitern wiederum Schutz vor Überlastung.

O-Ton Stanislaus Klemm

„Eine andere Geschichte, eine Frau von 60 Jahren, rief an wegen Depression, weil ihre Ehe, ihr Mann hat schon seit 10 Jahr eine Freundin. Die Eh' is immer noch nicht geschieden, also sehr depressiv. (Die Klientin kam dann auch zu direkten Gesprächen vorbei.) Sprach also von mehreren Suizidversuchen. Ich muß ehrlich sagen, ich habe kaum mal eine Klientin gehabt, die so gut mitgearbeitet hat, und wo sich das positiv gestaltet hat, toll, die schafft das, so und dann krieg ich abends noch einen Anruf von der Kriminalpolizei, Kennen Sie eine Frau X., die hatte ein Kärtchen von Ihnen, die hat sich uffgehängt. Zwischenfrage, lesen Sie Todesanzeigen? Bei mir ist das fast schon ein Zwang. Pfarrer Kuhnen, ja, sowas verfolgt schon, und Körperreaktionen, ich merk das schon im ganzen

Foto: Stefan Braun





Leib, als Anspannung, wenn sowas Todesbedrohliches kommt, und wenn ich dann den Hörer aufleg dann. . . (holt tief Luft, stößt sie richtig heraus und von sich), das läuft einem dann schon nach, wobei ich schon auch die Gabe hab loszulassen. So, das macht mir jetzt nit die ganze Nacht Kummer, sondern ich lasse dann auch los, sonst. . .', wieder Klemm, 'sonst überlebt man das hier nit.'"

Die Stimme in der Leitung 11101 klingt souverän und großzügig. Es ist die Zuhörstimme. Der Anrufer hört vor allem anderen, Inhaltlichen, daß er gehört wird. Sein Sprechen wird fernmündlich anerkannt, das ist nicht alles, nur die Hauptsach'. Und der verblüffend simple Kniff ist zugleich Programm und Übertragungstechnik der Telefonseelsorge.

Technisches und Banales von Bedeutung

Bevor nämlich ein Anrufer in seinem Hörer den Zuhörer hört, schaltet und überträgt die Post, wie leicht vergißt man das beim Telefonieren. Allerdings überträgt sie nicht alle Informationen, quasi hifi, sondern nur die Frequenzen zwischen 300 und 3400 Hz. Zu wenig für unsere so viel feineren Ohren, auch nur den Unterschied zwischen „schellen“ und „fällen“ herauszuhören. Dazu braucht man schon Kontext, z. B. „Axt“. Und, mag es banal klingen, das Telefon überträgt (glücklicherweise) nicht den Anblick.

Technisches und Banales ist von Bedeutung, insofern es die Kommunikation prägt. Je eingeschränkter das Spektrum der übertragenen Informationen, desto größer der Vervollständigungsbedarf am anderen Ende der Leitung, desto größer aber auch der Spielraum. „Das kann ich niemand sagen“ lautet der Standardsatz, der so viele Gespräche einleitet, in denen dann einmal alles gesagt wird, alles Unter- und Ungesagte.

Der Anrufer der 11101 empfängt also im Wesentlichen die Botschaft, es werde gehört. „Sprechen Sie, keine Angst, wir sind noch dran, sprechen Sie weiter. . .“ Weil die Übertragung beschränkt ist, und weil der Mitarbeiter als wünschende oder versagende Persönlichkeit nicht sehr ins Spiel kommt, kann der Anrufer seine inneren Bilder einsetzen, Vater-Imago, Mutter-Imago, großer Bruder, ganz nach seiner façon. Er artikuliert, was ihm abgeht, wer oder was ihm fehlt. Die Übertragung in diesem psychologischen Sinne, als die der inneren Bilder auf die Zuhörstimme, die kontinuierlich Anteilnahme äußert

– sie sagt damit ja nichts anderes als: ich akzeptiere, daß Sie . . . auf mich übertragen –, ist die Technik der Telefonseelsorge. Die Unvollständigkeit der technisch-akustischen Übertragung fördert und verstärkt die imaginäre Übertragung.

Unverbindliche Verbindung

Keine Frage, Telefonseelsorge funktioniert, weil 75 Menschen sich unentgeltlich engagieren, viel Zeit und Energie einsetzen, und dies, von Einzelfällen abgesehen, ohne positives feed-back. Aber das humane Engagement ist nicht die Funktionsweise. Nicht Menschen, sondern die technische Kontaktapparatur Telefon erst erzeugt das so paradoxe Amalgam aus Nähe und Distanz, die unverbindliche Verbindung. Der seltsam doppelte Status der akustisch-psychischen An- und sonstigen Abwesenheit, die dadurch niedrige Schwelle sowohl anrufen wie auch gleich wieder auflegen zu können, das ist das Chassis der Telefonseelsorge. So hat jeder Anruf zunächst den Charakter des Experiments, der Möglichkeits-handlung: versuchsweise einmal herausspringen aus den Redeordnungen, Zwängen, Garantien, aus denen das bürgerliche Subjekt erzeugt ist, besteht, und die es nötigen.

Grundregel Anonymität, doch „einmal ist keinmal“

In der Not hilft offenbar erzählen, es hilft sogar das Gedankenspiel, s. o., ein sehr tröstlicher Gedanke, wie ich finde. Das funktioniert aber nur, wenn am Ende der Leitung jemand zuhört und prinzipiell Anonymität gewährt. Nun werden derzeit, bedingt durch den technischen Fortschritt, die Telefonnetze umgestellt von analoger auf digitale Übertragungstechnik. Damit werden Angerufene künftig auf dem Display ihres Apparates lesen können, nicht mit wem, aber mit welchem Apparat sie verbunden sind. Und auf der Telefonrechnung wird die Liste der geschalteten Kontakte ausgedruckt. Vorbei die Anonymität. Die Telefonseelsorgen verhandeln mit der Telekom um eine Ausnahmelösung, die Anonymität garantieren würde. Aber auch dann wäre die Telefonberatung nicht mehr wie früher. Durch die Digitalisierung verändert sich auch in den Köpfen der Nimbus des Telefons, prinzipiell gibt es dann das geheime Anwählen nicht mehr. Ein echtes Problem, denn, so Stanislaus Klemm, „die meisten, die anrufen und den Gedanken haben sich umzubrin-



gen, tun das bewußt in dem Schutz, daß keiner weiß wer sie sind“. Dieter Kuhnen, „wir machen keine Fangschaltung“, und St. Klemm, „wobei es Grenzsituationen gibt, ich hab da ein einziges Mal (im Ton lag ein strenges **Einmal-ist-kein Mal**) eine Situation gehabt, wo jemand sich schon die Pulsadern aufgeschnitten hatte, und dann sprach der und die Stimme wurde immer weniger . . . und dann war der plötzlich weg und die Leitung steht, ich den Hörer in der Hand und der ist bewußtlos . . . und da hab ich, das eine Mal, ich muß ja leben mit meinem Gewissen, da hab ich die Feuerwehr angerufen, Fangschaltung, die ham den gefunden . . . ziemlich verblutet, war schon knapp.“ Später, noch unter dem Eindruck der Geschichte, will ich wissen, „mögen Sie Hörspiele?“ „Um Himmels willen nein.“ Stanislaus Klemm sammelt Steine. Stumme, feste, präsenste, konturierte Gebilde aus der Natur.

„Die Rezidivquote ist beeinflussbar“

Suizid und Suizidversuch sind zweierlei, so die derzeitige Lehrmeinung, was nicht schon heißt, daß man im Einzelfall immer klar unterscheiden könnte. Stürzt etwa ein Mensch zur Eröffnung einer Saargalerie, „1200 Parkplätze“, von der Empore über mehrere repräsentativ häßliche Stockwerke sich in den Tod, so erscheint das Ziel, hinterher wirklich tot zu sein, recht klar. Nur, „die meisten Menschen, die Selbstmordhandlungen begehen, benehmen sich so, als ob sie nicht entweder sterben oder leben wollten, sondern beides zugleich, aber meistens das eine mehr als das andere . . . Der Ausgang hängt von einem Kräftespiel zwischen selbstvernichtenden und lebenserhaltenden Tendenzen ab, – und auch von Imponderabilien. Die meisten Selbstmordhandlungen ähneln einem Lotteriespiel. Ihr Ausgang wird, wie der eines Gottesgerichtes vom Täter gewöhnlich akzeptiert“, so Erwin Stengel in Erwin Ringel „Selbstmordverhütung“ Bern Stuttgart Wien 1969. Unglücklicherweise gehört zu den Imponderabilien auch, in welches Krankenhaus der Suizident gefahren wird. Nicht so sehr, was die körperliche Versorgung angeht. Sehr wohl aber was weiter, nein ob überhaupt weiter etwas geschieht. Ob also ein annehmbares Hilfe-Angebot gemacht wird. Die Imponderabilie ist insofern von Bedeutung, als wohl ein Drittel derer, die einen Suizidversuch in der Biographie haben, rezidivieren, – auf deutsch, sie kommen in Abständen wieder. Und das hat nichts zu tun mit psychiatrischen Erkrankungen, das ist auch

nicht „Privatsache“, sondern eine Frage der medizinisch-psychosozialen Versorgung.

Anders als die überall langfristig ziemlich konstante, aber nach Ländern sehr variierende Rate der tödlich endenden Suizidhandlungen, gilt die Rezidivquote als beeinflussbar. Sie hängt sehr davon ab, welchen Rang jeweils die Gesundheitspolitik, und vor Ort die Klinik- und Stationsleitungen der Suizidprävention beimessen, ob sie das zu ihrer Sache machen. Zwei Beispiele.

Aufwachen nach „Sv.“

Im Evangelischen Krankenhaus Saarbrücken kann, wie anderswo auch, dank hochentwickelter Technologie und dank so engagierten wie spezialisierten Personals eine Selbstverletzung, es sind ja Selbstvergiftungen zumeist, in 36 bis 72 Stunden kuriert werden. Körperlich wieder hergestellt, könnte der Patient damit entlassen werden, der Suizidversuch wäre seine „Privatsache“. Möchte er das, kann er selbstverständlich, nach kurzer Vorstellung beim konsiliarischen Psychiater, nach Hause gehn. Zurück in die ungelöste Misere. Er kann aber auch, dies ein Angebot, erstmal paar Tage dableiben, die typische Krankenhausregression auskosten: Abstand, Schutz, Umsorgtsein, freundliche Atmosphäre. Zeit für Selbstgefühle und Gedanken. Aufwachen nach „Sv.“ ist ja nicht wie Blinddarm oder Leistenbruch. Als überaus verletzlich, zunächst jedes Wort, jede Geste auf sich beziehend, zugleich erstaunlich zugänglich und gesprächsbereit, so kennen die Ärzte, das Pflegepersonal diese Klientel. Vor allem aber noch mitten in der Krise, unter gewendeten Vorzeichen allerdings, die Krise ist jetzt wieder Chance.

Peter Herzog ist Psychologe und im Evangelischen Krankenhaus zuständig für **Krisennutzung**. Für ihn bedeutet „Lebenskrise“ nicht, daß jemand „geistig oder seelisch krank“ wäre. Laut Deutsche Gesellschaft für Suizidverhütung, deren Mitglied Peter Herzog merkbar ist, sind 5 % aller Suizidversuche Symptom oder Teil einer Psychose, einer psychiatrischen Erkrankung wie Schizophrenie oder „endogene Depression“. 20 bis 25 % hängen mit einer Sucht zusammen. Der Rest, mehr als zwei Drittel sind psychiatrisch irrelevante Lebenskrisen.

Gekippte ist nicht gekappte Krise

Peter Herzog denkt sich „Krise als einen bedrohlichen Zustand. Einen aufregenden Zustand für alle



Foto: Stephan Braun

Beteiligten. Für den Betroffenen, wie für denjenigen der helfen will. Aber in der Krise werden rascher, offener Entscheidungen gefällt, ich halte Krisen für gesund und lebensnotwendig, auch wenn es dramatisch wird.“ Krise als produktives Stadium. Beim Suizidversuch kippt die Krise vorübergehend um. Suizid wäre dann wohl die gekappte Krise. Eine nüchtern optimistische Arbeitshaltung, klares praxisorientiertes Denken, damit lernt Peter Herzog rund 120 Suizidenten jährlich kennen. Krisennutzung heißt zunächst einmal Zeit gewinnen, und Vertrauen. Einige Stunden bis wenige Tage nach dem Aufwachen sind ja die meisten überraschend offen und ehrlich zu sich. Als wäre die Verdrängung ausgefallen, kommt Klartext. In dieser Phase, diesem „Zeitfenster“, kann man Vertrauen und Ansatzpunkte finden wie später nicht mehr. Zeit gewinnen heißt aber auch einfach Zeit lassen. Nicht gleich heimschicken, nicht drauflosterapieren. „In der Regel führe ich 3 bis zu 10 Gesprächen. Ziel ist, daß ich überhaupt Kontakt kriege, und dann, daß ich nach draußen Kontakte, abgebrochene Kontakte wiederherstellen helfe. Ob das klappt, ob der das will, ist seine Entscheidung.“ Die Gespräche gehen dahin, den kritischen Zusammenhang bewußt zu machen, und womöglich einen anderen, produktiveren Umgang mit der Krise anzubahnen. Keine Psychotherapie also, nur Krisenintervention, professionelle Mitmenschlichkeit. Einübung in Krisenbewältigung. Fürs nächste Mal sozusagen, die Rezidivquote ist beeinflussbar.

„... wenn nicht Sonnenberg schalten wir unseren Sozialdienst ein“

Die weit überwiegende Zahl der Suizidversuche im Stadtverband werden in die Winterbergklinik

der Stadt Saarbrücken eingeliefert. Wie viele, war nicht zu erfahren. Auf einer Tagung zum Thema im Oktober 1990, initiiert von der Telefonseelsorge und dem Zentrum für Psychologische Medizin Sonnenberg, war von 800 bis 1000 „Aufnahmen nach Sv.“ die Rede. Zuständig ist im Winterberg-Krankenhaus die Intensivstation, die Prof. Altemeyer leitet. Von den 1400 Intensiv-Patienten jährlich, so Karl Heinz Altemeyer, seien etwa 250 nach Suizidversuch da, fast jeder fünfte immerhin. Die Diskrepanz in den Angaben könnte womöglich damit zusammenhängen, daß ambulante Versorgungen von „Schnippeleien“ und evtl. Fälle für die Notfallchirurgie nicht mit erfaßt wurden. – Im Vordergrund stehe die körperliche Versorgung, „nicht mehr akut bestehende Suizidalität“, so Oberarzt Dr. Seiter, „führt zur Entlassung von hier“. Aber, präzisiert Karl Heinz Altemeyer, „erst kommt die Neurologie, die führen das Gespräch und stellen fest, ob noch Suizidgefährdung besteht. Wenn eindeutig nein, können die, wenn sie gesundheitlich wieder hergestellt sind, entlassen werden. Wenn ja, bei Selbstgefährdung oder Verdacht daß ja, erfolgt in aller Regel – nach einem Gespräch mit dem Patienten, Überweisung auf den Sonnenberg“, in einem Viertel der Fälle, schätzt Prof. Altemeyer. Oberarzt Seiter: „Wenn nicht Sonnenberg, schalten wir unseren Sozialdienst ein, oder es gibt einen Brief an den Hausarzt mit der Diagnose, dem stattgehabten Suizidversuch, den bitten wir, für den Patienten aktiv zu werden.“ Die Aufgabe des konsiliarisch, also beratend hinzugezogenen Neurologen besteht wohl darin, die Frage der eventuell weiterbestehenden Selbstgefährdung zu klären. Dr. Seiter: „er muß bewußtseinsklar sein, der Patient. Und er muß sich, das ist das Wesentliche, klar distanzieren von seinem Suizidversuch. Es gibt

immer wieder Suizidale, die kennen das ja, die sagen, ‚ich weiß schon was Sie wissen wollen, ich distanzier mich, ich will mich jetzt nimmer umbringen‘ – und gehn nach Haus und tuns dann doch, die werden Sie nicht rausfischen.“

Der Sozialdienst bestätigt seine Zuständigkeit für eventuelle Suizidpatienten, vorausgesetzt sie sind nicht „verwirrt“. Es habe die letzten zwei Monate keinen Suizidfall gegeben.

Um kein schiefes Bild zu zeichnen, auch auf dem Winterberg wird das Problem gesehen, daß der psychiatrische Konsiliardienst kein optimaler Umgang mit Patienten nach Suizidversuchen ist. Dr. Seiter: „Es gibt außer der Telefonseelsorge keine Suizidprophylaxe im Saarland. Eine Initiative in diese Richtung, das wäre schon gut, würde ich begrüßen. Wir würden zusammenarbeiten. Das käme unserer Arbeit sehr entgegen; dann wären wir auch das schlechte Gewissen los.“

Saarland, suizidprophylaktisch Diaspora

Nach ihrem Selbstverständnis hat die Telefonseelsorge „Pflasterfunktion“. Leute in akuter Bedrängnis „über die Nacht bringen, viel mehr können wir nicht tun“. Über diese unverzichtbare und sehr gut gemachte Einrichtung der Akutsorge hinaus, ist das Saarland suizidprophylaktisch Diaspora.

Das soll kein Ruf sein nach einer professionellen spezialisierten Adresse, einer Art „crisis intervention center-Saar“. Selbstmordhandlungen können am ehesten und am wirkungsvollsten im sozialen Nahfeld abgefangen werden. Das Problem ist nur, daß in einigen tausend Fällen genau das nicht geschieht.

Erforderlich wäre vielleicht etwas mehr Aufmerksamkeit für deprimierte, sich immer mehr isolierende Menschen, die mal im Nebensatz, vielleicht mit zurückgenommener Stimme offene oder versteckte Andeutungen fallen lassen, halb-ernst, halblaut, oder auch flapsig gleichgültig. Ernstnehmen und Ansprechen, raten alle Fachleute. Auch mal ein Mißverständnis riskieren.

Eine ganz andere, nämlich eine Frage an die Gesundheitspolitik des Landes ist die, wie in den Allgemeinkrankenhäusern versorgt wird. Das Evangelische Krankenhaus muß wohl als die positive Ausnahme gelten. Im Winterberg-Krankenhaus ist immerhin der psychiatrische Konsiliardienst die Regel, große Kliniken haben eben einen Psychiater im Haus. Aber ein Konsiliardienst ist keine Krisenversorgung sondern ein institutionelles Verfahren zur

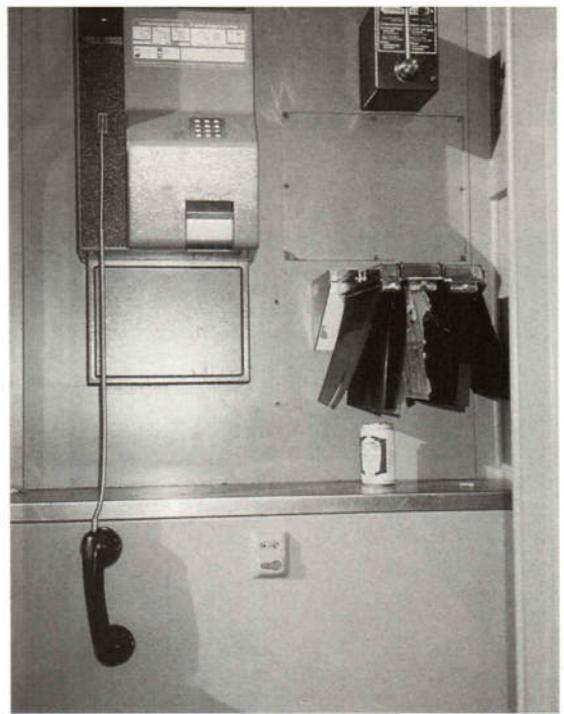


Foto: Marlene Apmann

Regelung der Zuständigkeit. In kleineren Krankenhäusern schließlich entscheidet sich der Internist höchstens fallweise, wenn er einen „Verdacht“ hat, für die Einholung psychiatrischen Rates.

Jeder Psychiater weiß, daß seine Rolle als Konsiliar am Bett des Suizidpatienten eine unglückliche und peinliche ist. Unwürdig für beide Beteiligten. Denn wie soll bei einer einmaligen, sagen wir 20minütigen „Vorstellung“ der Patient ein Vertrauen haben und reden, und wie soll der Psychiater, auch ein noch so guter in seinem Fach, den Nimbus „Psychiater“, die Rolle des Examinators, des Kontrolleurs abstreifen. Daß die Konsiliarrolle eine unglückliche ist, weil kommunikationslogisch paradox, muß den Psychiatern niemand nachsagen, sie sagen es ja selbst. Ohne den Rat, die Einbindung des Psychiaters allerdings, kann es keine ernstzunehmende Suizidprophylaxe geben. In Frage zu stellen ist die Verteilung der Zuständigkeit, der Rollen im Allgemeinkrankenhaus. Solange der Psychiater für den Knacks und das Wirre, und der Internist für den gestörten Elektrolythaushalt sich zuständig fühlt, solange kann von einer angemessenen und auch erwartbaren Versorgung von Suizidpatienten nicht die Rede sein. Der Stand des Wissens wie auch die Praxis sieht anderswo (in Darmstadt, Dortmund, Heidelberg, Hamburg . . .) anders aus.

Literaturhinweis:

- Sonneck, G.: *Krisenintervention und Suizidverhütung. Ein Leitfaden für den Umgang mit Menschen in Krisen.* Facultas-Verlag, Wien 1991
- Wedler, Hans: *Umgang mit Suizidpatienten im Allgemeinkrankenhaus.* Roderer-Verlag, Regensburg 1985
- Wolferdorg, Manfred (Hg.): *Suizidprävention und Krisenintervention als medizinisch-psychoziale Aufgabe.* Roderer-Verlag, Regensburg 1991

„Die Laune der Allgemeinheit in der Geschichte“

Eine Collage über Tätowierungen

Von Dirk Bubel



„Der Bursche straffte sich, und bei dieser Bewegung erschien auf seinem Brustkasten das Panorama eines großen Industriebetriebs.

„Rechts Ernte und landwirtschaftliche Industrie, oberhalb des Zwerchfells die Schwerindustrie, auf dem Zwerchfell das soziale Leben und die Welt der Wissenschaften, zwischen Brustbein und Schlüsselbeinen Handel und Leichtindustrie, an den Beinen Sport und Freizeitgestaltung!“. . .

„Und hinten? Haben Sie da auch etwas?“ fragte der Hauptmann in der Erwartung, daß dort zumindest ebensoviel zu sehen sein werde wie vorne. „Jawohl!“ antwortete der Bursche und drehte der Kommission den Rücken zu. Da sprangen die Anwesenden plötzlich auf, nahmen Haltung an, und ihr Blick drückte die gehörige Hingabe und Verehrung aus. Alle salutierten schweigend.“

Slawomir Mrozek

„Das Gedicht ist für die ‚Jungfräulichen‘ da draußen: Die Angst ist mächtig,/die Wände schließen sich um mich./Mein Herz rast/Schweiß dringt aus allen Poren./Strom. . . /Es ist beinah vorüber/ich fühl mich entspannter./Der Schmerz dieser Nadel/das vollkommene Gefühl./Strom. . . /Ich steh auf,/Dreh mich um und seh/in den Spiegel,/und seh sie – meine Schwarze Witwe./Die schöne aber tödliche Kreatur./Sie ist mein Idol./Sie ist mein Freund./Nachdem ich raus bin in die Luft der Nacht,/bleib ich stehn und lächle,/tief in mir wissend/Sie und ich – wir sind eins.“

M. R. New York

Nennen wir ihn Martin. Ich traf ihn am Saarbrücker Max-Ophüls-Platz. Martin hatte einen todsicheren Tip, wie man alte Tätowierungen wieder wegbekommt: „Die Nadeln einfach in Muttermilch tauchen und dann nochmal drüber!“ Martin wußte noch mehr: „Sage Joe in K-town einen schönen

Gruß vor mir. Dann macht er Dir einen besseren Preis!“ Die Eigenwerbung der Central European Tattoo Company, die eine Filiale in Kaiserslautern unterhält, klang in der Tat verlockend:

„Wir bieten an, erstklassige Tätowierungen jeder Art von geschulten Spezialisten in modernen hygienischen Studios. Wir sind nicht die billigsten aber bemühen uns die Besten zu sein! Fachmännische Beratung, große Motiv- und Farbauswahl, die Gestaltung von Originalmotiven, sowie die Fähigkeit schlechte und alte Tätowierungen zu überdecken bzw. zu entfernen, haben uns zur Nr. 1 in Deutschland gemacht. . . . Geheim-Tip: fachmännische Anbringung von Ohr-, Nase- und Intim-Schmuck.“

Soweit wollte ich dann doch nicht gehen. Gutgemeinte Ratschläge von Freunden „vielleicht 'ne Rose auf der Arschbacke“ nahm ich nicht ernst. Mein Interesse am Thema hatte gewisse Grenzen. Einen „Joe“ bekam ich nicht ans Telefon. Ein kaum Deutsch sprechender Ausländer sagte mir, daß nur der Big Boss Mr. Diamond in Fränkfort meine Fragen beantworten könne. Der war allerdings nicht zu erreichen

„Wenn sich die Dichter ihre Verse, oder auch nur ihre Urbilder ins eigene Fleisch schneiden müßten, würde wohl weniger produziert werden. Andererseits würden sie den ursprünglichen Sinn der Publikation als eine Form der Selbstentblößung weniger umgehen können. . . . Item: man sollte darauf achten, ob Bücher geklebt oder tätowiert sind.“

Hugo Ball

Aufmerksame Leser vermuten richtig: Ein solcherart zitatenespickter Text ist – um mit Hugo Ball zu sprechen – eher geklebt als tätowiert.

Meine Arschbacke ist nach wie vor unversehrt; mein Tonbandgerät hat sich als völlig unbrauchbar erwiesen. Alle Versuche, mit Tätowierten einen Gesprächstermin zu vereinbaren, sind kläglich gescheitert.

Die in diesem Artikel versammelten Zitate enthüllen einige wichtige Aspekte zum Thema: Tätowierungen sollen Achtung, Respekt – ja Furcht – einflößen. Tätowierungen sind künstlerische Produkte und als solche Ausdruck einer persönlichen und individuellen Stilgebung. Tätowierungen beinhalten durch ihre Unauslöschbarkeit eine mysti-

sche Dimension von Selbstfindung und allzeit gültiger Identifikation. Tätowierungen sind bedingungslose Bekenntnisse, die weder zu leugnen noch zu widerrufen sind. Tätowierungen dienen schließlich zur Kennzeichnung von Außenseitern, oder – von Betroffenen uminterpretiert – sie dokumentieren die Zugehörigkeit zu einer Gruppe.

Die Beschäftigung mit dem Thema erfordert eine Schulung des Blickes: Im Schwimmbad entdeckte ich ganze Schiffsbesatzungen von gutbürgerlichen, saarländischen Seemännern mit blauen Ankern auf blanker Haut. Am Malstatter Markt war unter jedem Muscle-Shirt oder Netzhemd ein gefährliches Tier gefangen. Vor dem Eingang des Winterbergkrankenhauses stellte ich nahtlose Übergänge von Zeichnungen auf Gipsbeinen und auf unvergipsten Hautflächen fest. Spaziergänge an sonnigen Tagen über den St. Johanner Markt ins Nauwieserviertel bescherten mir die Erkenntnis, daß mindestens die Hälfte der Passanten Tätowierungen aufzuweisen hatten, manche nur ein kleines Pflänzchen auf dem Bauch, andere Wucherungen über den Hals rauf bis ins Gesicht. Ich spürte, wie meine selektive Wahrnehmung mich zunehmend anfälliger machte für voreilige Schlußfolgerungen, beispielsweise derjenigen, daß möglicherweise eine Korrelation zwischen tätowierten Gliedmaßen und gebrochenen Beinen sowie sonstigen Unfallgefahren zu konstatieren sei, ein Gedanke, wengleich er unbegründet sein mochte, der meinen Mut erheblich dämpfte, tätowierte Passanten einfach auf der Straße anzusprechen. Vergleichsweise ungefährlich ist ein Besuch in der Universitätsbibliothek.

„Die Geschichte der Tätowierung in Europa beginnt 1774. Sie beginnt mit Omai, einem tätowierten Eingeborenen aus der Südsee, den Cook von seiner Weltumsegelung mit nach Europa brachte, um ihn hier zur Schau zu stellen. Die Geschichte beginnt mit Omai, weil Cook nicht nur den Eingeborenen, sondern auch das Wort – Tattoo – mitbrachte, das dessen merkwürdigen und Aufsehen erregenden Körperschmuck bezeichnete.“

Eine Anmerkung in Stephan Oettermanns Buch „Zeichen auf der Haut“ ergänzt: „Das Wort ‚Tatau‘ – ‚Tatow‘ – ‚Tattoo‘ konnte um so eher in der englischen Sprache Aufnahme finden, als es auf ein gleichklingendes englisches Wort traf, das zudem noch, zumindest entfernt, eine ähnliche Bedeutung hatte: ‚Tattoo‘, das lt. Oxford English Dictionary (1933), XI, in der Bedeutung von ‚Zapfenstreich‘ be-

reits seit 1644 belegt ist. Dieses Wort kommt von ‚doe the taptoe‘, d. h. einen bestimmten Trommelwirbel schlagen. ‚Tatau‘ soll in tahitianischer Sprache soviel wie ‚Wunden schlagen‘ bedeuten, bzw. sich onomatopoetisch vom Geräusch (Ta’ta’ta) der Tätowierinstrumente bei der Operation herleiten.“ Oettermann offeriert in seinem Buch eine gut zu lesende Geschichte der Tätowierung in Europa, die alle Aspekte des Themas vom Schaustellergewerbe auf Jahrmärkten bis hin zu Stigmatisierungen bei KZ-Häftlingen oder Gulag-Gefangenen behandelt. Zwischendrin sind interessante Entdeckungen zu machen: „Angehörige männlichen wie weiblichen Geschlechts nahezu aller europäischen Fürstenthümer (inklusive des deutschen Kaiserhauses) waren tätowiert. Das ist durch die damalige Regenbogenpresse recht gut belegt:

Der König von Griechenland, Prinzessin Waldemar von Dänemark, Prinz Heinrich von Preußen, Kronprinz Rudolf von Österreich, Erzherzog Franz Ferdinand, Erzherzogin Anna, sowie die meisten Mitglieder des englischen Königshauses. Dazu kommt eine große Zahl vornehmlich amerikanischer und englischer Exzentriks, die sich allerlei Kurioses (wie ihre Testamente oder das Verzeichnis ihres Weinkellers) in die Haut einstechen ließen. . .“

Die bürgerlichen Vorurteile (auch meine eigenen) sehen anders aus: In einer juristischen Dissertation mit dem Titel „Kriminologische und kriminalistische Aspekte des Tätowierens bei Rechtsbrechern“ (1976) wird aus Texten, Urteilen und Meinungen zur Tätowierungsfrage aus den letzten 100 Jahren ein Katalog solcher Personen zusammengestellt, die sich tätowieren lassen oder angeblich tätowieren, oder sich eigentlich tätowieren lassen mußten:

„Mörder, Diebe, Fälscher, Wegelagerer, Straßenräuber, Wilddiebe, Vagabunden, Deserteure, Fremdenlegionäre, Galeerensträflinge, Subjekte von übelstem Ruf, Zuchthäusler, Bestiennaturen, Attentäter, Anarchisten, Geheimbündler, Carbonari, Anhänger der Camorra, der Mafia und anderer Verbrecherorganisationen, Zigeuner, Kuppler, Zuhälter, Prostituierte, Hafendirnen, Nutten, Huren, Tribaden, Lesben, Schwule, Päderasten, Perverse, Strichjungen, Syphilitiker, Supratoren, Anstaltsinsassen, Verrückte, psychisch Kranke, Wahnsinnige, Rocker, Rowdies, Degenerierte, Adlige, Arbeitsscheue, Gesindel, usw., usw. Nur der Bürger nicht. . .“

Was lernen wir daraus? Dieser Personenkreis bevölkert unsere Schwimmbäder, Krankenanstalten und überhaupt unsere ganze Stadt!

Vorsichtshalber wird in derselben Arbeit jedoch festgestellt, „daß es an gesicherten Aussagen hinsichtlich des Vorkommens von Tätowierungen in der breiten Bevölkerung fehlt.“

„Es ist nicht leicht, die Schrift mit den Augen zu entziffern; unser Mann entziffert sie aber mit seinen Wunden. . . die Nadeln tanzten auf der Haut. . .“

Franz Kafka

Wenn also schon die Spekulation zur Methodik der Gesellschaftswissenschaften avanciert, dann dürfte folglich die selektive Wahrnehmung demnächst als Spezialmethode der Empirie Einzug in die Lehrpläne halten.

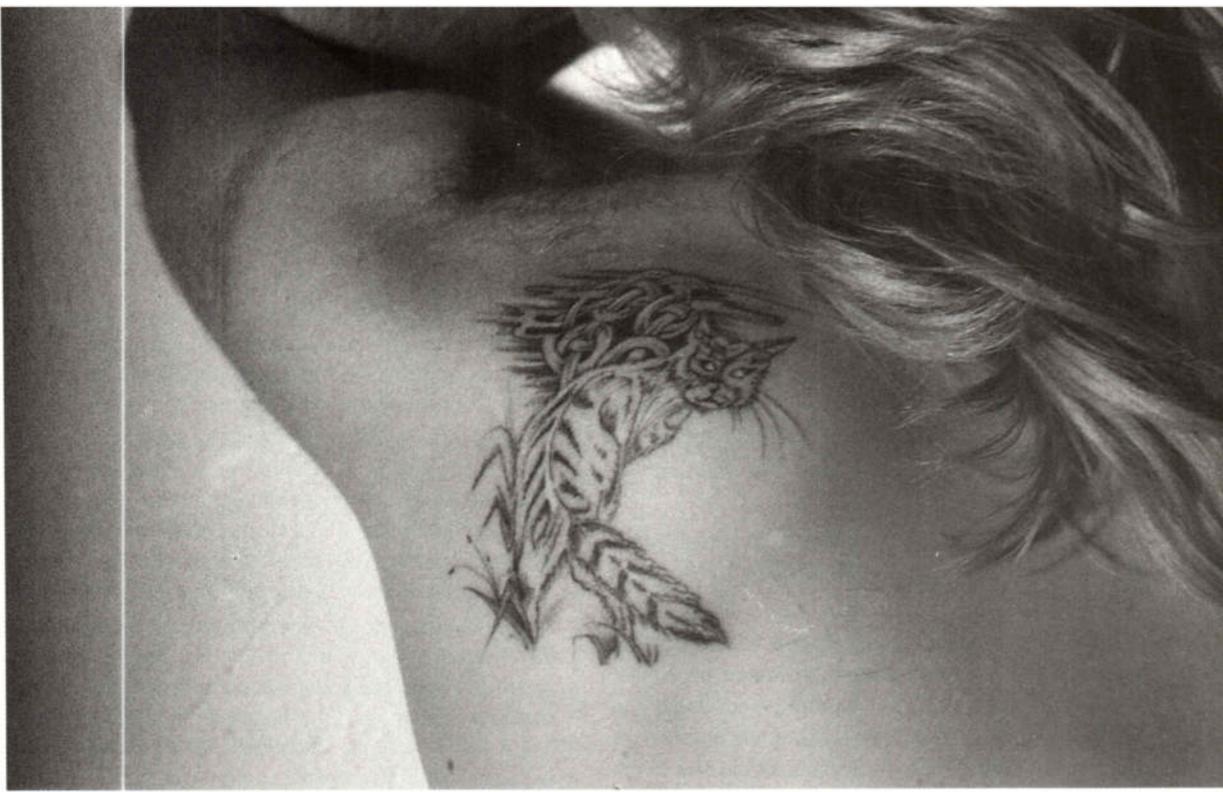
Soviel zum Stand der Wissenschaft bei meinen mit viel Zeit und – möglicherweise – Forschungsgeldern ausgestatteten Kollegen. Die erwähnten Vorurteile (auch meine eigenen) sind – wie wir bereits wissen – vorweggenommene Urteile „ohne gesicherte Aussagen hinsichtlich. . .“ usw., – aber sie sind trotzdem richtig. Jedenfalls deutet nichts darauf hin, daß vorläufige Urteile per se und zwangsläufig falsch sein müssen. Die Mehrzahl der Tätowierten heutzutage, so auch Martin, gehört zum Dunstkreis der (Klein)kriminellen, die ihre ersten Tätowierungen im Knast abbekommen haben. Diese Kleinkriminellen lassen sich aber durch den oben zitierten Katalog von Personen nicht ausreichend charakterisieren. Vielmehr rekrutieren sie sich gerade aus dem Bürgertum; das Abrutschen in die Kriminalität bedeutet noch längst kein Ausbrechen aus der (klein)bürgerlichen Identität.

Martin beispielsweise ist jemand, der – bei entsprechender Gelegenheit – mit einer Schwiegermutter in spe durchaus in einvernehmlicher Problem- und Sachorientiertheit einen Quelle-Katalog studieren und darin eine adäquate Form der Zukunftsplanung erkennen könnte.

Auf welchem Hintergrund entsteht aber nun die Entscheidung, sich Tätowierungen zuzulegen?

Ist es am Anfang noch die individuelle Kennzeichnung, der Wille zur Unverwechselbarkeit, die kleine Flucht aus der Masse, auch eine Dokumentation von Selbstbewußtsein, die nicht mehr hinterfragt werden muß und kann? Spielt allein die Kraft des Faktischen die entscheidende Rolle?

Verkehren sich diese Motive nicht ins Gegenteil, spätestens dann, wenn die Tätowierungen bis ins Ge-



sicht reichen, wenn das eigene unverwechselbare Gesicht sich hinter einer Zeichnung verbirgt, die von einer Schablone stammt?

Diese Fragen konnte ich nicht einmal Martin stellen. Die Bahnhofsbuchhandlung hilft mir aus der Patsche. Die folgenden Auszüge entnehme ich dem „Tattoo-Magazine“, einer Zweimonatszeitschrift für Tätowierte und über Tätowierungen, die in den USA hergestellt wird und deren deutsche Übersetzung sich für 7,80 DM auch in Saarbrücker Hautstich-Kreisen großer Beliebtheit erfreut:

„Als Akademiker wäre es sicherlich unklug, mir eine Tätowierung, sagen wir mal am Arm, zuzulegen, da es beruflich schaden, vielleicht auch die Karriere zerstören könnte. Ab einem bestimmten sozialen Level sind Tattoos, unglücklicherweise, nicht akzeptiert. Die öffentliche Meinung über tätowierte Leute ist immer noch sehr negativ. Punks, Skinheads und Bikers tragen manchmal die fantastischen Beispiele der Hautkunst, aber das kann sich nur ein Exzentriker ohne Karrierevorstellungen leisten.“

„Diese Tätowierung... war das Werk eines unterdessen längst dahingegangenen Propheten und Sehers seiner Insel, der mit diesen hieroglyphischen Zeichen eine lückenlose Theorie von Himmel und Erde und einen mystischen Traktat über die Kunst, zur Wahrheit zu gelangen, auf Queequegs Körper niedergeschrieben hatte...“

Hermann Melville

Die Zeitschrift ist vollgepfropft mit Fotos von tätowierter Haut einschließlich eines ausklappbaren Pin-up-Innenteils. Sie enthält Musterschablonen und Motivierungshilfen. Drumherum ranken sich sogenannte Künstlerportraits, die sich plötzlich zu Reportagen über Firmengründungen von Tattoo-Studios ausweiten. Überhaupt scheinen beschäftigungswirksame Überlegungen in der Szene eine große Rolle zu spielen; die Sprache in den offiziellen Anzeigenkampagnen ist erfrischend direkt:

„Wir suchen auch eine kleine Anzahl solventer, erfolgsorientierter, hart arbeitender Leute, die bei uns lernen wollen. Keine nutzlosen Wochenendkurse, sondern ein kompletter, zweijähriger Lehrgang mit Vertrag, der zu einer Vollzeitposition in einem unserer Studios führt. Trinker, Drogennehmer und die Träumer sowie Hobbykünstlertypen brauchen sich nicht zu melden.“

Seine ersten Tattoos hat Martin im Knast machen lassen. Die wurden mit einem selbstgebastelten Gerät aus Bambus angefertigt. Heute würde er sie am liebsten wegmachen lassen. (Offenbar ist sein todsicherer Tip mit der Muttermilch doch nicht so ganz das Wahre.) Warum-Fragen – warum er eine Tätowierung wollte, oder warum er diese oder jene nun nicht mehr will –, sind in seinem Antwortregister nicht vorgesehen. Er hat selber schon Tätowierungen bei anderen gemacht, er hat Maschinen besessen, er hat sie versetzen müssen, am liebsten würde er – wenn er gerade mal ein paar tausend Marker hätte – ein eigenes Studio aufmachen. Er versucht – im Tattoo-Magazine blättern –, mich in eine Diskussion über ästhetische Kriterien zu

locken, bei der ich – aufgrund des dort gezeigten vielseitigen Prismas zwischen nur dummen und ausgesprochen scheußlichen Motiven unterliegen muß. Zum Glück springt mir seine ebenfalls tätowierte Begleiterin bei: „Du hast ja nen Knall! Für so nen Tigerkopf mußt du mindestens 500 Eier auf die Theke blättern!“

Doch zurück zum „sich wehren“ und zu Sprache. Ein anderer Martin behauptet im Tattoo-Magazine folgendes:

„Du lebst in einem Land, in dem du die Freiheit hast, dich selbst auszudrücken. Dummerweise gibt's da draußen, auch so'n paar Arschlöcher, die das gleiche Recht haben. Was immer du auch machst, laß nicht zu, daß dich diese engstirnigen Spießer beeinflussen. Ganz offensichtlich haben diese Leute, die nichts besseres mit ihrem Leben anfangen können, als Vorurteile über tätowierte Mitbürger in die Welt zu streuen, Angst vor unserer Individualität. Menschen mit Tattoos besitzen einen freien Geist, den man nicht einsperren kann. Wir marschieren nach 'nem anderen Takt – und das regt die sogenannten Normalen auf. Mach dir nichts vor, diese Arschlöcher wünschen sich im stillen nichts mehr, als ebenfalls den Mut zur Tätowierung aufzubringen. Aber das werden die nie schaffen, weil sie dafür den Weg der Norm verlassen müßten.“

„Die erste Ausstellung der Rückenbilder Westcottes fand in Cannes statt. Sie diente wohltätigen Zwecken; und da Damen der haute volée für wohltätige Zwecke so gut wie alles zu tun bereit sind, stellten sie sich dem Komitee mit einer Selbstlosigkeit zur Verfügung, die wahre soziale Gesinnung verriet: drei Stunden am Tag saßen sie in der Galerie, mit hinten weitausgeschnittenen Roben, ihre Rücken dem vorbeidelfilierenden Publikum zugewandt. Sie hatten es jedoch zur Bedingung gemacht, daß sie hinter Glas säßen, um sich kritischen Untersuchungen der Textur und des Pigments von seiten zu näherer Analyse aufgelegter Experten zu entziehen.“

Wolfgang Hildesheimer

Wer einmal mit einer Tätowierung angefangen hat bzw. aus dem Blechnapf gefressen hat, kann nur noch die Offensive antreten: „Ich bin stolz auf alle

meine Tattoos. Wie ich den meisten Leuten sage, die ich treffe, machen lange Haare, Ohrringe und Tätowierungen keine Person aus. Diese Äußerlichkeiten bestimmen weder mein Denken noch mein Leben.

Wenn dir nicht gefällt, was du siehst, dann starr mich nicht an. Die Art, wie ich mich kleide und aussehe, ist Ausdruck meines Empfindens. Nicht eine einzige Sache habe ich gemacht, bloß weil irgendein Wichser vonner nächsten Straßenecke das ebenso gemacht hat. Es war meine alleinige Entscheidung.“

An dieser Aussage darf gezweifelt werden. Denn die Tragweite der Bekenntnisse auf der Haut wird meist unterschätzt. Jeder kann einen Lebensstil mitmachen oder prägen, kann sich eine Glatze schneiden oder sich eine Sicherheitsnadel durchs Ohr stecken; – die Haare wachsen nach, die Sicherheitsnadel läßt sich entfernen. Tätowierungen jedoch sind mehr oder weniger – dazu kommen wir später – irreversibel. Selbst ein Schriftsteller ist da besser dran. Er kann ein neues Buch schreiben, ohne daß ihn sein Geschwätz von gestern stört. Tätowierten hingegen bleibt nur die Flucht auf dem sowieso eingeschlagenen Weg.

Nach all diesen Vorurteilen und immanenten Zwängen soll nun eine positive und dezidiert blauäugige Stimme folgen, nämlich die von Michael Martischign in seinem Buch „Tätowierung ostasiatischer Art“:

„Thanks to the hippie-movement in USA and rockers in Great Britain and punks of today tattoos are in again and have characteristical motifs for certain groups. Students of highschoools as well as specialists and labourers in the western world used tattoos as sign of personal freedom and individuality. Because traditional European tattooing using only one colour and simple motifs without any connections, however, did not satisfy and so once again attention was drawn to Japanes techniques and designs. . . . This interest by Europeans caused a new movement in Japan where at that time only criminals and sailors and very few professions were tattooed.“

Immerhin hat Westcottes künstlerisches Genie (siehe Hildesheimer), das sich vorab bereits in allen anderen Kunstsparten ausgetobt hatte, im Tätowieren von Damenrücken seinen letztendlichen Höhepunkt erreicht. Anders gesagt, diesmal wieder dem Tattoo-Magazine entnommen:

„Das Tätowieren ist die einzige Kunst, bei der die Meinung der Leinwand genauso wichtig ist wie die des Künstlers.“

Eine Menge Material läßt sich in der Universitätsbibliothek finden, gesellschaftswissenschaftliche Ergüsse, die – wie festgestellt – nur bedingt weiterhelfen, die – ohne Martin – nicht das Papier wert sind, auf dem sie gedruckt sind. Treffliche Binsenweisheiten, soziologisch verpackt, über In-group- und Out-group-Verhalten liefert zum Beispiel die Dissertation von Rainer Katterbach mit dem Thema „Tätowierungen bei Gefangenen“ (Düsseldorf, 1969):

Dazu Martin in wissenschaftskritischer Kürze: „Wenn 'de vor 'nem Richter auftreten mußt, zum Beispiel, ist es nach dem ersten Blick auf die Tattoos sowieso schon vorbei.“

In einer anderen Dissertation zum Thema „Entfernung von Tätowierungen“ erwähnt Marianne Reuter-Calero Valdez immerhin die Mär von dem Pigmentlösungseffekt durch unter die Haut gestochene Milch (sie kennt eben Martin vom Max-Ophüls-Platz und den todsicheren Tip mit der Muttermilch nicht) und kommt zu folgendem Resultat: „Eine Zusammenstellung verschiedener chirurgischer, physikalischer und chemischer Methoden zeigt die Möglichkeiten auf, mit denen Tätowierungen fachmännisch entfernt werden können. . . . Nur bei der Excision ist eine vollständige Entfernung garantiert. Bei linienförmigen Tätowierungen kann der Hautdefekt durch einfache Naht verschlossen werden, während bei größeren Tätowierungen ein Transplantat erforderlich wird.“

Bei allen anderen Methoden können Pigmentreste zurückbleiben, wodurch Wiederholungsbehandlungen notwendig werden. Vor allem bei tief in der Haut liegenden Tätowierungen bleibt dann häufig nur die Entscheidung, Pigmentreste in Kauf zu nehmen oder bei vollständiger Entfernung das Risiko starker Narbenbildung einzugehen.“

„Es ist noch nicht lange her, da wurde ein Unglücklicher dem Gericht vorgeführt, der auf der Stirn eine sonderbare Tätowierung trug: Kein Glück. . .“

Charles Baudelaire

Ich gebe zu: Ich weiß immer noch nicht, warum Menschen, die ich im Schwimmbad, in der Kneipe oder am St. Johanner Markt beobachte, sich tätowieren lassen. Aber ich darf ja spekulieren.



Und was noch viel besser ist:
ich darf es sogar bleiben lassen.

Denn aufmerksame Leser werden diesem Personenkreis in den anderen Beiträgen zum Schwerpunktthema des vorliegenden Heftes wieder begegnen. Sie sind zu finden in den Spielsalons und in der Drogenszene, unter den arbeitslosen Jugendlichen in Burbach genauso wie unter Obdachlosen und im Prostituiertenmilieu. Die Betroffenen geben keine Antworten auf die offen gebliebenen Fragen. Sie schweigen und lassen die Bilder auf der Haut für sich sprechen: „Die schöne aber tödliche Kreatur./Sie ist mein Idol./Sie ist mein Freund.“

Eine Statistik über die Häufigkeit von Tätowierungen bei Suizid-Fällen existiert nicht.

Im Tattoo-Magazine finde ich eine Textstelle zum Golf-Krieg, die ich an den Schluß stellen möchte:

„Allerdings war der Krieg schon immer ein Aufputschmittel für das Tätowieren. Dienstmottos waren sehr populär während dem Ersten Weltkrieg, . . . „Remember Pearl Harbor“ war ein beliebtes Tattoo während dem Zweiten Weltkrieg, ebenso wie das, das an die Soldaten erinnert, die in Iwo Jima die Flagge emporhoben. Vietnam Vets lassen sich immer noch Andenken an ihre Dienste und ihre verlorenen Kameraden aufstechen. Das Tätowieren reflektiert die Zeiten, in denen es sich befindet, sowie die Laune der Allgemeinheit in der Geschichte. Man darf also noch wesentlich mehr patriotische Motive in der nächsten Zeit erwarten.“

Ganz unabhängig von dem kriegerischen und patriotischen Zusammenhang dieses Zitats imponiert mir die Aussage, das Tätowieren reflektiere die „Laune der Allgemeinheit in der Geschichte“. Das hätte ich wahrlich nicht vermutet, aber – je mehr ich darüber nachdenke – desto plausibler wird es mir: „zwischen Brustbein und Schlüsselbeinen Handel und Leichtindustrie, an den Beinen Sport und Freizeitgestaltung.“

Fehlt eigentlich nur noch das Dienstleistungsgewerbe, aber vielleicht versteckt sich das in der Unterhose. So konstruiert sich womöglich ein neo-post-moderner Realismus; die patriotischen Motive werden sicherlich auch hierzulande nicht lange auf sich warten lassen.

Johannes Fox

1958 in Merzig geboren
Studium der Grundlehre bei Prof. Holweck
und Grafikstudium an der FHdS
seit 1991 Studium der freien Kunst
an der Hochschule der Bildenden Künste Saar

Ausstellungen

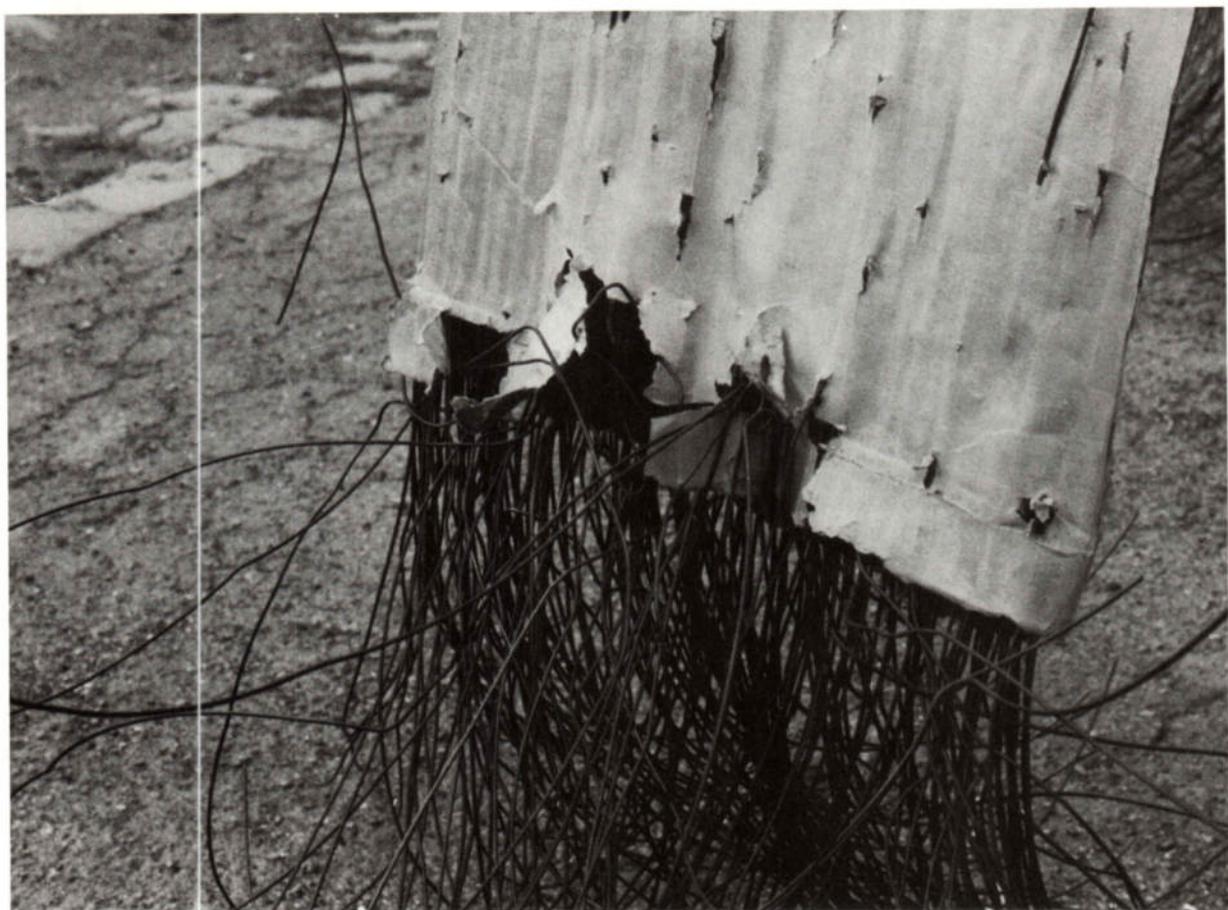
1988 Pfalzgalerie Kaiserslautern
1989 Bürgerhaus Neunkirchen, Kunstszene Saar
1990 Galerie Weinand-Bessoth, Saarbrücken
zusammen mit Uwe Loebens
1990 Rheinland-Pfälzisches Landesmuseum, Trier
1991 Kunsthau Wiesbaden
1991 Moderne Galerie des Saarlandmuseums, Kunstszene Saar
1991 Tuchfabrik, Trier



Bartholomäus, 1991
Wellpappe, Draht
70 x 30 x 40



Jünglinge im Feuerofen, 1991
Wellpappe, Draht
je 80 × 80 × 70





O. T., 1991
Wellpappe, Draht
bis zu 30 × 30 × 20

Zweierlei Erinnerung. Über die Schwierigkeit, das Unfaßbare zu beschreiben

Von Hans Horch

Erinnerungen eines Rädchens im Getriebe

Ludwig Harig hat seinem jüngsten Roman einen längeren Auszug aus einer Rede Hitlers als Motto vorangestellt. Hitler brüstet sich darin mit dem dichten Netz von Organisationen, die die deutsche Jugend kontrollieren und auf den Nazistaat festlegen. Er schließt: *„Und so werden sie nicht mehr frei, ihr ganzes Leben.“*

Harig gibt Hitler recht. Sein Erziehungsroman geht über in eine Institutionenkunde der nazistischen Herrschaft. Er sieht sich eingespannt in ein bruchloses System, in dem eins ins andere greift. Von allen Seiten trifft ihn, ohne daß es ein Entrinnen, ja die geringste Ausweich- oder Fluchtmöglichkeit gäbe, die nazistische Macht.

Seine ersten politischen Wahrnehmungen gelten dem Militarismus der nationalistischen Verbände. Die imperialistische Propaganda dringt durch alle Poren. Selbst die in Alben gesammelten Zigarettenbildchen sprechen eine revanchistische Sprache, die leicht in Nazismus zu überführen ist, wenn sie sich etwa die kindliche Begeisterung für die Olympischen Spiele zunutze macht.

Als Zehnjähriger nimmt Harig an der „Saarkundgebung“ am Ehrenbreitstein teil. Seine Erinnerungen und Recherchen ordnend, resümiert er: *„Der Führer (ohne Anführungszeichen, H. H.) hatte ihnen die Qual des Nachdenkens abgenommen, sie waren entmündigt . . .“* (S. 58).

Harigs Großvater ist ein großspuriger Nazi, der sich in Haß redet gegen Demokraten und Franzosen. Der Vater ist in einer konservativen Weise diszipliniert genug, um sich von den großen Worten der Nazis nicht mitreißen zu lassen. Aber das reicht nur zur Distanz, nicht zum Widerspruch. Die Schule (schon die Architektur des Schulgebäudes) und die Lehrer sind stramm autoritär. Auch wenn Lehrer Peiter nicht explizit nazistisch redet, so bringt er den Geist des Nazismus, so wie Harig ihn sieht, auf den Begriff: Weh dem, der aus der Reihe tanzt. Der Pfarrer ist ein Deutscher Christ, er verkörpert die andere, die emotional bindende Seite der nazistischen Zwangsgemeinschaft.

Vor der Zeit findet sich Harig im „Jungvolk“, als einer der ersten seines Jahrgangs trägt er eine komplette HJ-Uniform. Und welche Wirkung diese hat: *„Eine Uniform muß, wenn sie eine zweite Haut sein will, alle gleich machen, die sie tragen, ja mehr noch,*

sie muß abfärben, und der, der sie trägt, muß mit ihr Farbe bekennen.“ (S. 70) Zum Schlüsselerlebnis wird für Harig der Film „Hitlerjunge Quex“. Da sitzt er im „Modernen Theater“, *„geblendet vom Glanz der Uniformen, verhext vom Zauber der Fahnen, überwältigt vom Hall und Widerhall eines Liedes . . .“*, *„einem verführerischen Zauber ausgeliefert, einem trügerischen Weltbild ausgesetzt“*, *„preisgegeben den Bildern mit Hakenkreuzfahnen“*, *„verloren an diese Engelschöre, diese Lichtgestalt des Hitlerjungen, diese betörende Heiligengeschichte, verraten und verkauft“* (S. 76–78). Geblendet, verhext, überwältigt, verführt, betrogen, preisgegeben, verloren, betört, verraten und verkauft.

Vom Nazikitsch entsprechend eingestimmt, öffnet sich der Junge den handfesten Zielen der Politik: der Eroberung des Ostens.

Auf der Lehrerfortbildungsanstalt in Idstein findet Harigs nazistische Erziehung ihren Abschluß. Der Unterricht ist durchdrungen von den völkischen Lehren, der Internatsalltag ist durch und durch militarisiert. Aus nächster Nähe erlebt Harig die Vernichtung von Geisteskranken. Das Kriegsglück wendet sich. Und doch: *„Nichts passierte. Nichts bewegte sich. Nichts bedrängte mich. Draußen in der Welt geschahen die schrecklichen Dinge, in der Ferne starben sie den schweren, qualvollen Tod, in der Nähe den leichten. Ich war geborgen, ich war geschützt. Die anderen trifft, dich trifft vielleicht nicht, dachte ich, lebte in den Tag hinein und wollte nicht glauben, daß das Töten etwas Böses sei.“* (S. 182)

Harig ist abgerichtet, aber innerlich nicht wirklich bewegt. Dies zeigt sich auch, als er seinen Mitschülern eine nazistische „Rassenkunde“ zu referieren hat. Die offenkundige Unsinnigkeit dieses Buches, die von den simpelsten Wahrnehmungen des Schülers Lügen gestraft wird, hindert ihn nicht, begeistert die Suada des Autors zu paraphrasieren. Aber es ist nicht der Judenhaß, der ihn mitreißt, es ist die gestelzte Sprache des Autors. Die Gerüchte über die Judenvernichtung dringen ans Ohr der Idsteiner Zöglinge; sie machen ihre Witze darüber. Man weiß, aber das Wissen dringt nicht in Herz und Verstand.

Die Erziehung durch die Nazi-Institutionen trifft auf willige Schüler. Harig gibt – und dies sind literarisch die stärksten Passagen dieses Buches – Hitlers politischem Erziehungsprogramm ein soziologisches Unterfutter. Seine „Saarländische Freude“ – endlich! – weit hinter sich lassend, führt er

den Leser in die von Arbeitssamkeit, Sparsamkeit, Sauberkeit, Ordnung, Gehorsam geprägte Welt der kleinen Leute im Sulzbachtal. Der junge Ludwig formt aus Plastillin Kamele und Elefanten. Das freut den Vater, denn das sind nützliche Tiere, Arbeitsgehilfen des Menschen. Die Freude steigert sich zum Entzücken, als der Sohn sich mit Leidenschaft seinem Märklinbaukasten verschreibt. Der bringt den phantasiebegabten Jungen auf andere, auf nützliche Gedanken. Er baut funktionierende Maschinen. Und er funktioniert auch: „Ja, auch ich funktionierte. Ich fühlte mich frei und weiß erst heute, daß ich mich selbst in meine Konstruktionen eingepaßt hatte; auch ich saß an der passenden Stelle, genau dort, wo das Rädchen sich drehen muß, das die Maschine mitbewegt und selbst dabei in Schwung gehalten wird.“ (S. 102 f.)

Es ist Harig von der Kritik verübelt worden, daß er nach der Niederlage des Nazismus den Glauben an „Führer und Reich“ konfliktlos von sich abfallen läßt, als sei nichts gewesen. Dabei ist diese Wende so unglaublich nicht. Sie entspricht nicht nur der Erfahrung vieler Zeitgenossen, sie folgt logisch aus der Anlage des Romans, der das Mittun und -reden ganz und gar auf den äußeren institutionellen Rahmen zurückführt. Ist dieser zerfallen, ist die braune Uniform abgelegt, verflüchtigt sich auch die nazistische „Gesinnung“. Harig hat eine Erziehung des Verhaltens geschrieben, keine Education Sentimentale. Er zeigt nicht, wie einer fanatisiert wird, sondern wie einem „eingeleut“, „eingetrichtert“ wird, zu „spuren“. Wenn die Glocke nicht mehr ertönt, wird der Pawlowsche Hund nicht mehr sabbern. Jene vor-nazistischen autoritären Dispositionen, die Harig so einfühlsam beschrieben hat, wirken genau in diese Richtung: Der Zusammenbruch der äußeren Autorität muß diese diskreditieren in den Augen der Autoritätsgläubigen, die sich alsbald nach neuen Herren umsehen werden.

Erinnerungen eines Dissidenten

„Es gibt immer Orte zu finden, die leer von Macht sind. Die institutionelle Umklammerung des Lebens ist zu Anteilen Schein.“ (S. 16 f.) Dieser – zentrale – Satz findet sich in dem Bericht über Kindheit und Jugend zwischen 1933 und 1945, den der in der Tradition der Kritischen Theorie stehende Sozialpsychologe Peter Brückner 1980, zwei Jahre vor seinem frühen Tode, vorlegte. Er ist der Gegensatz zu Harigs Bild der nazistischen Erziehung.

„Immer sind es unsere Theorien, die der Macht – des NS-Staats, des Staats überhaupt, des Kapitals – eine Totalität des Zugriffs einräumen, die die Macht wohl anstrebt, aber eben nur in unseren Theorien erreicht. Immer bleibt deshalb eine Kindheit im Faschismus eine Kindheit. Und selbst dort, wo die These vom totalitären Zugriff (...) an der Daseinsweise von Menschen empirisch belegt werden könnte, gerät meist in Vergessenheit, daß auch Kinder und junge Leute sich entscheiden; so daß wie die Ähnlichkeit unter eineiigen Zwillingen, auch die Kongruenz von herrschender Ideologie, Klassenlage und Innerlichkeit im modernen Staat irgendwann von den Individuen selbst gewollt, angenommen, ja vielleicht sogar gesucht worden ist.“

Andererseits bleibt, wer die Übereinstimmung (...) nicht will, keineswegs ungeschoren. Er muß sein „Nein“ gegenüber der faktischen Normalität ja realisieren und nicht nur „denken“, sonst denkt er es nicht sehr lang. Er braucht Kritik im Handgemenge, d. h. ein gemeinsames Gelände mit der Macht. Das Abseits, von dem ich so oft spreche: Der Ort also, wo wir vor der Faschisierung sicher sind, ist nur anfangs ein Geschenk; wir erhalten es uns in der Regel doch nur als Realitätstüchtige. Realität ist aber zu großen Anteilen die Realität der Macht. Ohne ein Minimum an Anpassung, ohne einen Rest an Bereitschaft zum Handel (bargaining) fände man nicht einmal Nischen, um sich zurückzuziehen, und verlöre bald die Chance, eigene Produktivkräfte zu entwickeln – wie aber soll Dissidenz, wie Flucht, wie Widerstand ohne entfaltete Produktivität auf Dauer zu stellen sein? Auf seine Weise versteht auch der Vierzehnjährige schon, worauf es in der Diktatur ankommt: Weder Opfer des Systems (des Kriegs, des Staats, der Ideologie, der Polizei), noch sein Handlungsgehilfe zu werden. Zwischen beiden Extremen oszilliert seine jugendliche Lebenspraxis.“ (S. 25 f.)

Eine lupenreine Widerstandsbiografie kann es nicht sein, die auf diese Weise resümiert wird. Brückner insistiert darauf, daß selbst unter nazistischer Herrschaft ein Rest von Entscheidungsfreiheit erhalten bleibt, es kommt darauf an, nicht Täter, aber auch nicht Opfer zu werden, sich „Das Abseits als sicheren Ort“ so der Titel des Buches, zu bewahren.

Dieser Ort findet sich nicht von selbst. Auch Brückner unterliegt der Faszination des Nazismus, so, als er sich zehnjährig in autoritärer Revolte gegen die Lehrer und um der Gemeinschaft mit den „stär-

keren“ Mitschülern willen zum Hitlerjungen erklärt. Vier Jahre später landet er erneut beim „Jungvolk“: Um der noch strengeren Ordnung des Internats zeitweilig zu entkommen, nutzt er die Rivalität der Institutionen Schule und HJ. Gegen leeres kirchliches Ritual protestiert er, indem er in HJ-Kluft zur Konfirmation erscheint (was in seiner Gemeinde, anders als bei Sulzbachs Deutschen Christen, eine Provokation ist).

Aber er spürt selbst, daß dies nicht seine eigene, sondern eine geborgte Form des Protests ist, ein Spiel mit den Friktionen des systemischen Zusammenhangs zwar (auf das jede Dissidenz angewiesen ist), aber eins, das unglücklich macht, weil es keines wirklichen Mutes bedarf. Und Mut ist keine Haltung der Selbstaufopferung. *„Mut ist die Gesinnung der Freiheit, und das Ergebnis von Freiheit überwältigt den Mutigen, weil es ihn überrascht – es ist nämlich Glück.“* (S. 30) Diese Einsicht macht die Konfirmation dann doch, paradox genug, zu dem Wendepunkt, den sie der kirchlichen Lehre nach markiert.

Brückner wird fortan seine Eigenheiten gegen den völkischen Darwinismus behaupten. Aber auch damit ist keine bruchlose Identität gesichert. Er lernt, *„wie man den Weg vermeidet, auf dem man das Opfer des Systems wird, ohne deshalb den Weg der Dissidenz zu verlassen“* (S. 64). Der Preis ist hoch; er heißt: Selbstbeherrschung. *„Denn natürlich ist Selbstbeherrschung trotzdem eine Affirmation an den Status quo, man erwirbt sie im Prozeß der (passiven) Unterwerfung, sie ist auch ein Stück verinnerlichter Herrschaft. Gerade in den Tugenden, die der einzelne benötigen wird, um dem Zugriff von Herrschaft zu widerstehen, wird er ihr partiell „gleichgeschaltet“: Ein jugendlicher Dissident und Anarchist, der begeistert auf den Pfiff seines Turnherrn reagiert, ist ein überaus peinlicher Anblick; aber wartet nur ab, er wird dabei ‚Herr über sich selbst‘ und über gewisse herrschende Verhältnisse – anders würde er später kein leidlich disziplinierter Antifaschist.“* (S. 65 f.)

Prädestination oder Entscheidung?

Man mag die Unterschiede zwischen Harig und Brückner auf die unterschiedlichen gesellschaftlichen Umstände zurückführen, unter denen die beiden aufwuchsen: Hier der provinzielle Saarländer, der in ein intaktes und machtintensives soziales Beziehungsgefüge hineingeboren wurde, da der Sohn einer gebildeten städtischen Familie, eines liberalen,

zärtlichen, aus eigener Wahl weltfremden Vaters. Daß Brückners Familie sich auflöste, der Junge früh auf sich selbst angewiesen war, daß er schließlich, spät genug, aber glücklicherweise immer noch früher als die Nazibehörden, erfuhr, daß seine (inzwischen emigrierte) Mutter Jüdin war, er also selbst zu den Gefährdeten gehörte, dies alles bezeichnet selbstverständlich eine grundlegende Differenz. Aber es rechtfertigt keinen sozialen Determinismus. Brückner hatte sich zu entscheiden, und der Ausgang seiner Entscheidung war ihm keineswegs in die Wiege gelegt.

War Harig jede Entscheidung genommen, war er von Anfang prädestiniert zum kleinen Rädchen im großen Getriebe? An seinen Erinnerungen darf gezweifelt werden. Der Autor selbst zeigt uns, wie wenig verlässlich das Gedächtnis ist. Er eröffnet seine Erzählung mit der Geschichte des kleinen René, die er, wie er nachforschend feststellt, im Nachhinein ausgeschmückt hatte. Könnte also auch nicht die Gesamtkonstruktion der Erinnerung Elemente der Selbsttäuschung enthalten?

Die literarische Form, die Harig wählt, ist die des traditionellen Romans. (Er kann auch anders, wie er in seinen frühen Schriften gezeigt hat.) Schon mit der Wahl der Form werden die Weichen gestellt: Der traditionelle Roman tendiert von sich aus zur Geschlossenheit der Darstellung, zur bruchlosen Schlüssigkeit, zur eindringlichen Plausibilität. Er hat damit Ähnlichkeit zu der Theorie, von der Brückner spricht, und die dazu verführt, eine Totalität so durchzukonstruieren, daß Friktionen und Widersprüche verloren gehen – wodurch sie Gefahr läuft, durch bloße Reproduktion des Systemzusammenhangs alles Zentrifugale und Asystemische zu erschlagen.

Die in sich geschlossene Darstellung wird (vom René-Kapitel abgesehen) von Harig konsequent durchgehalten. Da ist nichts, was dem Nazisystem ernsthaft zuwiderliefe. Weder das *„Hunsrücker Gefühl“*, der Zauber einer Landschaft, der die Tagträume des Jungen erfaßt, noch die Phantasie des Knaben, der *„Geschichten erzählt“*; sind widerspenstig genug, um sich nicht von der harten Realität einer auf Ordnung versessenen Welt unter die Fuchtel nehmen zu lassen. Der Vater war durch einfache Dreisatzrechnung darauf gekommen, daß ihm kaisertreuer Konservatismus mehr einbrachte als der Sozialismus. Aber warum konnte er sich nicht an zwei Händen abzählen, was Hitler bedeutete? Wo

war sein Konservativismus, als er seinen Sohn zur HJ anmeldete, wo seine Sparsamkeit, als er ihm die Uniform kaufte? War denn da niemand, der in irgendeiner Weise Abweichung verkörpert hätte? Gewiß, da gibt es den entfernten Verwandten, der schon durch seine bequemen und modischen Slipper aus der Reihe derer tanzt, die mit genageltem und gamaschenbewehrtem deutschem Schuhwerk durchs Sulzbachtal trampeln. Aber diese Figur bleibt randständig, sie taucht als Haßobjekt und als Gegenbild auf in den Tiraden des Großvaters, ein positiver Einfluß geht nicht von ihr aus. Es gibt in Harigs Biografie keinen Lehrer, der durch seine Menschlichkeit die noch nicht disziplinierten Kräfte seiner Schüler, ihre Phantasien, ihre heimlichen Sehnsüchte, ansprüche, keinen Kameraden, der Mitleid mit den Opfern empfände, keine seelische Erschütterung, die schlummernde Gefühle gegen eine gnadenlose Umwelt aufbrächte. Nicht einmal die Liebe vermag den Zögling Harig zu verwirren; seinen ersten Kuß absolviert er pflichtgemäß, weil die andern das von ihm erwarten.

Dissidenz erscheint nur als heroischer Widerstand oder unvorsichtiges, sogleich bestrafes Aufbegehren. An Willi Graf wird erinnert und an einen Klassenkameraden des Vaters, den ein unbedachtes Wort unter das Fallbeil brachte. Es leuchtet jedem Leser Harigs ein, daß diese Art des Neinsagens nicht im entferntesten in seinen Horizont treten konnte, ja das Schicksal Willi Grafs und Rudi Malters illustriert nur die Unausweichlichkeit des „Weh dem“. Wer das Opfer des eigenen Lebens als einzige Alternative ansieht, bekräftigt das landläufige Rationalisierungsmuster, nach dem die Angst vor dem Terror das wichtigste Motiv des Mittuns war.

Aber es gab ja nicht nur Graf und Malter. Harig wird, landeskundig wie er ist, auch die Geschichte des Eduard Leibfried aus Aschbach kennen. Diese Geschichte kann aber keinen Platz haben in seiner Konstruktion der Historie: Sie handelt von einem einfachen Mann, der durch seine Ungeschicklichkeit und begrenzte Regelverletzungen der ihm – zwangsweise – zugeordneten Rolle des KZ-Wächters auf der Neuen Bremm entkam – erfolgreich und straflos. Diese Dimension, der stille Boykott, das Sich-dumm-Stellen, die Kunst, die Macht auflaufen zu lassen, diese einzige Hoffnung in der absoluten Diktatur kann keinen Ort finden in einem Roman, der den Nazismus als unabweisbares Verhängnis darstellt.

Einmal hat Harig den geschlossenen Gang seiner Erzählung durchbrochen. Ganz zu Anfang des Romans hat er seine Erinnerung an René, den verfeimten Mitschüler, konfrontiert mit dem Ergebnis späterer Nachforschungen. Im folgenden verzichtet er auf diese Methode, er amalgamiert Erinnerung und Recherche zu einem einheitlichen Ganzen. Damit vergibt er die Chance, aus dem totalisierenden Rahmen des Romans herauszutreten. Überdeutlich wird dies in dem Kapitel, das wie einige andere ganz ohne Distanzierung mit einem Nazislogan überschrieben ist: „*Unsre Fahne flattert uns voran!*“ Eindringlich, in sich zum Hymnischen steigender Sprache, fast im Ton einer zeitgenössischen, affirmativen Rezension wird da die Wirkung des Films „Hitlerjunge Quex“ beschrieben. Der Leser gewinnt den Eindruck, Harig habe den Film gestern und nicht vor fünfzig Jahren gesehen. Und in der Tat: Er hat ihn wiedergesehen, kühl und distanziert, wie er nahelegt. Der Leser, erstaunt über die ungewöhnlich präzise Erinnerung des Autors, verwundert darüber, daß hier, einmal, nicht nur von äußerer Lenkung, sondern auch von innerer Manipulation die Rede ist, fragt sich: Wurde hier nicht eine nachträgliche Interpretation der Intentionen des Films in die Geschichte zurückprojiziert? Hätte Harig zunächst seine Erinnerung protokolliert, bevor er den Film wieder anschaute, wäre dann ebenfalls der Eindruck von Verführung und Überwältigung so entstanden? Es bleiben Zweifel, daß das kräftige Leitmotiv dieses Romans, die Überwältigung durch die nazistische Macht, etwaigen Disharmonien keinen Platz gelassen haben könnte.

Auch wer anderer Meinung ist, wird anerkennen, daß es gute Gründe gibt, den Nazismus so zu sehen wie Harig es tut. Aber wenn die totale Macht fähig ist, das Individuum gänzlich auszulöschen, kann man dann so gemütvoll von ihrer Zeit erzählen?

Ideologiezwang und Widerspruch

Harig hat sich zweifellos mit großer Ehrlichkeit bemüht, Rechenschaft zu geben. Wenn sein Roman dennoch als affirmatives Lehrstück über die Nicht-Verantwortlichkeit des einzelnen gelesen werden kann, so hängt dies nicht an schlechten subjektiven Absichten. Es spiegelt eine in der Sache selbst liegende Schwierigkeit, die jeder Beschäftigung mit dem Nazismus innewohnt.

Der Nazismus ist entstanden inmitten einer kulturstolzen Nation, er wurde gefördert von wichtigen Eliten und staatlichen Institutionen. Er traf nicht auf ernsthafte Gegenkräfte – selbst seine entschiedensten Gegner waren weder in der Lage, seine ganze Gefährlichkeit zu erkennen noch ihn wirksam zu bekämpfen. Er fand seine Kerntruppe in allen Schichten der Gesellschaft, er konnte zählen auf den überkommenen Staatsapparat, die Wirtschaft, die Justiz, die Medizin, die Wissenschaft . . . – was ohne gewisse Affinitäten nicht möglich gewesen wäre. Er band fast die gesamte Nation ein in seine Organisationen, verstrickte sie in sein System, sicherte sich ihre Loyalität. Als er sich an sein Vernichtungswerk machte, fand er eine ausreichende Zahl aktiver Täter, und er konnte unzählige Helfer arbeitsteilig einbinden in seine riesige bürokratisch-industrielle Mordmaschinerie. Vor allem in den letzten Kriegsjahren, als deutlich wurde, welchem Teufel man da den kleinen Finger gereicht hatte, fesselte er vor allem die kleinen Mitläufer an sich durch das Gefühl der Mitschuld und durch die Straferwartung, die die Mehrheit der Deutschen den verlorenen Krieg bis zuletzt durchhalten ließen.

Daß es nicht vorhersehbar war, daß der Nazismus seine gelegentlichen, allerdings unter trügerischer Politik verdeckten Ankündigungen in die Tat umsetzen werde, ist ein gewichtiges Argument, wenn Schuld und Verantwortung der einzelnen erörtert werden. Wenn aber, wie an dieser Stelle, die historische Möglichkeit des Nazismus konstatiert wird, macht es alles nur noch schlimmer. Zeigt es doch, wie arglos die Gesellschaft war angesichts einer zu allem entschlossenen Clique, zeigt es also, daß die Gesellschaft nicht über die sozialen Abwehrmechanismen verfügte, die die Vernichtung hätten verhindern können. Es ist ein besonders bitteres Paradox der nazistischen Herrschaft, daß sie sich auf die einfachste Menschlichkeit verlassen konnte: Viele von denen, die von den Greueln erfuhren, konnten nicht glauben, was geschah. Die Größe der Verbrechen überstieg menschliche Vorstellungskraft. Daß die große Mehrheit nur ungenaue Vorstellungen gerüchteweise bekam, kann ebenfalls nur dann ein milderndes Argument sein, wenn die Schuldfrage zu diskutieren ist. In der Betrachtung des gesellschaftlichen und politischen Zusammenhangs ist es dagegen bloß deprimierend sehen zu müssen, daß der Nazismus auf ein aus Mitwisserschaft hervorgehendes Einverständnis keineswegs angewiesen war. Tatsächlich ist ja nichts falscher als die von der Nazipropa-

ganda zuweilen gebrauchte, von einer hilflos moralisierenden „Vergangenheitsbewältigung“ tradierte Darstellung der nazistischen Deutschen als fanatischer, ebenso mordlustiger wie todesverliebter Horde. Ganz umgekehrt war es dem Nazismus geglückt, seine Vernichtungspolitik arbeitsteilig so aufzugliedern, daß nur wenige sich ihr ganz und gar widmen mußten, während die kleinen, vom Gesamtzusammenhang weit abgespaltenen Leistungen vieler, deren Leben ganz anderem, der bürgerlichen Normalität, gewidmet war, gebündelt werden konnten zu einer Tat, die fernab lag vom Horizont der Beteiligten. Dieses, die Vernichtung durch die normale Gesellschaft, erschüttert das Vertrauen weit mehr als das falsche Bild der aus jeder gesellschaftlichen Norm ausgebrochenen wütenden Meute.

Der Verlust des sozialen Urvertrauens, die bittere Erkenntnis, daß die sozialen Institutionen den Opfern keinen Schutz boten und die Gesellschaft nicht vor der Täterschaft bewahrten, setzen jeden, der sich dem Nazismus nähert, sei es in der Erinnerung, sei es geschichtswissenschaftlich, sei es literarisch, einem ideologischen Zwang aus. Mit dem vollen Bewußtsein des Zivilisationsbruchs zu leben, den der Nazismus nach einem Wort Dan Diners markiert, ist schlechtweg unerträglich.

Deshalb haben nicht nur die Lügner und die Propagandisten neuer „deutscher Identität“ ihre Tricks, Brücken zu bauen über „jene 12 Jahre“ oder Geschichte glattzubügeln. Auch in durchaus kritisch intendierte Diskurse schleichen sich immer wieder Rationalisierungen ein. So tendieren „linke“ Faschismustheorien allzugern dahin, ihr Interesse auf die Hauptverantwortlichen in Staat und Wirtschaft zu konzentrieren und die gesellschaftliche und kulturelle Dimension des Nazismus auszublenden. Kritische Historiker sahen den Nazismus als zwangsläufig zu erreichenden Endpunkt eines deutschen Sonderwegs. Eine verkürzende (und beim Irrationalismus landende) Rezeption der Kritischen Theorie stilisiert den Nazismus zum schicksalhaft in den Grundlagen der Moderne angelegten telos des Zivilisationsprozesses. So viel diese theoretischen Bemühungen von der Realität auch treffen mögen, ihnen ist allen gemein, daß sie den Nazismus in unvermeidliche objektive Prozesse einbetten und damit den Individuen die Entscheidungsfähigkeit absprechen und jegliche Alternative eliminieren.

Aber weder Manipulationen noch ideologische Verblendungen vermögen die Auseinandersetzung

um den Nazismus abzuschließen. Schon die Tatsache, daß immer neue Anstrengungen notwendig sind, verweist auf ihre Brüchigkeit. Es erweist sich als unmöglich, die zwecklose Vernichtung um der Vernichtung willen in rationalen Kategorien zu fassen. So muß Rationalisierung letztlich scheitern; die Erinnerung an das Ungeheuerliche dringt immer wieder durch die Risse der ideologischen Decke, die über sie gebreitet wird.

Harigs Roman ist im Rahmen dieser Konstellation zu verstehen. Seine und die Geschichte seiner Familie haben ihn nicht ruhen lassen. Als er sich seinem Thema näherte, zeigte sich seine Heimat, in der er mit so viel Behagen lebt, als der Humus nicht nur des Mitläufertums. Die geliebten Eltern, unübertriften in ihren gutbürgerlichen Orientierungen, mustergültig in ihrer privaten Lebensführung, taten, wie fast alle, mit, und sie verweigerten sich strikt (was noch schlimmer wiegt) jeder Auseinandersetzung im Nachhinein. Der Autor selbst, der sich gerne als Lebenskünstler feiert, sah sich im Spiegel der Erinnerung als strammen Hitlerjungen, der die martialische Begleitmusik zur Vernichtung trommelte.

Er blickte in den Abgrund – und er wandte sich ab und stellte die Zeit des Nazismus dar wie eine Schicht, die sich über das Leben legte, die Faschisierung der einzelnen wie eine Maske, die über die menschlichen Gesichter gezogen wurde. Oft kommt er nahe heran an die Schnittflächen von Normalität und Grauen, aber dann schreckt er zurück. Er verschweigt nichts (zuweilen gewinnt man gar den Eindruck, daß er sich mehr Mitwisserschaft zuschreibt, als er haben konnte), aber er ordnet das Schreckliche ein in den Automatismus einer fernen, letztlich unverständlichen Welt.

Es bliebe, bei näherem Hinsehen, ja auch nur die Verzweiflung. Nicht nur, daß der literarisch gekonnteste Ausdruck dieser sich blamieren müßte vor der unvorstellbaren Realität. Die Verzweiflung muß, um des Weiterlebens willen, dem Gefühl weichen, als einzelner am Ganzen nur passiv beteiligt zu sein, eben dem Gefühl, das das bürgerliche Subjekt beherrscht und es zum Un-täter werden lassen kann.

Zentrale Thesen dieses Essays sind entstanden in der Auseinandersetzung mit Dan Diner: *Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz, und: Zwischen Aporie und Apologie. Über die Grenzen der Historisierbarkeit der Massenvernichtung*, in: *Babylon. Beiträge zur jüdischen Gegenwart*, Nr. 1/86 und Nr. 2/87.

Ein unsichtbares und deshalb unübersehbares Denkmal: Jochen Gerz' Mahnmal gegen Faschismus

Von Hans Horch

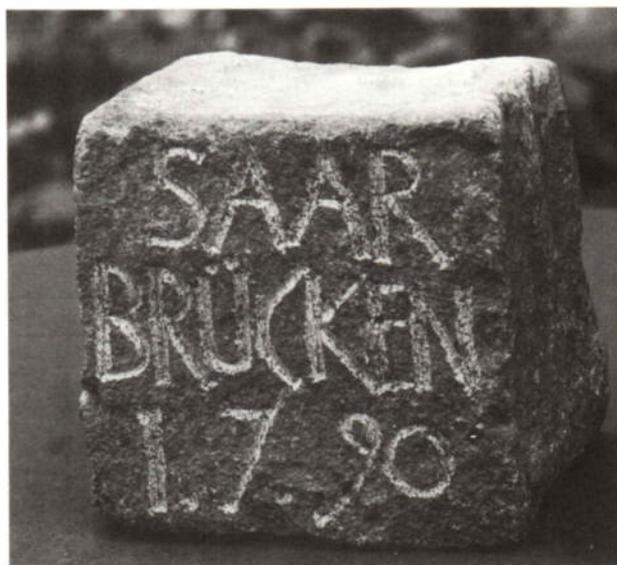
Schon als wir zum ersten Mal, gerüchteweise bloß, in der Saarbrücker-Hefte-Redaktion davon hörten, elektrisierte uns Jochen Gerz' Idee eines unsichtbaren Mahnmals gegen Faschismus. Unsere Versuche, sein Konzept zu deuten, und die kontroverse Diskussion spitzten sich schnell zu auf die Frage, ob Gerz' frappierend einfacher Entwurf eines neuen Umgangs mit der versteckten Gegenwart der Vergangenheit, ob seine vertrackte und verblüffende Metaphersprache einen Ausweg zeigen könnten aus dem Dilemma, daß die Monströsität des nazistischen Verbrechens sprachlos zu machen droht, indem sie alle künstlerischen Antworten, selbst die radikalsten, ebenso gut gemeint wie schwach erscheinen läßt.

Die Diskussion um ein Saarbrücker Mahnmal öffentlich zu führen, ist eine genuine Aufgabe einer Zeitschrift wie dieser. Also entschlossen wir uns, im Winterheft 1991 Gerz' Vorhaben detailliert vorzustellen, um unsere Leser, um Künstler und Kunstwissenschaftler, Historiker, jüdische und nichtjüdische Intellektuelle um ihre Meinung zu bitten. Im Frühjahrsheft 1992 wird das Ergebnis unserer Umfrage publiziert werden.

Zur Darstellung des Gerzschen Projektes erschien uns ein Interview mit dem Künstler die geeignete Form. Die verfügbaren Informationen ließen manche Frage offen. So baten wir Gerz, uns sein Mahnmal zu erläutern durch eine genaue Beschreibung seines Vorhabens und dadurch, daß wir ihm unsere Zweifel zur Widerlegung präsentierten. Gerz willigte ein, brach das Interview jedoch ab, kaum daß es begonnen hatte. Wir haben ihm auf seine Forderung hin zugesagt, von diesem Gespräch nichts zu veröffentlichen. Auf Gerz' Angebot einer Diskussion mit mehreren, noch zu benennenden Teilnehmern sind wir gerne eingegangen. Wenn sie zustande kommt, werden wir sie im nächsten Heft dokumentieren. Fürs erste bleibt uns nur, Gerz' Projekt zu beschreiben und zu interpretieren nach den öffentlich zugänglichen Materialien. Die Lücken, die das Interview schließen sollte, bleiben.

Erste Besichtigung des Unsichtbaren

Gerz und seine Studenten recherchieren, in welchen deutschen Städten es 1933 jüdische Friedhöfe gab. Sie haben nach eigenen Angaben derzeit mehr als zweitausend auf ihrer Liste, und sie rechnen damit, etwa 2400 aufzufinden. Im Frühjahr 1991 haben sie begonnen, Steine aus der Befpflasterung des



Schloßplatzes nach und nach zu entnehmen und auf der Unterseite dieser Steine die Namen der Gemeinden oder Stadtteile, in denen es jüdische Friedhöfe gab oder gibt, einmeißeln zu lassen. Außerdem wird das Datum der Einmeißelung vermerkt. Danach werden die Steine wieder eingesetzt – die Beschriftung nach unten. Zum Abschluß wird ein Hinweis auf das verborgene Mahnmal auf dem Schloßplatz installiert werden. Dies wird, wie man Gerz kennt, keine gewöhnliche Erläuterungstafel sein. Eher ist zu vermuten, daß es sich um einen von den Passanten zu enträtselnden (oder zu übersehenden) Gegenstand ohne jede monumentale oder naiv-volkspädagogische Qualität handeln wird. Genaueres ist noch nicht bekannt.

Ein unsichtbares Mahnmal wird nicht enthüllt. Dennoch wird für mediale Publizität gesorgt sein. Es wird einen Katalog geben, in dem alle behauenen Steine fotografisch dokumentiert werden. Im Frühjahr 1993 werden Stadtgalerie und Regionalgeschichtliches Museum mit Ausstellungen über zeitgenössische Denkmalkunst und über das Saarbrücker Mahnmal auf lokaler Ebene auf Gerz' Werk aufmerksam machen. Außerdem wird es international präsentiert werden in der Ausstellung „The Art of Memory – Holocaust Monuments in the World“, die vom Jewish Museum in New York realisiert und weltweit gezeigt werden wird.

Gerz betont mit Nachdruck, daß sein Monument in Zusammenarbeit mit den Jüdischen Gemeinden in Deutschland entstanden sei. Ihnen vor

allem verdanke er die Angaben über die jüdischen Friedhöfe. Hätte eine einzige Gemeinde ein Veto eingelegt gegen sein Vorhaben, so hätte er es abgebrochen. Daß keine Gemeinde widersprach, wertet Gerz öffentlich als aktive Unterstützung.

Interpretationen

Ein unsichtbares Mahnmal – das ist nicht nur eine ironische Kritik an jenen Denkmälern, die oder deren Botschaft man (in den meisten Fällen: glücklicherweise) um so leichter übersehen kann, je bombastischer sie daherkommen. Es ist auch nicht nur ein paradoxer Gag, der betontes Schweigen zu einer vernehmbaren Stimme macht auf dem lauten Markt des Meinens und Rasonierens. Ein unsichtbares Mahnmal geht noch weiter: Es bezweifelt, daß ein Monument überhaupt zu etwas anderem taugen kann als zur Verherrlichung von Dogmen und Feldzeichen, von Staaten und Staatsmännern und zur posthumen Verhöhnung der von diesen in den Tod geschickten Soldaten. Es bezweifelt, daß ein Denkmal zum Denken mahnt, verdächtigt es, mehr mit Glauben zu tun zu haben – und damit undemokratisch zu sein, auch wenn es einer guten Sache dienen möchte.

Gerz' Mahnmal wird (in der Erkenntnis, daß sein Thema eine gegenständliche oder symbolische Darstellung ausschließt) getragen von zwei Metaphern: der von der Gegenwart des Abwesenden und der vom Leben, das von den Toten bezeugt wird.

Die erste Metapher ist schlicht. Sie hantiert mit den Analogien zur Archäologie, die sich in vielen populären Vorstellungen von Geschichte finden, nach denen wir auf Älterem, Tieferem gehen: Geschichte als Geschichtetes. Sie spielt mit der Vorstellung vom Zudecken des Teils der Geschichte, der die Sicherheit des Heute stört. Sie stellt vom Kopf auf die Füße: was gerade, wenn es mit den Mitteln der Vernunft angegriffen wird, unbegreiflich bleiben muß, soll unter den Sohlen brennen, intellektuelle Vergeblichkeit darf nicht in moralische Resignation umschlagen.

Die zweite Metapher ist waghalsig. Sie nimmt Friedhöfe zum Zeugnis des Lebens. Daß es zahlreiche jüdische Friedhöfe in Deutschland gibt, erinnert daran, daß es jüdisches Leben in Deutschland gab. Daß nach 1933 dort immer weniger Menschen begraben wurden, daß diese Friedhöfe heute tot sind, erinnert an die Vertreibung und Vernichtung derer,

deren Tote meist nicht einmal mehr begraben wurden.

Der Schloßplatz als historischer Ort

Die Wahl des Schloßplatzes als Ort des Mahnmals begründet sich damit, daß dieser ein Brennpunkt Saarbrücker Geschichte ist: Ort der Burgen und Schlösser, des Alten Rathauses, des öffentlichen Lebens, Verwaltungssitz und auch Sitz der Gestapo, Ort der Demütigung der Saarbrücker Juden im November 1938, Ausgangspunkt ihrer Deportation im Oktober 1940. Daß der Schloßplatz heute, nach einer langen Zeit der Vernachlässigung, wieder ein urbaner Mittelpunkt ist, auf dem kulturelle Veranstaltungen und Volksfeste stattfinden, spricht, so Gerz, für diese Wahl. Das unter den Füßen der Feiernden verborgene Mahnmal ist, da es die Erhabenheit eines traditionellen Monuments nicht beansprucht, nicht zu schänden durch Zigarettenkippen und zertretene Bierbecher. Das Monument will ja eben nicht abgehoben sein wie ein Altar, vor dem man seine entlastenden Bußrituale verrichten kann, sondern es will, so wie die Vergangenheit unvergänglich ist, gegenwärtig sein im heutigen Leben und Treiben. Und so erreicht es gerade durch seine Unsichtbarkeit eine Präsenz, die von einem traditionellen Denkmal nicht ausgehen könnte.

Daß Saarbrücken Ort eines bedeutenden Mahnmals gegen Faschismus sein wird, hat Gerz, soweit ich sehe, selbst nicht begründet. Dennoch paßt es gut hierher. Indem nämlich ein solches Monument **nicht** in Bergen-Belsen, **nicht** an der Wannsee-Villa errichtet wird, sondern in einer Stadt, die in der historischen Darstellung der Vernichtung der Juden eine nur untergeordnete Rolle spielt, läßt sich zeigen, daß das nazistische Vernichtungswerk ein allumspannendes, bis in die tiefste Provinz reichendes Netz voraussetzte, also eine Angelegenheit nicht nur einer zentralisierten treibenden Kraft, sondern der ganzen Gesellschaft war.

Zur Vorgeschichte eines historischen Monuments

Das Saarbrücker Mahnmal steht in einer Gerz' Werk durchziehenden Traditionslinie. 1974 hat er seine im Bochumer Museum zu besichtigende Installation „Exit/Dachau Projekt“ präsentiert, durch die er, mit durchschlagendem Mißerfolg übrigens, die Verharmlosung des Nazismus durch jene unreflektierten und unsensiblen Ausstellungen decou-

vierte, die demokratisch belästigte Verwaltungen auf ihren „problematischen“ Immobilien widerstrebend „zur ordnungsgemäßen Durchführung bringen lassen“, wie das im einschlägigen Jargon wohl heißen müßte.

1986 errichtete Gerz zusammen mit seiner Frau Esther Shalev in Hamburg-Harburg ein „Mahnmal gegen Faschismus, Krieg, Gewalt – Für Frieden und Menschenrechte“. Dieses verzichtet, anders als das Saarbrücker Mahnmal, auf jede metaphorische Aussage über den Nazismus und seine Opfer. Auch sein Ort hat keinen unmittelbaren Bezug zur Geschichte des Nazismus in Harburg. Durch beides wird es erheblich unproblematischer als sein Saarbrücker Pendant. Es besteht lediglich aus einem 1×1 Meter breiten und zwölf Meter hohen, mit Blei ummantelten Pfeiler. Die Betrachter sind aufgefordert, mit einem Stahlstift ihren Namen in das Blei zu ritzen und sich damit zur Wachsamkeit zu verpflichten. Ist die erreichbare Fläche mit Inschriften bedeckt, wird der Pfeiler ein Stück im Boden versenkt. In einigen Jahren wird er gänzlich verschwunden sein. „Denn“, so eine Tafel am umgebenden Geländer, „nichts kann auf Dauer an unserer Stelle sich gegen das Unrecht erheben“. Prägnanter läßt sich die Kritik an dem, was Gerz „Delegationskunst“ nennt, nicht formulieren: ein Denkmal kann nicht an unserer Statt denken, uns nicht das Erinnern, das Trauern, das Handeln abnehmen.

Das Harburger Mahnmal hat, wie man sich leicht denken kann, auch ungebetene Gäste angezogen. Es wurden Naziparolen und Hakenkreuze eingeritzt, man hat es mit Hammerschlägen beschädigt. Ungewollt fügen sich solche Akte des Vandalismus in das Konzept des Mahnmals. Sie erinnern daran, welchen nazistischen Bodensatz es in der Gesellschaft noch gibt. Und sie erinnern, allerdings außerhalb des Konzepts, aber nicht weniger sinnig, die, die da eine Selbstverpflichtung zur Wachsamkeit unterschreiben, an die Grenzen ihres guten Willens.

Unbeantwortete Fragen

Gerz, der Zweifler, der in seinen Werken die scheinbare Verlässlichkeit von Wörtern und Zeichen erschüttert, reagiert allergisch, wenn sich Skepsis gegen seine Werke wendet. Die Chance, Einwände zu entkräften, wollte er nicht nutzen. Nun stehen sie hier.

Die Idee der Unsichtbarkeit des Monuments wird vollständig überzeugen können, wenn der

schließlich auf dem Schloßplatz zu installierende Hinweis – was allerdings unwahrscheinlich ist – sie nicht wieder revidiert. Problematisch erscheint die künstlerische Umsetzung der Friedhofsmetapher (1.), geradezu kontraproduktiv ist Gerzens Umgang mit der Saarbrücker Öffentlichkeit (2.).

1. Der Gedanke, nicht den Akt der Vernichtung, sondern das Vorher, das Verlorene, das Vernichtete zu thematisieren, ist durchaus einleuchtend. Er stellt die Trauer vor die Anklage, ohne dadurch zu verharmlosen. Eine nachhaltige Erinnerung an das jüdische Leben schließt das Entsetzen über die mörderische Tat ein. Diese selbst dürfte künstlerisch ebenso schwierig darstellbar sein wie das Leid der Opfer. Zwischen dem Vorher und dem Heute also atemlos innezuhalten, kann das Namenlose nicht benennen, aber erahnbar werden lassen.

Die jüdischen Friedhöfe von 1933 als Zeugen des jüdischen Lebens in Deutschland aufzurufen, ist eine zunächst irritierende, aber dann doch überzeugende Idee: Die Existenz dieser Friedhöfe zeugt davon, daß da seit langem Menschen lebten, die heute nicht mehr da sind. Daß die Grabsteine der Toten dieser Gemeinschaft **die** überlebten, die sie einst errichtet und gepflegt haben, daß den Ermordeten nicht einmal Gräber zugestanden wurden, das markiert die Gründlichkeit der Vernichtung.

Wenn allerdings an die jüdischen Friedhöfe dadurch erinnert werden soll, daß die Namen der Städte oder Stadtteile oder Fluren, in denen es 1933 jüdische Friedhöfe gab, aufgelistet werden, so ist dies ein sehr blasser und wenig bildkräftiger Ausdruck. Vom Friedhof selbst zum Namen seiner Stadt ist es ein weiter Weg, der Name dieser Stadt bezeichnet vieles, ist unspezifisch, eine Liste von Städtenamen sagt ohne umständlichen Kommentar wenig.

Es scheint, als spüre Gerz diese Schwäche, und er kompensiere sie dadurch, daß er die **Vielzahl** der jüdischen Friedhöfe in Deutschland herausstellt. Damit gerät er aber in neue Schwierigkeiten. Es ist schon ein wenig penetrant, wie er wiederholt, daß er noch mehr Friedhöfe wisse als selbst der Zentralrat der Juden. Sollte die dem Mahnmal unterliegende Metapher schließlich auf einen Zahlenvergleich Friedhöfe vs. lebende Juden einschrumpfen, wäre das nur noch makaber. Vor allem aber zwingt das Insistieren auf Vollständigkeit Gerz dazu, zu erfassen, zu registrieren, zu zählen, zu kartographieren . . . Daß er das ohne fatale Assoziationen tut, offenbart sich schließlich auch darin, daß er die behauenen

Steine sogar mit einer Art datierendem Eingangsstempel versehen läßt. Bei so viel bürokratischem Ordnungssinn könnte man versucht sein, Gerz an sein eigenes „Dachau-Projekt“ zu erinnern.

2. Gerz hat es der Staatskanzlei überlassen, sein Projekt politisch durchzusetzen. Diese, begierig, vom Renommée des international angesehenen Künstlers zu profitieren, agierte in gewohnt autokratischer Weise. Das Unsichtbare Mahnmal wurde der Stadt Saarbrücken kurzerhand verordnet. Es fand keinerlei öffentliche Auseinandersetzung statt, wie sie die andernorts (auch in Hamburg-Harburg) üblichen Wettbewerbe gewöhnlich auslösen. Es gab keine Versammlungen interessierter Bürger, die Kritik der Fachöffentlichkeit wurde verschmäht. Gerz und seine Studenten waren längst an der Arbeit, als der Stadtverbandstag informiert wurde. Die Mehrheitsfraktion wurde vor die Wahl gestellt, für das ungeliebte Projekt die Hand zu heben oder sich der Majestätsbeleidigung schuldig zu machen. Als der Sprecher der Grünen nach einem intelligenten Plädoyer für das Mahnmal von Gerz eine öffentliche Präsentation seines Konzeptes forderte, erhielt er keine Antwort. Die Presse bekam erst im Zusammenhang mit den kommunalpolitischen Diskussionen Wind von der Sache. Gerz gab sich mal provozierend selbstherrlich, mal spielte er das gekränkte Genie, dem der Pöbel in die Suppe spucken will.

Ein Mahnmal gegen Faschismus kann nur ein Mahnmal für eine selbstbewußte, der Staatsmacht mißtrauende Bürgergesellschaft sein. Die Gerz'sche Aktion hat sich von vornherein in Widersprüche verwickelt, indem sie dies verkannte und der Arkanpolitik des Ludwigsplatzes mehr vertraute als dem Publikum. Wer die Öffentlichkeit mahnen will, muß sich darauf verlassen, daß diese bereit und fähig ist, sich mit der Mahnung auseinanderzusetzen und sie – nach Prüfung, mit Wenn und Aber – anzunehmen. Er muß in Kauf nehmen, daß er nicht nur mit der für ihn bequemen Kritik der Stammtische konfrontiert wird, er muß sich auch am eigenen Anspruch messen lassen, nachweisen können, daß sein Mahnmal wirklich mahnen kann. Er muß auch riskieren, daß seine Idee verworfen wird.

Auf die kommunalen Parlamente kommt es dabei nur in zweiter Linie an. Man mag ja Gründe gehabt haben zu befürchten, daß die ein Mahnmal gegen Faschismus mit Blick auf die chronisch unterschätzten Wähler kleinarbeiten und verwässern könnten. Das angemessene Gegenmittel ist aber

nicht der Staatsstreich, sondern der Appell an die Bürger. Meine Unterstützung hätte eine Initiative für das Unsichtbare Mahnmal jedenfalls gehabt.

Nur wenn es in einem kritischen und diskursiven, selbstaufklärerischen Prozeß durchgesetzt wird, wird ein Mahnmal auch wirklich angeeignet. Zumal ein unsichtbares ist darauf angewiesen, überliefert zu werden durch das, was darüber verhandelt wird. Eine Konzeption, die bewußt in Kauf nimmt, Ressentiments und abwehrende Affekte zu aktualisieren, muß auch reflektieren, wie und von wem diesen zu begegnen ist. Wenn die Staatsmacht selbst autokratisch Tatsachen schafft, ermuntert sie den autoritären, dumpf-aggressiven Protest, es ihr gleichzutun.

Die Behauptung, daß ein Mahnmal als eine öffentliche Angelegenheit behandelt (also nicht erst im nachhinein diskutiert) werden müsse, wird von den entschiedensten Vertretern der gerzianischen Partei gekontert mit dem Vorwurf, dies liefe auf die Forderung nach einer Demokratisierung der Kunst hinaus, was mit deren Autonomie unvereinbar sei.

Um die Kunst, die der Künstler für sich oder den (übrigens auch seine Autonomie einschränkenden) Markt produziert, geht es hier allerdings nicht. Es geht um ein Monument. Das sei aber auch Kunst. Richtig. Aber eine, die sich allein durch ihren Ort schon, erst recht durch ihren politischen Anspruch von dem grundlegend unterscheidet, was die private Wohnung ziert oder im Museum verstaubt. Es ist eine, die sich buchstäblich in den Weg stellt, die appelliert, etwas vom Passanten will, die einem zentralen Platz – der vielen gehört – einen neuen Charakter gibt. Tut sie das autoritativ, erziehungsdiktatorisch, so blamiert sie sich spätestens, wenn sie gegen die extremste Form autoritärer Herrschaft protestieren will.

Nach einer freien, argumentativ gewonnenen Entscheidung zu rufen, heißt nicht, den Künstler zum bloß ausführenden Auftragnehmer des Publikums machen zu wollen. Es liegt in der Natur der Sache, daß innerhalb des glücklicherweise unaufhebbaren Widerspruches zwischen dem Willen des Publikums und dem Willen des Künstlers es dieser ist, der die Vorgaben gibt und der damit die Themen der Diskussion definiert. Und wenn er das gut macht, dann besteht auch keine Gefahr, daß das künstlerisch Eigensinnige dem faulen kommunalen Frieden geopfert werden könnte. Hamburg-Harburg ist auch hierin nicht das schlechteste Beispiel.

Theater in Paris, Le Mans, Tulle, Reims...

Von Raymonde Temkine

Frankreich ist seit jeher ein Land mit starker zentralistischer Orientierung. So hat es ein halbes Jahrhundert gedauert, bis ab 1947 durch die Einrichtung von landesweiten „Centres dramatiques nationaux“ eine reale Grundlage für die Theaterproduktion außerhalb von Paris geschaffen wurde. Heute geht es nur noch darum, diese Entwicklung zu vollenden.

Sieht man sich die sehr große Zahl von etwa tausend Theatergruppen an, die länger oder kürzer existieren, die mehr oder weniger gut installiert sind und mehr oder weniger Unterstützung erfahren, so stellt man fest, daß ein recht dicht gewebtes Netz von Produktions- und Spielstätten existiert.

Eine allgemeine Dezentralisierung der Verwaltung, wie sie sich seit etwa 10 Jahren vollzieht, hat die Zuständigkeit für die Theatergruppen der Provinz vom Zentralstaat auf die Regionen verlagert. Dies betrifft gleichermaßen die Beurteilung der Arbeit dieser Gruppen und die Zuerkennung der Fördermittel. Die nationalen „Centres dramatiques“ selbst beziehen ihre Subventionen allerdings weiterhin von der Zentralregierung.



Raymonde Temkine

Natürlich ist und bleibt Paris, dessen Prestige auf diesem Gebiet unangetastet ist, nach wie vor der am meisten beachtete Ort der Theaterproduktionen (obwohl das, was an den Theatern der Provinz geschieht, ebenso gut oder zuweilen noch besser ist).

In Paris gibt es an die fünfzig private Theater, zwei große städtische Bühnen (das „Théâtre de la Ville“ und das „Châtelet“) und sieben Nationaltheater (die „Garnier-Oper“, die „Opéra de la Bastille“, die „Opéra-comique“, die „Comédie-Française“, das „Odéon“, „Chaillot“ und „La Colline“). Außerhalb von Paris existiert nur ein Nationaltheater, und zwar in Straßburg. Vor allem aber ist Paris das Schaufen-



Théâtre de Nanterre: Koltes „Combat de Negre et de Chiens“

ster für ganz Frankreich und für das Ausland. Was hier produziert wird, findet eine stärkere Resonanz, als an jedem anderen Ort. Hier ist die Theaterkritik konzentriert, hier sind die wichtigsten Medien angesiedelt und das Publikum ist viel zahlreicher; hier ist der Vertrieb organisiert, so z. B. die „ONDA“, eine staatliche Vertriebsorganisation für künstlerische Produktion, zuständig für Frankreich und die „AFAA“ (eine Organisation des französischen Außenministeriums) mit ähnlichen Aufgaben für das Ausland.

Und dann ist hier der Sitz des Kulturministeriums und der „Direction du Théâtre“, wo man unbedingt bekannt sein muß. Ein „Centre dramatique national“, das nicht aus seinem Bannkreis heraustreten würde, geriete in Vergessenheit und würde bloß dahinvegetieren. Fast alle finden irgendwie Mittel und Wege, um in Paris zumindest ihre wichtigsten Produktionen zu zeigen – in Paris oder in der Banlieue von Paris –, denn auch hier gibt es heute zahlreiche Spielorte. Die Truppen aus der Provinz möchten natürlich auch in Paris bekannt werden, und das ist recht schwierig für sie; dennoch sind sie bereit, finanzielle Opfer zu bringen, um dort ihr Glück zu versuchen.

Man kann also sagen, daß Paris und die nähere Umgebung für alle wichtigen künstlerischen Produktionen der Ort ist, an dem kreierte wird, aber in jüngerer Zeit vor allem von außen kommend vorgestellt wird. Darüber hinaus gehen die Truppen mit ihren Stücken auf Tournee, und zwar so häufig wie möglich, denn die Tournee ist die wirtschaftliche Grundlage für das Theaterstück. Und so knüpfen sich die Bande zwischen den Spielorten, so unterschiedlich sie auch sein mögen, immer dichter, und sie führen zu Koproduktionen, die angesichts der sich ständig erhöhenden Kosten unabdingbar sind.

Ein Theaterstück, das nicht auf Tournee geht, ist nicht wirtschaftlich und verursacht somit ein Defizit. Damit ein Theaterstück auf Tournee gehen kann, darf es nicht in Konkurrenz zu anderen Theatern geraten, die die gleichen Stücke spielen. Das läßt sich natürlich nicht verhindern, was die Klassiker angeht, weil diese Allgemeingut sind. Daß beispielsweise mehrere „Misanthrope“ – oder „Andromaque“-Aufführungen gleichzeitig angeboten werden, ist nicht weiter tragisch; die Nachfrage nach Klassikern ist groß.

Für die zeitgenössischen Stücke muß man jedoch die Rechte erwerben, und die mit den Autoren

ausgehandelten Verträge beinhalten – bis auf wenige Ausnahmen – die Exklusivrechte.

Man wird wohl kaum erleben, daß Werke von Jean-Claude Grumberg oder Victor Haïm zur gleichen Zeit in verschiedenen Inszenierungen aufgeführt werden. Meiner Meinung nach besteht der wesentliche Unterschied zwischen dem deutschen und dem französischen Theater darin, daß es in Frankreich einen einzigen großen Bezugspunkt – nämlich Paris – gibt, und daß die Theatertournee das Finanzierungsinstrument ist.

Was spielt man auf dem Theater?

Das Theater der 50er Jahre war ein Theater der Autoren, das in den kleinen Theatern der Rive gauche entstanden ist (in „La Huchette“, „les Noctambules“, „le Babylone“, „le Vieux-Colombier“), von denen die meisten jedoch heute nicht mehr existieren. Eine Generation wie die von Beckett, Ionesco, Adamov, Genet, Schehadé, Tardieu, Dubillard, Vauthier – um nur einige zu nennen – hat man nie wieder erlebt.

Sieht man sich an, was im Off des Festivals von Avignon gespielt wird, so stellt man fest, daß dort einige der oben genannten, zumindest Beckett, Ionesco und Dubillard, noch immer die bevorzugten Autoren sind, während die großen offiziellen Theater sie nicht mehr aufführen, mit Ausnahme vielleicht von Beckett und jüngst Genet.

Eine merkwürdige Umkehrung ist dies: Es sind die ganz jungen, die von der Vergangenheit leben – in der Tat die, die am wenigsten gut dastehen. Sie müssen ein Publikum anziehen, das bekannterweise nicht sehr entdeckungsfreudig ist. Natürlich gelingt ihnen das nicht unter ihrem eigenen Namen, also muß es der Name des Autors sein, der für Publizität sorgt.

In den 70er Jahren machte eine Generation von brillanten Regisseuren, die alle in den vierziger Jahren geboren wurden, von sich reden. Der damalige Kulturminister, Michel Guy, hat ihnen ab 1975 die Leitung der Theater anvertraut, denen im Zuge der gewünschten Dezentralisierung quasi die Luft ausgeht: Gildas Bourdet in Lille-Tourcoing, Daniel Benoin in St. Etienne, George Lavaudant in Grenoble und in Straßburg am „Théâtre national“ Jean-Pierre Vincent. Abgesehen von einigen Fehlschlägen wurde dadurch die französische Theaterlandschaft von Grund auf erneuert. Bourdet verläßt dieses Jahr Lille, sein Nachfolger ist Daniel Mesguich – nach dem

„Théâtre national de Strasbourg“ leitete Vincent die Comédie-Française. Am ersten September tritt er die Nachfolge von Patrice Chéreau am Theater von Nanterre-Amandiers an; Lavaudant hat Grenoble 1985 verlassen, um zusammen mit Planchon das „Théâtre national populaire“ in Villeurbanne zu leiten. Bei all diesen Umstellungen bleibt allein Benoin an seinem Platz. Dennoch sind es Regisseure, die zwar erst später berufen wurden, die jedoch zur gleichen Generation gehören, die heute an der Spitze der etwa dreißig „Centres dramatiques nationaux“ stehen, wie beispielsweise Jacques Nichet (Montpellier), Bernard Sobel (Gennevilliers), Jacques Lasalle („Comédie-Française“), Jorge Lavelli („Théâtre de la Colline“). Und sie sind es auch, die Ton und Farbe des heutigen Theaters bestimmen.

Ein Theater der Regisseure

Vilar bezeichnete sich in aller Bescheidenheit als Technischen Direktor und nicht als Regisseur, er empfand sich nicht als „Schöpfer“, sondern als „Handwerker“ im Dienste des Textes. Dieser war dann allerdings immer ein starker Text, Träger großer Gedanken und von unangreifbarer literarischer Qualität. Vilar sah seine Verantwortung – und darauf pochte er – darin, eben diesen Text auszuwählen. An der Spitze eines Nationaltheaters war seine Aufgabe von öffentlichem Interesse; natürlich war sein Theater der Kunst verpflichtet, aber einer Kunst, die Auswirkungen auf die Öffentlichkeit hatte. Seine Ethik bestand in erster Linie im Respekt vor dem Autor.

Ganz anders ist dies bei der Generation der 70er Jahre: Hier ist der Regisseur der Schöpfer, der sich selbst als Künstler sieht und in nichts dem Autor nachsteht, denn für diese Regisseure ist der Text nur **eines** der Elemente des Schauspiels – und der Regisseur als „Maître d'œuvre“ ist es, der die Einbindung des Textes in einen Gesamtkontext vollzieht und die Synthese aller Elemente schafft. Hier wird der Autor an einen bescheideneren, fast subalternen Platz verwiesen.

Einerseits wird der Regisseur für jemand gehalten, der den Sinn des Stückes und die ihm innewohnenden szenischen Möglichkeiten besser versteht als der Autor selbst, andererseits gibt er vor, durch seine Kunst, nämlich die der Bühne, sich selbst durch den Autor auszudrücken. Eine im höchsten Maße subjektive Kunst: Der Regisseur prägt dem aufgeführten Werk seinen Stempel auf. So kommt es, daß man

vom „Geizigen“ von Planchon spricht und vom „Peer Gynt“ von Chéreau. Aber es fragt sich, ob Molière und Ibsen dadurch verlieren.

Ein wirklich guter Text wird sich immer behaupten und dadurch, daß er immer wieder bearbeitet wird, wird das, was in ihm liegt, um so deutlicher hervortreten.

Natürlich besteht die Gefahr falscher oder gar lächerlicher Interpretationen, doch die wenden sich ja immer gegen die Schuldigen selbst. Den Autoren bleibt immerhin der entscheidende Vorteil, daß eine Aufführung ephemär ist, das geschriebene Wort jedoch Bestand hat.

Zwischen Autor und Regisseur besteht ein Verhältnis, kein Kräfteverhältnis, – denn das würde sich immer zugunsten des Autors verschieben –, sondern eine Beziehung des Talents; diese bestimmt dann letztendlich das Ergebnis.

Haben unsere zeitgenössischen Autoren, insgesamt gesehen, überhaupt Texte anzubieten, die tragfähig sind? In der Zeit nach '68 waren es ganz gewiß die Regisseure, die Talent und Erfindungsgabe bewiesen. Und wenn ein Dramatiker – der Name Bernard-Marie Koltès drängt sich hier auf – all diese Talente zugleich besitzt, so ist dies ein ideales Zusammentreffen. Aus dem wechselseitigen Akzeptieren von Regisseur und Autor heraus entstehen Aufführungen von traumhafter Schönheit.

Mittlerweile gehören die Fälle, in denen sich ein gedemütigter Autor über die Herrschsucht eines Regisseurs beklagen muß, der Vergangenheit an. Die Autoren haben, z. T. mit Recht, so lebhaft protestiert, daß man ihnen schließlich Gehör schenkte. So manche Regisseure, die erkannt hatten, daß sie zu weit gegangen waren, haben öffentlich Abbitte geleistet („Jugendsünden“). Die „Diktatur der Regisseure“ ist vorüber, selbst wenn manche von ihnen im Eifer des Gefechts weiterhin angeklagt werden.

Die Auffassung der Regisseure der 70er Jahre vom Schauspiel beinhaltet zwar eine geringere Bewertung des Textes, führte jedoch dazu, daß den anderen Elementen des Schauspiels, nämlich denen des Spiels, viel größere Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Die Aufteilung des Bühnenraums, das Bühnenbild, die Vielfalt und das Raffinement der Ausleuchtung treten nun sehr in den Vordergrund. Mit dem gleichen Engagement, mit dem sie sich bemühen, Geschichten zu erzählen, Figuren mit Leben zu erfüllen, versuchen die Regisseure nun, Bilder entstehen zu lassen, Atmosphäre zu schaffen. Man hat



Avignon: Vitez „Le soulier de Satin“

erlebt, daß auf diese Weise Zweiertteams von Regisseuren und Bühnenbildern entstanden, wie etwa Chéreau-Peduzzi, Vitez-Kokkos, Lavelli-Bignens, und heute Lavelli-Bercut.

Heute sind die Bühnenbildner ebenso berühmt wie die Regisseure. Yannis Kokkos und Nicky Rieti sind Stars, André Acquart und Louis Bercut sind überall sehr gefragt.

Ein anderes sehr wichtiges Element des Theaters der 70er und 80er Jahre ist das der Stars. Dies ist z. B. einhellige Meinung des Autors Novarina und des deutschen Regisseurs Peter Stein, der sehr oft bei uns in Frankreich war und dort großen Einfluß ausübt. Er erklärt: „Es gibt eine ganz klare Hierarchie der Bedeutung. An erster Stelle steht der Schauspieler“ (Théâtre public, Dezember 1990).

Für das Boulevardtheater, das aus ökonomischen Gründen auf die Anziehungskraft der Stars setzen muß, gilt dies schon lange. Vom künstlerischen Standpunkt aus gesehen, gilt dies nun auch für diesen neuen Typus des Schauspielers. Die Schauspieler dieser neuen Theatergeneration sind in den Dreißigern und haben unter dem Einfluß der Regisseure die Kunst des Theaterspiels vollkommen erneuert, wobei die Regisseure ihrerseits nach und nach das

„Conservatoire d'art dramatique“ eroberten. Die ersten waren: Pierre Debauche und Antoine Vitez. Heute sind alle anerkannten Regisseure, die im Theaterleben Bedeutung haben, Lehrer am „Conservatoire“, bzw. haben dort eine gewisse Zeit unterrichtet. Sie halten das für eine äußerst wichtige Aufgabe. Jean-Pierre Vincent und Daniel Mesguich, die an der Spitze von traditionsreichen Institutionen stehen, denken nicht im geringsten daran, ihre Unterrichtstätigkeit aufzugeben.

Die jungen neuen Schauspieler, allen voran die, die durch die Schule des großen Lehrmeisters Vitez gegangen sind, finden in ihren Körpern und Stimmen eine nie gekannte Bandbreite von Ausdrucksmöglichkeiten. Ein Repertoire, von dem der brave Schauspieler, der sich damit begnügte, sauber vorzutragen, gar keine Vorstellung haben kann.

Diese vollkommene Beherrschung ihrer Ausdrucksmittel gibt diesen Schauspielern auch den Mut, sich „zu entschleiern“, bis an ihre Grenzen zu gehen. Sie sind erfinderisch und die Regisseure ermutigen sie dazu, selbst kreativ zu sein. Wir wollen an dieser Stelle Richard Fontana, Aurélien Recoing und Jany Gastaldi nennen. Aber auch andere, die diese Ausbildung nicht hatten, haben das gleiche Top-Niveau

erreicht: Gérard Desarthe, Roland Bertin, Denise Gence.

Mehr Klassiker als moderne Autoren im Repertoire

Schon die ersten Verfechter einer Dezentralisierung des Theaters hatten sich darum bemüht, die Klassiker zu neuem Leben zu erwecken (es wurde in diesem Zusammenhang sogar der häßliche Ausdruck „entstauben“ verwandt). Dies war umso nötiger, als eine Aneinanderreihung phantasieloser traditioneller Inszenierungen sie fast schon mumifiziert hatte.

Auch unsere neuen großen Regisseure führen mehr Klassiker als zeitgenössische Autoren auf. Eine Ausnahme ist Lavelli, der sich mit seinem „Théâtre de la Colline“ ausschließlich zeitgenössischen Stücken widmet und auch mehr ausländische Autoren als Franzosen aufführt.

Es scheint also schlichtweg undenkbar, daß das literarische Erbe nicht angenommen, durchgesehen und nochmals bearbeitet wird. Und was kann Regisseuren, Schauspielern und Publikum mehr Vergnügen bereiten, als sich mit den Werken großer Meister auseinanderzusetzen?

Die Neuinszenierung des „Cid“ durch Vilar mit Gérard Philippe war ein Ereignis für das Theater unseres Jahrhunderts, ebenso diejenige des „Dispute“ von Marivaux durch Chéreau. Und daß Vitez den „Seidenen Schuh“ in seiner ganzen Üppigkeit auf die Bühne gebracht hat, ist von großer Bedeutung für die Geschichte des zeitgenössischen Theaters.

Niemand denkt daran (Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel), der Comédie-Française ihre Funktion abzusprechen, nicht die einer Hüterin der Tradition (welche wäre das?), sondern die einer Verwalterin, die offen ist und überzeugt von der Notwendigkeit einer Erneuerung der Formen.

Es werden also viele Klassiker aufgeführt (es handelt sich oft um gute Aufführungen), und das nicht allein aus dem Grund, weil sich das zum großen Teil mittelständische Theaterpublikum dabei am wohlsten fühlt und nach mehr verlangt. Dennoch kam die Befürchtung auf, daß sich eine Art Rentnermentalität ins Theater einschleicht, und daß unser Jahrhundert nicht in der Lage sein werde, den folgenden eigene Werke zu überliefern. Dies rief vor zwanzig Jahren eine Politik auf den Plan, die die Herausgabe neuer Werke förderte.

Niemals zuvor wurde so eifrig geschrieben, niemals zuvor wurde so aufmerksam gelesen, wenn ein Manuskript eingereicht wurde. Natürlich wurden wenige veröffentlicht und noch weniger davon aufgeführt: Dafür sind ökonomische Gründe ebenso verantwortlich wie die mangelnde Bereitschaft des Publikums, sich auf einen unbekanntem Autor einzulassen.

Das müssen die Theater berücksichtigen, wenn sie einen ausgeglichenen Haushalt haben wollen.

Immerhin sind die Direktoren der „Centres dramatiques nationaux“ verpflichtet, in jeder Saison ein zeitgenössisches Stück zu inszenieren.

Denn nur dank des guten Namens eines Regisseurs oder eines Stars kann es gelingen, die Voreingenommenheit des Publikums abzubauen, und natürlich durch die Evidenz des Talents.

Bernard-Marie Koltès hatte natürlich Glück, daß er von Chéreau inszeniert wurde; er wäre – vielleicht ein wenig später – jedoch auf jeden Fall aufgeführt und als der große Theaterautor erkannt worden, der er war. Er war noch jung (1989 starb er im Alter von 40 Jahren), während die anderen, die regelmäßig aufgeführt werden, älter als 50 sind: Enzo Corman, Jean-Claude Grumberg, Victor Haïm, Michel Vinaver u. a. . . .

Die Stücke selbst schreiben(?)

Experimente außerhalb des offiziellen Theaterbetriebes werden heute immer zahlreicher. Es ist denkbar, daß sie unsere Theaterzukunft in eine ganz unerwartete Richtung lenken. Eine der Protagonistinnen dieser Bewegung ist Ariane Mnouchkine, die nie in eine offizielle Institution des Theaters eingetreten ist und es niemals akzeptiert hätte, daß vertragliche Verpflichtungen ihrer Kreativität einen Zeitplan vorgeben hätten. Sie erhält Subventionen – das ist normal –, aber natürlich nicht genügend für ihre durchaus bescheidenen Ansprüche. Individualismus regt nun mal die öffentlichen Geldgeber nicht zur Großzügigkeit an.

Nach 1968 hat das „Théâtre du Soleil“ nur noch Stücke gespielt, deren Autoren selbst Mitglieder der Truppe waren. Es sei denn, es handelte sich um einen der Klassiker, und selbst dann noch war es Mnouchkine, die die Shakespeare-Stücke übersetzte und die „Orestie“ in der Soleil-Inszenierung.

Beim „Théâtre du Soleil“ werden die Stücke, die aufgeführt werden, auch selbst geschrieben und das braucht Monate, zuweilen noch länger, bis die Ar-

beit zur Zufriedenheit aller abgeschlossen ist. Niemand beklagt man sich über die Arbeit und gibt sich mit Unvollkommenem zufrieden.

Die Prinzipalin ist ein Profi und erwartet von ihren etwa fünfzig Schauspielern, daß sie es ebenfalls sind.

Das „Théâtre du Soleil“ existiert seit 1964 und hat natürlich eine Entwicklung durchlaufen. Von der Kerntruppe der Freunde, die gemeinsam das Abenteuer wagen wollten, ist nur noch Ariane Mnouchkine übriggeblieben.

Und was sonst noch geblieben ist, ist eine ganz bestimmte Konzeption von Theater, eine Praxis und eine Ethik.

Und das „Théâtre du Soleil“ ist überall bekannt, halten wir uns das immer vor Augen. Ich habe es deshalb erwähnt, um auf die jungen Leute aufmerksam zu machen, die sich heute in der Theaterwelt ein wenig auf die gleiche Art und Weise wie das „Théâtre du Soleil“ vor zwanzig Jahren bewegen.

Die Unterschiede ergeben sich aus geänderten gesellschaftlichen Verhältnissen. Die jungen Theaterleute sind überhaupt nicht politisiert oder irgendwie systemkritisch.

Sie zeigen mehr Interesse für Musik (Rock, Pop) und Tanz als für die bildende Kunst, fühlen sich eher vom Brutalen angezogen, als von der Subtilität.

Aber sie sind gleichzeitig wieder so verschieden voneinander, daß sie einander geradezu widersprechen. Dies ist insbesondere bei denen der Fall, die als „free lancer“ arbeiten, wie Sophie Loucachesky, Christian Schiaretto . . . Viel zahlreicher sind die, die man heute „les bandes“ nennt, und die nicht zur kollektiven Kreativität der Zeit nach '68 zurückkehren, da es eine Aufgabenverteilung gibt. Sehr häufig haben sie ihre Schauspielausbildung gemeinsam am „Conservatoire“ durchlaufen, wie die Gruppe „A brûle pourpoint“ um Catherine Anne, oder an der „Ecole de Chaillot“, die von Vitez geleitet wird, wie „Théâtre Machine“ von Stéphane Braunschweig, an der Schauspielschule des „Théâtre national de Strasbourg“ oder anderen Schulen im Lande. Und manche haben beim Straßentheater gelernt. Sie stammen aus der Bretagne („Théâtre de l'Instant um Bernard Lotti), aus Nordfrankreich („Ballatum Théâtre“ von Guy Allouche und Eric Lacascade), aus Grenoble die Gruppe „Alertes“ von Chantal Morel, aus Lyon der „Cosmos Kolej“ von Wladislaw Znorko, aus Le Mans „Le Radeau“ von François Tanguy und andere mehr . . . Das sind Gruppen von jungen Leuten im

gleichen Alter, die man unter dem Namen der Gruppe kennt wie „Royal de Luxe“, oder unter dem Namen des Regisseurs wie François Rancillac, Pascal Rambert, Eric Da Silva, Xavier Douring und ganz neu entdeckt Eric Vigneux.

Oft haben sie auch den Text selbst verfaßt, sind also Autoren, die sich mit ihrer Gruppe selbst inszenieren.

Um genau zu sein: Es gibt nicht auf der einen Seite die Künstler und auf der anderen die Verwaltung und die Technik. Sie sind alles gleichzeitig und machen alles gemeinsam.

Natürlich ist der Anfang immer schwer und man muß sich lange plagen. Aber diese „new comer“ werden schneller anerkannt und unterstützt als ihre Vorgänger, zum Teil deshalb, weil sie ihre Sache selbst in die Hand nehmen.

Der Markt wird immer enger und die Arbeitslosigkeit immer drohender. Sie haben begriffen, daß sie, anstatt ewig auf einen Vertrag zu warten, sich zusammmentun und „durchstarten“ müssen.

Dazu kommt, daß die Unterstützung durch den Staat und die Berufsorganisationen verstärkt worden ist. Alle diese Gruppen erhalten mehr oder weniger Subventionen, die Stücke werden verlegt; die institutionalisierten Theater laden sie ein. Bernard Sobel hat Stéphane Braunschweig die Anregung zu ihrer Trilogie („Woyzeck“, „Don Juan“, „Trommeln in der Nacht“) gegeben. Das Festival von Avignon und das Pariser Herbstfestival, haben „La Cité Cornu“ von Znorko eingeladen, das „Théâtre de la Bastille“ hat „L'Emballage Théâtre“ auf dem Programm.

Städte in der Provinz schaffen Raum für diese Theater: Le Mans für Tanguy, Tulle für Cervantes. Und der Leiter des Theaters von Reims, Bernard Faivre d'Arcier, hat den erst 37jährigen Christian Schiaretto an das CDN von Reims berufen. Chantal Morel wurde etwa im gleichen Alter als Ko-Direktorin an das „Centre dramatique national“, Grenoble berufen. Sie hat die Stellung allerdings nach einem Jahr aufgegeben. Das bedeutet, daß nicht für jeden dieser jungen Theaterleute die Integration in die Institutionen das Ziel ist. Einige werden in diesen Institutionen bleiben, andere werden ihr Leben lang ohne feste Stellung arbeiten. Man kann sie schon jetzt dem Theater des 21. Jahrhunderts zurechnen. Es gibt keinerlei Grund zur Beunruhigung. Der Nachwuchs steht bereits auf dem Plan.

*(Aus dem Französischen
von Mechtild Grandmontagne)*

WOHIN?

Ferienblätter

Von Johannes Kühn

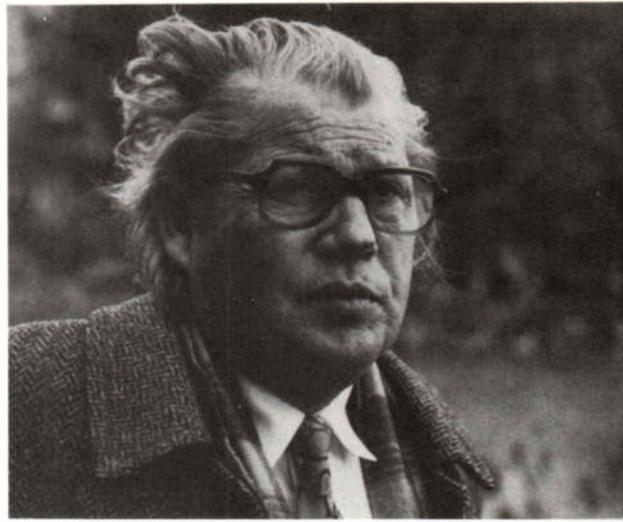
(...)

Die Schule schläft in diesen Sommerwochen. Während meiner langen Ferien arbeite ich in einem Sperrholzwerk.

Still mäntelt der Himmel seine ernsten Falten herab. Nah wandet der Wald an das Haus, laubt mit seinen dunkelgrünen Wipfelwolken empor, und die weißen wirklichen Wolken des Himmels flattern tiefer. Der Mond hat sie gefüllt mit seinem Licht. Tiefer! Als könnten sie nicht anders von der leuchtenden Fracht beschwert, doch landen sie nicht.

Wer glaubt nicht, daß dieser herrliche Abend das Tor schloß hinter dem Tag, an dem ich zu arbeiten begann:

„Guten Abend, Cicero. Ich habe mich mit deinen Reden befaßt, aber ich frage dich, Weiser, kennst du ein Fließband? In deinen Reden gleich dem Fluß, der jeden Stein in seinem Bett glatt umschließt, in deiner Sprache such ich vergeblich nach diesem



Johannes Kühn

Wort.“ Es ist auch gut so, denn begegnete es mir wieder einmal beim Lesen, erinnerte ich mich sicherlich an diesen Morgen. Und ihn nacherleben!

Mir zittern die Glieder, mildet der Abend auch sommerlich.

Mein Vorarbeiter ist ein ernster Mann, gleich gewann er mein Zutrauen. An einer erhöhten Stelle des Werkes ist es, wir stehen zusammen, langes

Gespräche mit Cicero

„Wie aber kam es, daß ich mich mit einem Weisen des Altertums, dem man viel Menschlichkeit zuspricht, unterhielt, einsam mit den Menschen um mich herum, wie kam es?“

Johannes Kühn stellt sich diese Frage selber im ersten Kapitel seines Prosatextes „Wohin? Ferienblätter“, einem 60seitigen, bislang unveröffentlichten Manuskript, aus dem die Saarbrücker Hefte einen längeren Auszug abdrucken.

Damals, vor mehr als 20 Jahren, als Kühn den Text geschrieben hat, mag die Frage noch ironisch gemeint gewesen sein. Damals hat er noch geschrieben, damals hat er auch mit anderen Menschen noch gesprochen, damals glaubte er an seinen Erfolg als Dichter; damals berechnete er seiner Verlegerin jedes Gedicht mit einer Mark. Unter das Gedicht von den „Küssenden“ fügte er hinzu: „Wegen des delikaten Inhalts, dessen Behandlung mir ja auch ein Stück Fegefeuer einbringen kann, Gefahrzuschlag von 50 Pfennigen. Kostenpunkt: 1,50 DM.“

Johannes Kühn hat aus der Ironie Ernst werden lassen: er schreibt nicht mehr und er spricht auch nicht mehr. Bitterer Ernst und bittere Ironie zugleich: Johannes Kühn ist endlich ein erfolgreicher Dichter. 1988 erhielt er den Kunstpreis des Saarlandes. 1989 erschien im Münchner Hanser-Verlag ein in allen großen Feuilletons vielbeachteter Gedichtband. 1990 gründete sich eine „Gesellschaft zur Förderung der saarländischen Literatur“, deren Aufgabe es ist, das umfangreiche Werk von mehr als 7000 Gedichten, 13 Dramen, 74 Einaktern, einem Libretto und unzähligen Prosasätzen zu sichten und zu veröffentlichen. Seine Gedichte werden zur Zeit ins Französische und ins Japanische übersetzt. Gerade wurde Johannes Kühn mit der Ehrengabe der Schiller-Gesellschaft in Weimar ausgezeichnet. Im nächsten Jahr erscheinen im Hanser-Verlag ein weiterer Gedichtband und eine Sammlung von Erzählungen.

Johannes Kühn ist ein Schweiger, über den mehr und mehr geredet wird. Als Lyriker ist er bereits entdeckt. Der Dramatiker wird in dieser Spielzeit vom Saarländischen Staatstheater mit drei Einaktern vorgestellt.

Die Saarbrücker Hefte wollen nun den Erzähler Johannes Kühn zu Wort kommen lassen. Obwohl der hier abgedruckte Text vor über 20 Jahren geschrieben wurde, ist er doch überraschend aktuell. Ludwig Harig schrieb in der Süddeutschen sehr treffend: „Mehr und mehr nehmen Dinge, Pflanzen, Tiere menschliche Züge an, der Bagger ist auch ein Eisenidiot, die Libelle eine Näherin mit blauen Nadeln, ja die ganze Natur ist zur Schriftstellerin geworden, Bäume, Hügel und Sonne beginnen zu schreiben.“

Johannes Kühn schweigt; seine Texte sprechen für sich.

Dirk Bubel

Sperrholz liegt vor uns gestapelt, und der Kran bringt uns mit großem Eisenarm neues zu. Ach, Cicero, was ist ein Kran? Woher er es bringt, weiß ich selber nicht. Ich werde hier im Werk zur Arbeit eingegliedert, und die Kräne bringen es immer zu.

Und immer in eine schwarze Fahrrinne, die vor uns liegt, Holz zu legen, erklärt mir Fritz, ja er hieß Fritz. Er drückt auf einen Knopf an einer Blechwand, die Maschine hämmert, das Band läuft, läuft, zerstückt die letzte Stille, die an diesem Sommermorgen im blauen Himmel hängt, denn drinnen in den Werkhallen braust und donnert es längst. Und ich werfe Holz in den rollenden Pfad, ungelenkt erst, dann mit der Übung wendiger, ununterbrochen, Sperrholzreste, braune Reste, immer, immer!

Hier geht ein Höllenrad, Cicero. Solche Arbeit taten Sklaven an den Steinmühlen deiner Zeit. Ein freier Bürger bin ich, Cicero. Ich will keine Sklaven! Mein Blut ist nicht aufrührerisch, mein rotes Gesicht ist keine Fackel zur Revolution gegen herrschende Menschen, wir sind freie Bürger.

Aber das Band, das Band, das eisern rollt, rollt nur, immer, und es lärmt, es lärmt.

Cicero, die Sonne geht auf, in meinen Nacken fallen die ersten warmen Halme der Strahlen. Die Sonne, Cicero, du maßest die Zeit an ihr, an ihrem Bogen, dem Schatten, den sie schuf – an Sand auch.

Ich habe an meiner Hand eine Uhr, ein blinkendes Geräder, Cicero, eine Stunde Arbeit zeigt sie erst – und meine Muskeln lähmen.

Wie war es noch? Ja, ununterbrochen ein Stück, hat der Vorarbeiter gesagt, sonst geht die Maschine kaputt! Unter meinen gebückten Blick randet sich ein Schatten. Ein Herr steht neben mir, eisig weht sein Mantel im warmen Morgen: „Sagen Sie, die Maschine läuft so nicht voll. Ihre Kraft wird nicht ganz genutzt. Ich habe schon länger zugesehn, gewiß, werfen Sie mehr hinein.“ Getan. „Noch mehr.“ Ich komme nach. „Und das ist noch zu wenig.“ Und ich befolge rasch, immer still, ängstlich auch, befehlsgeübte Stimme. Sie ist sicher und ernst.

Kaum ist der Schatten zur Seite verschwunden, erscheint nach einer Weile der Vorarbeiter: „Was hast du denn gemacht, alles ist verstopft, die ganzen Rohre sind verstopft! Das Sperrholz ist noch naß vom Regen gestern, und die Maschine macht nicht mit. Ich habe es dir doch gesagt. Das war zuviel. – Ein Stück jedesmal in die Rinne!“ Ich nannte den Herrn und seine Weisung.

„Ich bin verantwortlich für diese Maschine. Woher wollen diese Herren wissen, wie diese Maschinen arbeiten. Gelt, du bist mir nicht böse, daß ich dich duze. Du mußt wissen, hier wird jeder geduzt. Du hast die Frauen sicher gesehen, die ins Werk gingen, ältere, jüngere, ich duze sie alle. Auch Männer, die viel älter sind als ich. Hier muß jeder auf den anderen abgestimmt sein, jede Handreichung, jede Arbeit muß auf die andere passen. Die Herren kennen diese Hackmaschine nicht recht, sie leistet nicht sehr viel. Hackmaschine heißt sie, oder auch Eierich nach ihrem Erbauer. Im ganzen Werk findest du solche Namen: Anton Bezner oder auch Vanhüllen. Ja, und jetzt warte, lege erst wieder Holz auf, wenn ich zurückkomme.“

Selige Pause, in der ich atmen konnte! So war es heute morgen. Cicero, und nun klirrt der abendliche Sommerwind an die Bäume, oder zittern und sausen meine Nerven so, daß ich es in den Ohren spüre? Ja, so war die Arbeit! Nicht weiter denken!

Doch laß mich verwundern, wie man einer solchen Maschine einen Namen geben kann, einen menschlichen Namen, diesem Eisenödsinn. Meine Kraft habe ich bei ihr gelassen, und ich höre noch, wie sie hämmert: Tak, tak, tak! wie sie schmettert, schimpft und lacht, als sei es ein Entgelt, ihre Freude für die geleistete Arbeit.

Ich gebe ihr die Unarten eines Menschen! Und ich hörte sie im Zug, als ich heimfuhr und im Omnibus. Was ist es? Du weißt es nicht, Cicero, laß mich später einmal erklären, ich bin müd. Und schon liege ich im Bett. Mein Kissen knistert, dem kann ich es sagen, denn Form muß man wahren, wenn man an diesen Cicero denkt. Aber die Risse in meinen Händen, in die das Holz splitterte – Kissen, sei weich! Verdammt und da bluten sie noch, sie sind gerissen, wie durch Stacheldraht gezogen. Und es waren acht Stunden, ja acht Stunden, acht, acht. –

*

Cicero,
wie vor einem Tribunal stand ich heute. So kam es: Der Betriebsleiter des Werkes, dem die Störung gemeldet wurde, die entstanden war, weil ich nach neuer Weisung rascher gearbeitet habe, sprach mich an und fragte, wer denn dieser Herr gewesen sei. Ich konnte es nicht sagen, da ich nicht aufgeblickt, ihn mir auch dann nicht gemerkt hatte, als er wegging. Und hätte ich ihm nachgeblickt, wäre es ein Wun-

der, wenn ich seinen Namen gewußt, da ich ja erst seit drei Tagen hier arbeite.

Er, der Herr Betriebsleiter, der mich an der Treppe zum Umkleideraum anhielt nach der Schicht, stellte sich mir vor. Und nun schloß er: „Sie folgen nur noch der Anordnung Ihres Vorarbeiters in diesen Dingen.“

Heute morgen auf der Frühschicht, so um elf Uhr kommt der nämliche unbekannte Herr wieder, an seiner Stimme, die „Na“ schnarrt, merk ich es. Es siedet in mir auf. Fünf Stunden ununterbrochener Maschinenlärm, den man in seinem Leben nie gewohnt war, peitschen das Gemüt unsäglich reizbar. Ich schaue auf, ein jüngerer Herr ist noch dabei, er selbst mag fünfzig sein. Ich arbeite ihm wieder zu wenig. Meine Muskeln hätten geheult, wenn sie die Stimme so nörgeln gehört hätten!

Und nun richte ich mich auf, gewöhnt frei zu reden, ohne meinen Ärger zu dämpfen: „Es kann sein, mein Herr, daß ich Ihnen freche Antworten gebe, aber, Sie sehen vielleicht ein, daß ich zwei entgegengesetzten Anweisungen nicht folgen kann. Mich verstimmen sie allein deshalb, weil sie stets scharf vorgebracht werden. Das ist aber allein für mich unangenehm, aber dadurch, daß ich gestern mehr auf das Band legte, wurde das ganze –“ Hier hakete er ein: „Legen Sie Latten auf, die Maschine läuft sonst leer! Auch während man spricht, kann man arbeiten!“ Ich reiße die Holzstangen aus dem Haufen und knalle sie auf das Band, würge heraus: „Ich werde bei diesem Tempo bleiben, denn gestern wurden alle Gebläserohre verstopft. Der Vorarbeiter, der hat nämlich anders angeordnet, Stück für Stück und langsam, hat er gesagt und sehr geschimpft. Ich bin erst seit zwei Tagen hier. – Nehmen Sie es mir nicht übel, ich kenne Sie nicht, ja, ich weiß nicht einmal, welche Funktion Sie im Werk ausüben.“

Hier hob ich mich wieder, ließ die Maschine leerlaufen, ich hatte fest vor, die Arbeit zu verlassen, wenn nur ein scharfes Wort unter dem Hut hervorkommen würde.

Der Herr ging nun etwas zurück und fragte den jüngeren.

„Wer ist das?“

Ich hatte Hochdeutsch gesprochen, was sonst bei Arbeitern dieses Landstrichs selten ist. Und „Student“ erwiderte der jüngere sympathisch in Stimme und Wesen. Der Ältere räuspert sich, fühlt sich plötzlich zu einer Zeit verpflichtet, sieht zur Uhr, eilt davon.

Ich will nicht ungerecht sein, Cicero, er war wohl in seinem Recht der Herr Generaldirektor des Werkes auf seiner Morgenvisite, jetzt weiß ich nämlich, wer er war. Und daß er so mit mir umging und ich mit ihm reden konnte, zeigt: Wir leben in einem freien Staate, sind frei und keine Sklaven.

Dann hackte ich wieder mit meiner Maschine los. Mit ihr war schwerer zu reden. – O Zeit!

Der Generaldirektor konnte auch nicht jede Maschine kennen, denn so viele sind hier, alle verschieden und der Vorarbeiter konnte auch nicht immer so schnell an allen Stellen Bericht geben, wenn irgendwo ein Fehler aufkam. Das Werk habe auch mit Finanzschwierigkeiten zu kämpfen. Vielleicht hatte der Herr in der Nacht über drückenden Zahlen gegessen, sein Schlaf war durchsetzt von deren schiefen Gesichtern, und im Morgen sah er mich, der ich ihm zu wenig zu arbeiten schien.

Ich will nicht ungerecht sein, Cicero.

*

Ich mag nicht mehr, ich will nicht mehr!

Sonst in meiner Freizeit bin ich glücklich und zufrieden durch die Gegend gewandert. Von klein auf bin ich an die Natur gewöhnt. Ohne närrisch und schwärmerisch zu sein: alle Berge und Täler der Gegend, die Dörfer, ja alle Häuser kenne ich aus einem guten Gemüt.

Nun klingt der Wind nicht mehr wie früher, die Vögel singen mit einmal anders. – Trauern? Für wen verändert sich nicht die Zeit, und wem ändert sich nichts? Nein, der bin ich längst nicht mehr, der am kleinen Dorfbach vorbeigeht und auf ihn spuckt – und ich meinte, wie mein weißer Speichel auf den klaren Wellen hintrieb, dem ich folgte im fröhlichen Knabenunmut, bis er an einem Strohalm, der plötzlich im Weg steckte, zerriß, und ich meinte, wie er so hinschaukelte, ich hätte den Bach nach meinem Wesen geprägt. Gestern nach der Schicht lief ich über eine Wiese, für meine Schwester, die Geburtstag hatte, ein paar Blumen zu brechen. Margarethen wollte ich nehmen, weil sie so hell sind und so schlicht. Mein nervöser Schritt schreckte einen Hasen auf. Sonst fiel er so leicht mein Schritt und aus der inneren Ruhe wie auf Samt, selbst auf der Straße noch.

Mit seinem braunen Fell sauste er durch das Grün und zog fast einen Strich durch die Wiesen, so

schnell! Sein braunes Fell! Es erinnerte mich sofort an die braunen Stangen, die ich acht Stunden lang in einen Pfad geworfen. – Wie ruhte dieser, der über Wiesen wegführte, im Dorf als Geißenpfad bekannt.

Das Geknatter der Maschine stob in mir auf. Der Hase lief schneller, hörte er es gar? Die Bäume zitterten. Deshalb? Sprang der Lärm aus meinem Empfinden heraus an ihre stillen Laubgestalten? Die Berge ruhten ineinandergelehnt. Das Licht stäubte, wie aus verspäteten Blüten sich Staub und Duft zu feinem Regenspiel sammelt, während – daß ich daran denken muß! – das Werk aus großen Rohren feinste Staubkörnchen hoch in die Luft bläst. Er setzt sich nieder in der Gegend – nicht hier, sondern in E. Das Land wird mit der Zeit gar zuöden. Ich vergrößere gewiß. Und der Regen kommt doch immer noch vom Meer und wäscht das Land! Und doch habe ich gehört, daß durch diesen Dreck dem simplen Salat in den Gärten der nahen Häuser kaum noch Licht und Luft zu leben bleibt.

Heute sitze ich in meiner Stube und will nicht hinausgehen in den gleitenden Abend. Wieder sind die Berge zugerostet mit dem Lippenlicht des Sonnenunterganges. Blick ich doch besser an die Tapete meines Zimmers! Nicht hinausgehen will ich, Cicero.

Die Angst, daß nicht plötzlich Sägen, die aus meinen Augen springen in den Wald fahren, ihn mir niedermähen, hält mich. Daß die gezackten Eisenräder in die Berge rasen, daß der Kirchturm zersägt wird, schau ich ihn an, und die Landschaft blutet! Und sie liegt mir zerstückt am Boden, mir nur Cicero, mir nur, aus meiner Erinnerung.

Aushilfsweise habe ich heute an einer Kreissäge gearbeitet, wieder acht Stunden, ununterbrochen, mit einem alten Manne zusammen, von dem ich während der ganzen Zeit nur zwei Worte gehört habe: „Mehr!“ und: „Genau!“ Mehr Holzstangen über die Andrücklehne an die Säge zu halten, sechzig, siebzig, achtzig fünf Meter lange kopfdicke Fichtenstämme an das unheimlich kreisende Rad, vor dem ich mich fürchte, daß es mir, wenn ich hinausgehe, das Land zersägt, aus meinem Herzen und aus meinem Blick.

✱

Ich will nicht mehr. Das war mir zuviel!

Rudi ist ein Bursche von vielleicht siebzehn Jahren. Ich hatte ihn früher nicht gekannt. Heute morgen, als ich mit einem schüttelnden Gefühl an die Säge kam, wurde er mir zugewiesen, er nannte mir seinen Namen, es blieb mir Zeit, zu bemerken, daß an seiner Nase noch eine Brotkrume vom Frühstück klebte, sah auch noch in Ruhe den aufgestickten Fleck Tuch am Ellbogen, er sagte mir auch zweimal seinen Namen, sein Alter schätzte ich. – Die Zeit blieb mir. – Dann stieg die Sirene auf.

Gut, dacht ich, daß der Junge den Alten ablöst. Und dann brüllen, Cicero, weil viele Hände an Schalter springen und ihre Finger an Knöpfe drücken, die Maschinen auf. – Welche Maschinen? – Laß! Unsre Kreissäge rädert. Ich hebe die Holzstangen an.

Der Kerl singt, Cicero, er singt wahrhaftig. Zuerst seh ich es am Mund, der sich öffnet, schließt. Von dort, vom Mund erhielt ich gestern immer das Gebrüll: Genau! und Mehr! Deshalb schaute ich nach ihm, um zu sehen, was er befehlen würde: aber er singt.

Ich muß mich anstrengen, einige Fetzen zu erhaschen, armselige Menschenstimme, es sind auch billige Schlagerlieder. Nicht nur das Holz zerschneidet die Säge, auch seine Stimme. In zehn Sekunden ist ein solches baumdickes Stück ab, es klotzt zur Erde. Berechne, wie lange man braucht, um es von Hand abzusägen! Die Stücke rollen hinter uns. Mädchenarme heben sie auf, bringen sie weiter in die Spannhalle zu anderen Maschinen, Spannhalle, so heißt der Raum. Da stehen ringsum wie aufgestellte Götzenbilder, Cicero, schrankartige Maschinen, ganz Eisen, öffnen lange Rachen, in die dann Mädchen die Holzklötze stopfen, manche ehe ihre Rinde abgeschliffen ist, daß sie glatt sind und glänzend – sie gleiten in die Maschine hinein, werden zerfressen von scharfen Messern, zerkleinert, zerspant –

Wenn du, Weiser, der du vielleicht, wie viele deiner Zeit gezweifelt an den Götzenbildern eurer Priester – leibhaftig kämst und sähst diese fressenden Eisenschränke – du knietest nieder vor diesen Götzen, die uns dienen, und doch uns knechten.

Und Rudi – – Nach zwei Stunden hört er auf zu singen – Er scherzt mit den Mädchen, besonders mit einem fröhlichen Lockenschopf, mit einem kleinen lieben Mädchen, mit dem ich gerne einmal unter blühenden Bäumen gegangen wäre, ein andermal, wenn eine solche Arbeit nicht so drückt, aber Rudi macht sie nichts aus.

Mechanisch arbeitet er weiter, wirft, während er den Stamm sicher mit der Hebetafel ans Rad drängt, Sägemehl gegen ihren Rücken, kurz, blitzschnell – wie das aufplustert und wegstäubt! – Jedesmal, wenn er trifft, kichert er. Sie wippt etwas verärgert mit dem Kopf, dreht sich kurz um, trägt dann wieder die Holzklötze herbei, schichtet sie auf – legt über die hinabgleitenden die Hand – dann wirft Rudi wieder – wendet sich der Säge zu – das liebe Blondchen! Nun aber will sie ihm ans Zeug. Sie rafft mit der linken ein kleines Stück Holz, die rechte läßt sie ruhig auf den Klötzen liegen. Ich bedeute Rudi, ruhig weiterzusägen, denn er sollte gewinnen.

Offenbar wartet sie, bis er sich wieder umdreht. Nicht lang kann sie warten, dann muß sie neue Klötze herbeitragen. Wie schmunzle ich schadenfroh! – Und dann, Cicero, schreit sie plötzlich auf! Alle Maschinen überschrie sie. – Wir rannten hin. Die anderen Mädchen von ihren Maschinen weg, klumpen um sie. Da liegt sie zusammengesunken und schreit. „Maschine aus“, brüllt Rudi. Zu dritt stürzen sich ihre Kameradinnen an den Schalter, greifen in der Hast zu dritt hin, stoßen sich gegenseitig ab – und hinter ihnen treibt ein Winseln sie an, peitscht mir in den Ohren, daß ich Atem suche. – Da jammern die Maschinen aus. Man hat den Knopf bewegt.

Cicero, ein Pferd überrennt nie einen Menschen, der vor seine Füße fällt, erzählt man. Und diese Maschine?

Gleich kommen Männer mit einer Tragbahre. Sie laden das bleiche Mädchen auf. Ich halte mich zurück, und trotzdem seh ich durch die Beinlücken der Umstehenden, ach, einen blutenden Armstumpf. Alle schauen tiefernst.

Heute steht dieser Unfall in der Zeitung. Viele werden ihn lesen, ihn lesen, wie ich früher so etwas las – vielleicht mancher, wie er seine Kartoffeln ißt, wie er Pfeifenrauch von sich bläst. Malt er sich aus, was dann geschehen, wie der Schichtmeister aufgeregt hin und hergeht, wie er und der Betriebsleiter aufgeregt wissen wollen, wie es sich denn zugeht.

Sie hat nicht aufgepaßt, erzählen die Mädchen kleinlaut.

Ja, das stimmt, sie hat nicht aufgepaßt.

Cicero, wie ist ihre Mutter wohl erschrocken, als sie es erfuhr. Da ritt keiner hin auf einem lahmen Pferd.

Telefon.

Da schwingt ein Draht, an dessen Ende eine Muschel ist, in die man spricht, schweigt diese entsetzliche Nachricht in ihr Dorf, über zwanzig Kilometer weg, sie hört es aus einer Muschel, schwarz aus Kunststoff.

Ein Herz wird erschreckt, ein Herz trauert, aus alter Menschlichkeit, die bleibt.

Die Produktion muß weitergehen. Die Maschinen werden angedreht und sie laufen ihren Trott, alle arbeiten wieder.

Cicero, ich bin weggegangen. Ich habe mich weggeschlichen, es war in der letzten halben Stunde der Schicht. An der Drahtsperre des Werkes bin ich die Wiesen hinuntergeschlichen, gleich was werden würde, ich konnte nicht mehr anders. Dann wipfelten Bäume auf. Friedliches Holz grünte säulig unter den Laubkuppeln – da fuhr die Säge hinein. Sie fielen um, auf das Blondchen, mit dem ich mich vor einer Weile habe unter Bäumen promenieren sehen. Wie ich ihr helfen will, reicht sie mir einen blutenden Armstumpf. Bei Gott, und so friedlich lag das Land – so ruhig. Die Weizenfelder gelbten schwer, Bienen summten, Hummeln. Die Sonne glühte ihren Kreis – wie wäre ich gerne aus aller Schwermut in ein Narrenkleid getanz. Alles einzusammeln, all diese Lichtfülle, mich zu ertränken, daß doch diese Bilder meines Erlebnisses nicht immer aus mir herauspringen würden, mir nicht alles erschrecken, was mir lieb und angenehm.

✱

Daß der Nebel so ruhig aus den Wiesen steigt und ruhig schwelen die Sterne – rauschen jedoch, wie wir im Zug vorbeirauschen, daß der Nebel nicht erschrickt im Morgen und die Bäume, die grauen, friedlichen, daß sie nicht zur Seite springen von dieser Schienenstraße, weg, die man in ihre Wiesen gebaut!

Zur Schicht!

Schneller als ein Vogel sausen wir durch das Land, sitzen in Zimmern, wir, Männer und Frauen, lassen die Köpfe vor uns hinbaumeln, keiner verwundert sich über diese Fahrt, Cicero.

Einsilbige Unterhaltung. Jungen in meinem Alter erzählen von einem Fußballspiel, ein Mädchen erzählt von einem Tag im Schwimmbad, und sie zeigt ihre braungebrannte Haut.

Niemand verwundert sich über diese Fahrt, so selbstverständlich ist alles geworden.

Hing eine große Wolke im Fenster – hing ein Mast – hängen lange Häuser, hängen Felder – und dieser Waldstrich ist vergangen – so ist es in dieser Eile, einen Gedanken faßt man, läßt ihn fallen und hat ihn vor Ewigkeit gefaßt und in weiter Entfernung. Ein Reh, – es hebt seinen Kopf. Es läuft nicht weg vor dem Lärm, es gewöhnte sich daran. Die Natur gewöhnt sich daran und auch wohl ich einmal. Jeden Tag bin ich zur Universität gefahren, nie kümmerte ich mich so um unsre Maschinenzeit, nie schmerzte sie mich, wie jetzt, da ich sehr mit ihr zu tun habe.

Mich brennt noch der Schlaf, wie wenig Ruhe war dieser Schlaf der Nacht! Immer kam mir das Unglück mit dem Blondchen unter die Wimpern. So oft bin ich als Vertreter in meinen Ferien durch diese Gegend gestrichen, habe mit gutem Erfolg Versicherungen gemacht. Eine Gesellschaft zahlt bei Unfall und Krankenhausaufenthalt einen Schichtlohn für den Tag nach einem minimalen Monatsbeitrag.

Meist besuchte ich neugebaute Häuser, bewunderte die Vertäfelungen an den Wänden, ehrlich und auch aus Händlerlist; ich lobte und konnte so leicht einen Faden knüpfen, die Leute für mein Geschäft einzuspinnen.

Nie habe ich gewußt, woher diese Vertäfelungen kamen.

In diesem Werk werden solche Holzfaserplatten hergestellt, grob erklärt: Schwere Autos bringen große Mengen Holz aus den reichen Waldgebieten, sie werden abgeladen und, grob gesagt: durch viele Maschinen des Werkes gejagt, zersägt, zerspant, zerkleinert und zersiebt, getrocknet in großen Trockenkammern, soviel weiß ich schon. Gestern hat es mir einer erzählt, der meine Gemütsverfassung sah nach dem Unfall und mich ablenken wollte.

Die Holzfaser wird durchleimt, in großen Eisenformen werden sie über lange Fließbänder in Pressen gebracht, Eisenkolosse – und zwanzigweise werden sie in sie gestapelt durch komplizierte Ziehvorrichtungen, dann zu Platten gepreßt, eine lange Fließbandarbeit.

So wie die Autos am Holzplatz einfahren und das Langholz, Fichten und Buchen abwerfen – so fahren sie oft nach vorne und lassen sich mit diesen Platten beladen. Nur solche Platten werden hergestellt in diesem Werk, das in einer Länge von dreihundert Metern sich hinzieht an der Straße entlang.

Mir ist es verhaßt durch diesen Unfall, es ist ein fester Entschluß: nie wieder werde ich in ein solches Werk gehn und arbeiten. Nächstes Jahr will ich wieder Versicherungen machen, will ich in die neugebauten Häuser gehen, zu jungen Leuten, die vor dem Leben stehen.

Werden mich die Vertäfelungen nicht an die viele Arbeit erinnern, daß ich mich schüttele, statt zu loben? Und wenn nur ein roter Fleck heraustönt, fällt mir nicht ein: Das Blut des Blondchens.

Gewiß stimmte es nicht, und ich überlasse viel dem Zufall, doch mit dem Herzen dieses Morgens, muß ich daran denken.

Und ich schüttele mich innerlich, ich will den Schrei nicht mehr hören!

Cicero, was so ein Bahnhof ist, davon hast du auch keinen Begriff. Der Zug hält, die Türen werden von uns aufgestoßen, wir treten die Treppen hinunter – da steht ein Gebäude mit grauem Schieferdach. Wir ziehen aus unseren Taschen kleine Karten, ein Mann mit Mütze schleust uns durch einen schmalen Ausgang, wir zeigen ihm die Karten. Am Montag hat er ein Loch hineingeknipst – er macht einen gelangweilten Eindruck – wir auch, wie wir einer Hammelherde gleich, ach Tiere, Hammel sind glücklicher – mich ekelt das alles an.

Ungläubiges Gesicht, Cicero, es ist dein ungläubiges Gesicht, das mich anblickt, wie ich alles spreche. Ja höre weiter.

Das Werk öffnet seine Tore. Guten Morgen und Guten Tag sag ich zu mir selbst. Schicht.

Der Vorarbeiter hat gemerkt, daß ich gestern die letzte halbe Stunde geschwänzt habe. Er brummt, wirft mir Faulheit vor, meint, wenn wir in unserer Schule nicht mehr gelernt hätten, als nur recht fein zu kneifen, so hätte er keine Lust, seinen Jungen hinzuschicken – – jawohl, obgleich er sehr begabt sei. Nein, nein, ich dürfe heute nicht an der Säge sein, ich soll zur Hackmaschine. Gern gehe ich dorthin, denn in der Spanhalle muß eine drückende Stimmung herrschen nach allem.

Und ich lasse mir wiederholt vorwerfen, daß ich faul sei, als hätte ich es nicht schon dutzendweise von meinem Lehrer gehört. Aber das durfte ich dem Manne nicht sagen, der den Kopf in den Wind streckte und nach Regen schnupperte, selbst wenn er daraus wissen sollte, daß deshalb er keine Bedenken zum Schulbesuch seines Jungen zu haben brauchte. Hier war es etwas anderes, was mich drückte und lähmte, und das sagte ich nicht.

Nur dir, Cicero, stummer Weiser; mit verwundertem Blick über die Jahrhunderte seh ich dich zu mir blicken.

*

Es ist mir ein ernstes Anliegen, mich mit dieser Maschine zu verstehen. Bisher hatte ich nur mit Menschen zu tun. Wie stehe ich vor ihr in der langen Schicht, eine Säule, die sich dreht, bückt, wendet, und sie ununterbrochen füttert? Als ich noch in der Volksschule war, habe ich in den Ferien auch arbeiten müssen. Ich mußte die Ziegen hüten. In der Nähe des Dorfes liegt in einen Berg gesteit ein Steinbruch, wo die Arbeiter unterhalb am Hang das Geröll ablagerten, wucherte Gras, Haselstauden fächern ihre großen Blätter, Ginster und Brombeerhecken schecken dazwischen, für blätterfressende Ziegen der rechte Weideplatz. Wir ließen die Tiere frei suchen, was ihnen schmeckte. Ach, aber Ziegen! Meine Geiß, es war eine richtige Geiß mit einem Euter so lang wie ein Knabenarm – ich maß einmal – dicht über den Boden gezogen, ein Tier, das so jedem auffiel und durch einen fast ebenso langen gelblichen Bart – ein richtig hinterlistiges Subjekt, das seine Nase immer auf die umliegenden Äcker richtete, mit seinem verteufelten Spürsinn abpaßte, wenn ich nicht achtgab, dann ausbrach und die Runkelrüben der anliegenden Felder bis zur Hälfte aufriß mit ihren gelben Zähnen und im Klee ramschte.

So wie sie sich vor mir versteckte, tat sie es nicht vor den Leuten, die auf dem Gewanne arbeiteten, und weil sie leicht zu erkennen war, so wurde ich manchmal zu Hause von ihnen verpetzt, wurde demnach bestraft.

Ach, lieber einmal von Vater eine Ohrfeige dafür, als diese Arbeit, Cicero. Was sage ich dies dir und mir!

Ach so, dann aber fand ich mit der Zeit heraus – ich brauchte zwei Jahre! – wie diese Ziegenhinterlist zu brechen war, denn auch die Hinterlist hat ihre Gewohnheit. Sie stellte zuerst den Kopf, ließ das linke Ohr fallen, hob das rechte – stand so der Kopf, wußt ich, jetzt geht's gleich los! Und wenn sie nah der Weidegrenze stand, schleuderte ich einen Stein oder jagte sie durch Schreie und Händeklatschen zur Mitte zurück. Wenn sie aber meckerte, so: Mäh, mäh, daß die Stimme ausklingend tief nach unten zog, so wußte ich, sie will nichts mehr fressen, ist

voll – wie wir sagten. – Und so nach Hause mit ihr! – sich nicht lange ärgern mit ihren Fluchtversuchen.

Doch die Gewohnheit einer solchen Maschine! Und damals!

Ja und wie flimmerte die Sommerluft, wie glitzerten Spinnweben zwischen den Hecken, Beeren, kleine Sonnen des Abends – Fingerhüte, in ihrer Zweifelfarbe von Rot und Weiß, wie schlief im Moos so mancher Baumstrunk, wenn die Wolken im späten Mittag einen Schatten breiteten, daß die herrliche Laubgegend gedämpfter dalag – – aber so ernst er war und so feierlich, nicht eines Vogels Stimme dämpfte er, die Amselstimmen fielen hell, mich rührte besonders – ich blieb jedesmal stehen, wenn ich es hörte, auch im wilden Spiel – Lerche dein Triller, wenn du hochschnelltest aus den nahen Feldern – mir Zeit zu lassen und dir nachzusehen, ein kleiner Sonnenfleck, der mit hellen Flügeln flirrt! Wie mächtig zog der weite Himmel die Augen empor, und wenn er leer war und nur so voll war von seinem blauen wogenden Licht. Und die Weizenfelder waren nah und vertraut, stumme Gespielen, jeder Baum, jeder Strauch, – ich durfte jung sein! – die Äpfel in einer nahen Reihe von Obstbäumen reiften – und es flockten wie spärlicher Schnee die Schmetterlinge durch die warme durchtränkte Luft, als dürften wir nicht vergessen, daß zum Jahr der Winter warte – Hummeln sammelten für ihr Nest den Honig, Bienen summten mit ihnen. Wie schlug das Blut mit dieser Zeit!

Und wurde der Wind plötzlich wilder und ballte er sich auf mit harten Schlägen gegen die Sträucher zu schlagen und gegen die Fichten, gegen uns, daß unser Haar aufstob, ein wildes Gefeder, wenn er Wolken jäh in den Himmel bauschte, scharfe, rissige, die ihre Kanten scharf vorwärts setzten – so zog ein Gewitter heran – zu jung und dem Abenteuer verbunden, als daß wir Furcht gehabt hätten, daß den Feldern Schaden geschehen könnte – warteten wir und schauten empor – ja, den Raben hätten wir uns gerne als Brüder gesellt, um mit ihnen auf den Windstößen zu schwimmen, und wenn dann plötzlich ein Donner nach einem Blitz aus den Wolken schlug, so war es ein Ereignis, das wir begrüßten nach langem Nachmittag, nach langer Ruhe. – –

Ach, dieser Donnerlärm der Maschine. Ach, dieses Sägemehl, das hier schwirrt! –

*

Cicero, wie ich so viele Abende erlebt damals, so wollte ich mir wieder einen gönnen in dieser Weidegegend.

Und ich war nach der Schicht davongerannt. Und nun greif ich mir ins Gesicht.

Nebel ist übers Land herabgeschleiert, kühl ist es, ja frostig, und wie ich hergelaufen, blies ich mehr als einmal über die Finger; Regen rieselt, ins Ohr springen die Tropfen, und sie zerplatzen über den glatten Steinen. So grau und verhangen alles. Lerche, höre ich dich nicht? Goldammern, euch gehörte das Erlengesträuch. An einem Blatt oder Zweig will ich ziehen, und ihr beginnt zu singen. Lächelnd über mich rüttle ich einen Zweig – und Tropfen fallen einsilbig. Wo ist der goldene Abend? – Ich bin in Sehnsucht zu ihm hergelaufen, in der Erinnerung war er mir so lebendig, daß ich garnicht merkte, wie trüb der Tag liegt. Keine Ziege weit und breit. Wenn ich mich betrügen will, nehme ich den weißen Nebel als einer großen Ziege sanftes Fell. Was nützt es?

Ja, zogen wir sie an den Halsketten herauf, wir selbst, riefen und sangen. – – An einer harzenden Fichte zündeten wir an solchen Tagen meist ein Feuer an und wärmten uns, an sie setze ich mich heran und lasse mir ein Feuer brennen, ohne daß ich ein Streichholz rühre, ohne daß ich Holz beitrug. – – Der Zeit häng ich nach, der toten, toten Zeit.

Meckerte es nicht?

Nein, zu Hause standen sicherlich unsere Ziegen im Stall, der Kälte wegen. Meine Brüder brauchten sie nicht auszuführen, und keiner ihrer Freunde, sind wohl zimperlicher geworden! Und meine Freunde sind in der Welt draußen, sind erwachsen, alle, die mit mir damals hier herumsaßen um das Feuer. Damals hatte ich keine gelehrten Bücher gelesen, kein Latein konnte ich, ich war ein Junge mit schmutzigen Fingern, mit rußverschmiertem Gesicht aus Übermut bemalt. Keine fremden Sprachen konnte ich, nur die Mundart sprachen wir, rau und grob, und in mancher Geschichte waren wir uns freundlich. Ja, die Zeit; viel Wissen habe ich mir in der Welt angeeignet, hatte diese Zeit am Steinbruch vergessen mit Ziegen und Blättern und Gras, mit Vogelstimmen in der klaren Luft – Dich kannte ich nicht, Cicero.

Nur ein Räuberhauptmann aus unserer Gegend war mir bekannt, er hieß Schinderhannes, von ihm erzählten wir manches Gruselige.

Cicero, dich kenn ich nun, viele Gelehrte und Weise der Geschichte und unser Wissen, wie mein

Kopf es fassen konnte, gehört mir, und nun kehre ich eines Tages zurück – Warum bin ich traurig?

Kehre ich zurück von einer Maschine. Ja, ich brauche Geld, um weiterzustudieren, an der Universität mir weiter Wissen anzueignen, wozu, wohin?

In die Hände blase ich mir, sie frieren – es brennt kein Feuer unter der Fichte, mit der Traurigkeit erlischt die Kraft, es mir vorzubilden, nur Wurzeln knorren im Gras, verquollen und schlangig.

Ist denn diese Zeit endgültig verloren?

Gewiß nicht, nein gewiß nicht. – Meinen Brüdern gehört sie noch.

Mit müden Schritten schleppe ich mich nach Hause.

*

Von Bärenbach ist die Kleine, die mir nun seit Tagen an der Hackmaschine hilft, der Vorarbeiter hat ein Einsehen gehabt und sie ständig bei mir gelassen. Bärenbach, das Dorf gefällt mir aus einem besonderen Grunde gut. Im Mai war ich erst zu dieser Universität gekommen. Vorher war ich in Süddeutschland, habe mich aber mehr mit Mädchen gehalten, mich nur soviel um Bücher gekümmert, als nötig war, sie mit einem Wissen zu beschwindeln, das ich nicht besaß.

Kaum hatte ich mich an die neue Umgegend gewöhnt – in der zweiten Woche schon:

Ich ging zur Studentenkantine, um mir Brot zu kaufen.

Ich stieß eine Schachtel aus Pappe mit einem Schuh, sie lag auf dem Trottoir so vor mir – – und sie zischelte über die Straße, bog sich zur Seite, als sie an einen hervorstehenden Stein eckte und blieb, seltsam, gerade dort liegen, wo eine Studentin aus dem Labor kam und die Treppe hinunterstieg. Natürlich schaute ich sie mir an, die ich ja beinahe hätte um Verzeihung bitten müssen, wenn, ja wenn die Schachtel ihr ans Bein geschlagen wäre – wie sie mich ansah, verdammt, da wünschte ich es fast, denn sie gefiel mir. Cicero, warst du schon in einem Film?

Das ist eine Flimmerwand, auf der oft die schönsten Liebeserlebnisse in Bildern vollzogen werden, ja, aus einem Kasten wird Licht darauf geworfen, das Licht fällt durch ein Zelluloidband, – ja, das erklären. Da aber sind solche Blicke üblich, wie zwischen uns einer gewechselt wurde – jedenfalls schien es mir so etwas zu sein. Du spürst, ich bin mutwillig.

Ja, ihr Römer wart dumm, nicht zu wissen, was ein Film ist.

Am gleichen Abend besuchte ich ein Konzert. Auf unsere deutsche Musik kann man sich etwas einbilden. Ihr Römer seid in der Poesie groß gewesen und, daß ich Dir, einem Kenner und Künder des Staates es sage, wart groß im Staatswesen, und von den Griechen her seid ihr es in der Philosophie gewesen, aber ich bezweifle, ob ihr zu solchen Klängen gefunden, wie wir, die Völker späterer Zeit.

Die Geigen rauschten, es war ein Fest, – Sphärenmusik, das ist ein Wort! – sie erhob und trug die Seele. Mozart heißt der Musiker, der diese Töne erfunden, ein Orpheus, ein großer, Cicero, ein Apoll, Cicero. Da werde ich wieder innerlich still, wie ich daran denke, es lief in Schauern den Rücken herab – In diesem großen Gefühl hätte ich leicht blühende Gärten über die Erde gehaucht, im härtesten Winter selbst, Sternennächte hätt ich leicht mit einer Handbewegung erglühen lassen, Brunnen hätt ich emporspringen lassen – es ist eine erhebende Musik. Das war vor zwei Monaten.

Nach einer solchen Schicht ist es gut, sich daran zu erinnern, es entspannt. Am nämlichen Abend aber nach dem Konzert fuhr ich spät nach Hause. Mein Omnibus war schon weg, so mußte ich einen anderen nehmen. Und wen traf ich am Eingang?

Nämliche Studentin.

Doch was ist ein Omnibus, Cicero? – Ein Fahrzeug, das ohne Pferde läuft, und in dem junge Mädchen oft zurückblicken, wenn sie vorne in der Nähe des Fahrers sitzen und hinter ihnen junge Männer. Wie mutwillig erkläre ich! Ja, aus der Stimmung dieses Abends heraus, – als der Omnibus aus der Stadt fuhr: er übereilte die Straßenbahnen, brummte durch die langen Gassen, gespenstische Schatten lagen da, in die grelles Licht aus Schaufenstern schreit. Draußen in der freieren Gegend durchstieß er die Nacht – mit seinen Stoßlichtern warf er sich Lichtbahnen voraus auf die Straße – und im Innern war alles erleuchtet, bleiches Licht über die Sitze bleichend – Cicero, ehrbarer Weiser, du hättest Kopf gestanden, und draußen flossen Tonnen von Tinte vorbei, das Schwarz der Nacht, das kennst du, Cicero, Weiser aus dem Altertum.

Daß mir wohl zumut war, verstehst du auch, denn diese Studentin, die mir gut gefiel, blickte öfters nach mir. Beim Einsteigen hatte sie Bärenbach genannt, als ihre Endstation, und so nahm ich an, daß sie von dort sei. Während des Semesters habe ich

auch erfahren, wie sie heißt. Und tatsächlich stammt sie aus Bärenbach. Es fand sich nur keine Gelegenheit, sie einmal anzufachsen. Aber morgen will ich einmal die Kleine nach ihr fragen, die mit mir an der Hackmaschine steht, sie hat mich nämlich zu ihrer Kirmes eingeladen, die nächstens ist. Eigentlich wollte ich gleich fragen, aber man ist besser etwas vorsichtig. Vielleicht wohnt sie gar in der Nachbarschaft, erzählt, daß ein Student, der bei ihr arbeite, nach ihr gefragt, – nun ja ein Dorf! Gleich nach der Schicht springt sie unter Umständen hin.

Ja, sie studiert Chemie, eine seltsame Wissenschaft, die mir, ich weiß nicht wie, in letzter Zeit ganz unsympathisch ist.

*

Dem braucht niemand für den Augenblick Glück zu wünschen, wer sich so tief an die stille Welt eines Abends verlieren kann! Den ganzen Tag streute die Sonne ihr Licht, daß es in den Blättern schon braun anschlug, jeder Seufzer schien sich auszuspähen, jeder Windzug sich im Lande zurückzuhalten, nur, die Sonnenkraft nicht zu hemmen, die reifen soll, denn es sind ihre Tage. Und verglüht sie, stehn alle auf, die vor ihrer Herrschaft geflüchtet, sich stiller gehalten, die Bauern schultern die Sensen – im kühleren Abend sollen die Ährengewanne fallen. Jungen eilen mit klirrenden Kesseln an den Gürteln, die Hänge hinauf, über die sich die Wälder hinziehen, um in ihnen die süßen Waldkirschen zu pflücken. Wie ich das betrachte, lobe ich mich fast, daß ich es wieder lerne, mit ungestörtem Auge mich hinauszuwenden.

Ja, und dort mit zwei Ziegen gehen meine Brüder zum Steinbruch hinauf, der von diesem Hügel aus besehen, seine braune Wand hart an den Himmel setzt, sie tragen kurze Hosen.

Schau, wie das Tier an dem Jüngeren zerzt, es reißt sich gar los, und es rennt in den Klee! Er läuft ihr nach, na so recht den Stock vom Boden aufgehoben! Ei, ei, verdammt, er greift ihr ans Ohr, zieht sie, es ist zu weit von hier, um auch noch das Meckern zu hören. – Er müßte ihr ins Ohr schreien zur Strafe, denn bei einem lauten Schalle stehen diese Ziegen wie seltsam, schütteln und schütteln sich. Das weiß ich alles noch.

Und nun ziehen die Jungen weiter.

Einen schönen Abend wünsche ich: Die Äpfel

vom Pitter sind schon reif, klaut euch nur ein paar, sie sind gut. – So rufe ich ihnen zu, lächle, daß sie es nicht hören. Soll ich sie nicht heute aufsuchen im Bruch! Ja, ich weiß nicht einmal wie unsere Ziegen genau aussehen, so selten komme ich in den Stall. Meine alte Ziege mit dem langen Bart starb vor ein paar Jahren, das weiß ich. Ja, ich trauerte auch nach. Die Buben in ihrem Spiel überraschen, zu belauschen, wenn sie Pläne spinnen, oder sich Stöcke schnitzen.

Nein, nein, geh lieber nach Hause. Ich gehöre nicht mehr in diesen heiligen Bezirk von Ziegenhirten hinein. Mit Gelehrten komme ich, vergleiche mit ihrer Zeit – mein trockener Kopf ist wie ein Es-sig in einem Brunnen voll klaren Wassers, das sage ich, auch wenn du es bist, Cicero, auch bin ich müde und der Schlaf ist besser, darüber vergißt man.

Meine Arbeit liegt hinter mir. Sie richtet sich nicht nach Wind und Wetter. Morgens treten wir ins Werk und beginnen mit der unerbittlichen Sirene und hören mit ihr auf. Es kann regnen, wir merken es kaum, der Sommer kann sich zum Winter wandeln, arbeitend merken wir es kaum. Nach unserer Schicht, wenn wir müde und verschwitzt zu den Umkleideräumen gehen, fängt eine andre Gruppe von Menschen zu arbeiten an, Mittagschicht, nennt man es. Und wenn sie fast bis Mitternacht gearbeitet hat, der Naturgesetze spottend –

Lampen hat der Mensch sich geschaffen, keine Fackeln sind es mit offenen Flammen, bei soviel Holz wäre das Werk längst abgebrannt – unter ihrem elektrischen Licht schafft die Nachtschicht bis zum frühen Morgen, und die Frühschicht, meine Schicht, löst sie ab. Bei diesen Lampen braucht man wiederum nur auf den Knopf zu drücken, und sie brennen. Was soll ich erklären, verstehe die Kraft selber kaum: Elektrizität. Selbst die Handwerker, die mit ihr umgehen, wissen es nicht genau, hantieren an den Motoren, die sie treibt, lenken sie.

Sie operieren mit Zahlen.

Laß mich.

Heute habe ich mich nach der Studentin erkundigt. Hoffentlich habe ich nicht zuviel Feuer merken lassen. Ich weiß, wo sie wohnt, wie sie heißt, wer ihre Eltern sind. Sie stammt aus einem Elektrogeschäft – – Utensilien werden feil geboten, die not-

wendig sind, – ach Cicero, die Zeit ist unüberbrückbar.

Hoffentlich hat meine Kollegin nicht gemerkt, wie ich mich für sie interessiere – Wär sie nur dumm! Nun, hier im Werk gibt es wie überall dumme und gescheite Leute. Bei sovielen Maschinen entscheidet keiner viel, jeder verrichtet seine Griffe, halbe Maschine. Ich schätze mich nicht dumm ein, an meiner Maschine bin ich nicht mehr und weniger als ein Wirtssohn an der Säge unten, ein Halbkopf, der in der Art, wie er von seinen vorgeblichen Freundinnen spricht, heiteres Gelächter auslöst, wenn vor der Schicht eine Minute zum Scherzen bleibt. Ja, ich meine, nicht sieben Sätze kann er aus einem Sinn sagen. Wie ich die Ziegen hütete, blieb mir Zeit, nebenher zu basteln, Spiele konnte ich erfinden – das fällt mir ein – und der Abendnebel klebt sich weiß an die Hänge, und immer hebt der Steinbruch sich braun an den dunkleren Himmel. Von meinem Onkel hatte ich gelernt, kleine Flugzeuge aus Pappe zu fertigen, die im Weitflug die meiner Freunde leicht übertrafen, ja belächle den Knabenstolz, der im gleichen Herzen wohnte, wie deine Betrachtung.

Einmal hatte ich mir eine Schleuder gemacht, mit der ich fünf Häher schoß, ein Schütze mittlerer Art. Alwin, ein guter Schütze, traf fast alles, was er wollte, er lobte sie, sagte, sie sei besser gemacht, als alle die er bisher gehabt. Längst ist die Sonne verloschen über den Gedanken, und ich schreite talab, Schritt für Schritt, ich lispel leise.

Und so wie wir haben die Menschen sich geschaffen, wie sie ihre Herden gehütet, dem Ackerbau nachhingen, aus Notwendigkeit, Gerät um Gerät und im Spiel, aus Verbesserungstrieb – – und endlich diese Maschinen, an denen wir stehen in den langen Schichten. Wie armselig, daß der Geist nur die Enge dieser Erkenntnis ausdrückt. Jammern, jammern wäre noch armseliger.

Wie sind die Wolken herrlich, die im Monde aufsilbern, die Gestirne sind gewechselt. Mit dem Grillenzirpen, das in den Wiesen heraufhämmert und einlädt, ein Märchen zu erfinden, – Himmel schick einen Traum! Er soll die Glieder lösen, die gespannt sind wie zu einer Flucht.

(...)

Warum bin ich nach Saarbrücken gegangen?

Von Friedrich Dürrenmatt

Warum bin ich nach Saarbrücken gegangen? Aus Neugier.

Kaum hatte ich zugesagt, kamen die ersten Zweifel. Warum hatte man gerade mich eingeladen? Auf Wunsch Egon Bahrs. Schön. Ich schätzte Bahr immer. Freute mich, ihn kennenzulernen. Der andere Kommentator, ein Professor Rován, keine Ahnung. Doch noch zu Hause im Fernsehen, Honeckers Ankunft in Bonn. Ein Geschehen begann, bei dem ich als Beobachter auch teilnehmen würde. Schon jetzt war ich ein Beobachter. Schön jetzt sah ich die Live-Sendung anders an, als ich sonst Live-Sendungen ansehe. Meine Reise nach Saarbrücken hatte schon begonnen. Unwillkürlich werde ich dadurch schon jetzt zum Kritiker. Das Flugzeug landete. Die Treppe wurde angerollt. Die Flugzeugtüre öffnete sich. Jemand ging die Treppe hinauf, ins Flugzeug hinein. Dann kam Honecker heraus. Nein, es war nicht Honecker. Dann lange nichts. Dann doch Honecker. Er betrat bundesdeutschen Asphaltboden. Wäre er der Papst, hätte er ihn jetzt geküßt. Aber seine Exzellenz der Generalsekretär des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands und Vorsitzende des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik ist zwar auch ein Papst und die Sozialistische Einheitspartei auch eine alleinseligmachende Kirche, aber er küßt keinen Asphalt, sondern nur andere Generalsekretäre (sozialistische). Keiner der westdeutschen Politiker kriegte einen Kuß. Doch auch ohne ihn war es ein welthistorischer Augenblick. Seit es das Fernsehen gibt, habe ich unzählige welthistorische Augenblicke gesehen. Gibt es überhaupt Augenblicke, die nicht welthistorisch sind? Sogar den Polizisten, wie ich in einer späteren Sendung sah, wurde eingebleut: „Reißt euch

zusammen, ihr werdet einen welthistorischen Augenblick erleben.“ Nuancen wurden erklärt. Schon nach der Landung. Nur sieben weiße Mäuse, nicht fünfzehn wie bei anderen Staatsoberhäuptern. Es handle sich um einen Arbeitsbesuch, aber Strauß in München werde fünfzehn Polizisten auf Motorrädern vorausschicken. Er wurde dann in München vom gemütlichen Landesvater wie ein König empfangen, nur nach Dachau mußte er allein. Es wäre schön, Franz Josef Strauß hätte neben ihm gestanden, es starben hier nicht nur Kommunisten. Es war für mich der rührendste Augenblick. Einerseits – andererseits der bitterste. Welthistorische Augenblicke lassen sich steigern und variieren. Es gibt gewöhnliche, außergewöhnliche, sensationelle, langweilige, provinzielle, sentimentale, dilettantische, grandiose, komische welthistorische Augenblicke, inszeniert sind sie alle, außer den uninszenierten. Ein solcher war neulich, als in Sri Lanka ein Soldat nach dem indischen Ministerpräsidenten mit dem Gewehrkolben schlug. Ich hatte plötzlich das Gefühl, etwas erlebt zu haben. Aber auch das war vielleicht inszeniert.

Dann gibt es hauptwelthistorische Augenblicke. Ein solcher war natürlich das Zusammentreffen Kohl-Honecker. Es wurde mir sofort klar, als ich sie zu Hause sah, daß ich in Saarbrücken einer Provinzvorstellung beiwohnen würde. Eine Bombenbesetzung wie Honecker und Kohl würde es nicht mehr geben. Honecker als Hamlet und Kohl als Claudius. Claudius ist der Onkel von Hamlet, Kohl kann nur den Claudius spielen. Kohl sieht immer wie ein Onkel aus, auch wenn er sich als Enkel ausgibt. Honecker als Hamlet ist kaum eine Idealbesetzung. Ich wußte im Moment überhaupt keinen Politiker, den

Im September 1987 wurde Friedrich Dürrenmatt vom Saarländischen Rundfunk nach Saarbrücken eingeladen, um den Staatsbesuch Erich Honeckers in der Bundesrepublik live zu kommentieren. Außer dem Schweizer Dramatiker hatte man noch Egon Bahr sowie den französischen Historiker Joseph Rován ins Studio gebeten.

In seinem Text „Warum bin ich nach Saarbrücken gegangen?“ thematisiert Dürrenmatt in der gewohnt lakonisch knappen Art seines Spätstils seine Rolle als Beobachter der (Fernseh-)Beobachter, wobei er sich – wie die Ereignisse gezeigt haben – übrigens in der politischen Bewertung des Ereignisses gewaltig irrte.

Dürrenmatt kommt auch auf einen protokollarischen Patzer der Saarbrücker Staatskanzlei zu sprechen, die Dürrenmatts mitangereister Frau die Teilnahme an einem Empfang beim Ministerpräsidenten verweigerte, worauf auch Dürrenmatt selbst dem Empfang fernblieb.

Dürrenmatts Text erschien am 16. 9. 1987 in der „Basler Zeitung“, er ist abgedruckt in dem Band „Versuche“ (Zürich 1988) des Diogenes-Verlags, dem wir für die Überlassung der Abdruckrechte danken.

Ralph Schock

ich als einen Ideal-Hamlet bezeichnen möchte. Aber Honecker hat entfernt etwas Intellektuelles, wie alle durchtrainierten marxistischen Funktionäre. Man glaubt, daß er denkt. Nur Gefühle bereiten ihm Schwierigkeiten. Lächeln ist für ihn ein Problem. Er fühlt sich nicht unter Kommunisten. Oder will so lächeln, daß man fühlt, daß er sich nicht unter Kommunisten fühlt. Auch gelingen ihm die geflügelten Worte weniger als dem Dänenprinzen. Daß Kommunismus und Kapitalismus sich so schlecht vertragen wie Feuer und Wasser, wirkt etwas komisch in einer Zeit, wo überall in kommunistischen Ländern versucht wird, die schwerfälligen Kampfflokomotiven ihrer ökonomischen Systeme mit dem kapitalistischen Feuer zu beschleunigen. Doch wie die Besetzung, so die Aufführung: Claudius, ganz Machtmensch, betritt die Szene. Die Wachtmannschaft wird ihm gemeldet. Schwenk über den Hofstaat. Bangemann als Polonius, eine Menge Rosenkranz' und Gildensterns. Nur Genscher als Königin fehlt. Claudius und Hamlet treffen sich. **Die Beerdigung der Wiedervereinigung wird eingeleitet.** Selbstverständlich muß von hier an Shakespeare umgeschrieben werden. Aber das tun die heutigen Regisseure ja ohnehin. Nach Shakespeare wäre Claudius der Mörder und Hamlet der eigentliche Nachfolger, aber der BRD-Regisseur (sonst kommen sie immer aus der DDR) hat herausgefunden, daß Hamlet der Mörder und Claudius der legitime Nachfolger ist. So spielen sie denn auch. Kohl schwer, ernst, voll Trauer, Honecker eine Spur heiterer, na ja, ich mußte eben, Schießbefehl ist Schießbefehl, aber bei beiden ist Erleichterung spürbar, Hauptsache die Leiche wird endgültig begraben, sie lag allzulange im Mausoleum der allgemeinen gesamtdeutschen Trauer, schon mehr als dreißig Jahre, eigentlich schon nach Kriegsende, wird sie auferstehen, ist der Sarg noch offen, will überhaupt jemand, daß sie auferstehe, Trauermärsche von Vertriebenen an ihrem Grab, sie wurde ein politisch-theologisches Problem, ein Glaubensartikel wie die Wiederkunft Christi. Dann werden die zwei Nationalhymnen gespielt. Die hamletische kenne ich nicht, irgendwie eine Mischung von „Schweizerpsalm“ und „Internationale“, dann die von Claudius, ich höre „Deutschland, Deutschland über alles“, der Kommentator sagt, es sei die dritte Strophe gewesen, „Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland“, aber vielleicht haben die Kerle doch die erste Strophe gespielt. Was macht's. Die Hymne muß ohnehin um-

geschrieben werden: Die Einigkeit für das deutsche Vaterland ist verscharrt. Überhaupt das deutsche Vaterland, wie soll man jetzt sagen? Unser bundesdeutsches Vaterland klingt nicht gut, unser demokratisches Vaterland auch nicht für das zweite deutsche Vaterland, und dann gibt es ja noch ein drittes deutsches Vaterland, das österreichische, die wollten so gerne zu Deutschland, daß sie es jetzt nicht mehr wahrhaben wollen. Die haben eine Nationalhymne, die DDR auch, „Deutschland über alles“ geht nicht, auch wenn man es umtextet, die Melodie ist weltpolitisch zu skandalös, das sollte die BRD endlich merken. Ich schlage vor „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin. Ein Märchen aus uralten Zeiten, das kommt mir nicht aus dem Sinn.“ Das Fernsehen unterstreicht bei den beiden Hymnen (bei der auch der DDR-Text geändert worden ist) den hauptwelthistorischen Traueraugenblick durch das Hineinblenden der beiden deutsch-deutschen Fahnen, die nun wie Trauerflor wirken. Darauf marschieren Claudius und Hamlet die Ehrenwache ab, wobei Claudius Hamlet ernst, aber doch freundlich in die rechte Richtung schubst . . . vielleicht war es in der Reihenfolge auch umgekehrt. Dann in Saarbrücken: Ich werde von mir selber eingeholt. Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter hab ich schon als *Novelle Der Auftrag* geschrieben. Ich beobachte im Fernsehen, was die vom Fernsehen beobachten, und werde von denen, die fernsehen, beobachtet, wie ich beobachte, was beobachtet wird: Hamlet sieht nun plötzlich wie Claudius aus, ein Onkel vom Lande, und Lafontaine wie ein etwas verbummelter Hamlet, aber die Trauerfeierlichkeiten haben jene Fröhlichkeit erreicht, die ja der Beerdigung folgt, Mord und Totschlag sind vergessen, man ist sich hüben und drüben einig, ein jeder hat wacker mitgeholfen. Dem vom Saarbrücker Hamlet offerierten Leichenmahl blieb ich fern, obgleich in der vom Protokoll vorgeschriebenen reinen Männergesellschaft Katja Epstein als Ophelia auftrat und der Rockstar Peter Maffai als Laertes. Ermordet wurde niemand. Doch was ich gehofft hatte, blieb aus: Marx war nur als Büste zu sehen. Er hatte sich geweigert, als Geist zu erscheinen. Er hätte berichtet, was im Namen seiner Feinde und in seinem Namen im Verlauf der Weltgeschichte verübt wurde: „Von Taten, fleischlich, blutig, unnatürlich,/Zufälligen Gerichten, blindem Mord;/Von Toden, durch Gewalt und List bewirkt,/Und Planen, die verfehlt zurückgefallen/Auf der Erfinder Haupt.“

Es ist nicht alles Kunst, was glänzt

Unterwegs durch Kunstaustellungen und Galerien

Von Uwe Loebens

So war der Plan: Unter der Rubrik Kulturbilanz wollten die SAARBRÜCKER HEFTE das kulturelle Leben an der Saar beobachten und kommentieren.

Aus der Not der halbjährlichen Erscheinungsweise der Zeitschrift eine Tugend machend, hatten wir uns vorgenommen, das, was sich so tut in Sachen Kultur, zu bündeln und über einen längeren Zeitraum hinweg zu erfassen.

Jenseits von Tagesaktualität, aber dafür um so weitsichtiger und genauer, wollten wir Bilanz ziehen, Aktiva und Passiva zusammenstellen, Soll und Haben. Krönender Abschluß unserer kulturellen Gewinn- und Verlustrechnung sollte nach ca. ein bis zwei Jahren jeweils eine zusammenfassende Gesamtbilanz sein.

So weit, so gut. Inzwischen haben wir also über Kleinkunst, große und kleine Theater, Ophüls-Festival, Festival perspectives du theatre, Musiktheater, E-Musik, die Jazz-Szene und die geplante Saarbrücker Zentralbibliothek berichtet. Und auch in diesem Heft bilanzieren wir weiter.

Trotzdem: Wenn wir Lob und Tadel, Soll und Haben zusammenzählen, ist die Redaktion mit dem, was unter dem Strich steht, keineswegs zufrieden. Wir glauben, auf der Sollseite der Bilanz klaffen noch erhebliche Lücken. Wir wenden uns deshalb ausdrücklich auch an Sie, lb. Leserinnen und Leser. Schreiben Sie uns, was Sie an unserem Kulturbetrieb vermissen, was Ihrer Meinung nach falsch läuft, wo es Schwachpunkte gibt und Mängel, weiße Flecken und schwarze Löcher.

Machen Sie uns Ihre ganz spezielle kulturkritische Rechnung auf!

Dietmar Schmitz

Hoher Besuch

Was man sich früher immer gewünscht hat, ist jetzt eingetroffen. Werke bedeutendster Künstler, die sonst nur im Reich zu sehen sind, machen auch in Saarbrücken Station.

Und wohl nie ist eine Ausstellung mit derart großem Medienrummel eingeläutet worden wie die Matisseausstellung in der Modernen Galerie. Immerhin eine in ihrer Vollständigkeit einzigartige Zusammenstellung von Skulpturen mit einer umfassenden Werkschau des Zeichners Matisse. Die SZ steigerte sich zur Hofberichterstattung, so, als sei Lady Dy im Anmarsch, und ARD und ZDF saßen zur Eröffnung in der ersten Reihe. Dies machte denn auch den bitteren Beigeschmack.

Ich ließ mir Zeit mit meinem pflichtschuldigen Besuch der Ausstellung und war dann angenehm berührt. Zum einen war der befürchtete Besucherandrang ausgeblieben, was den Kunstgenuß erheblich steigerte. Zum anderen bewahrte die Zusammenstellung der Exponate einen eigenen Stil. Im Gegensatz zu vergleichbaren Ereignissen andernorts wurde hier nicht ein spektakuläres Feuerwerk künstlerischer Weltrekorde abgebrannt, sondern – und das möchte ich hier ausdrücklich positiv hervorheben – die intime Atmosphäre eines Werkstattbesuches gewahrt. Dies erlebt man viel zu selten. Zwar könnte ich jetzt bemängeln, daß die Menge der Exponate zu groß gewesen sei. Etwa nach der Hälfte der Ausstellung stellte sich eine gewisse Erschöpfung ein –

selbst beim zweiten, schon selektierenden Besuch. Aber das scheint bei derart konzeptionierten Ausstellungen unumgänglich. Des weiteren wäre es einmal bedenkenswert, ob man wirklich jedes Blatt eines Künstlers, auch wenn dieser noch so bedeutend ist, an die Öffentlichkeit zerren muß. Ansonsten wurde ein gutgemischter Überblick über das Werk geboten, von den akademisierenden Studien der Anfänge bis hin zu den Bemühungen um größte Einfachheit in den Blättern zur Ausstattung der Kapelle von Vence: Matisse bei der Arbeit, vorsichtig, streng, nicht immer sich selbst trauend, bemüht, verzagend, spröde manchmal, selten effekthascherisch.

Bekanntermaßen verließ Matisse sich nicht auf die genialische Eingebung des ersten Augenblicks, sondern suchte ein Höchstmaß an Klarheit zu erreichen. Seine Zeichnungen sind Einstimmungen, Annäherungen, Vorbereitungen, Klärungen auf dem Weg zum Gemälde, das er erst in Angriff nahm, wenn seine zeichnerischen Formen mit seinen Empfindungen und diese wiederum mit dem Sujet in Einklang gebracht waren und in einem harmonischen Ganzen zusammenklangen. Das gehörte zu seinem Verständnis handwerklicher Sauberkeit. Nichts ist zufällig, selbst die wie leicht hingeworfenen, rein linear aufgefaßten Akte sind das Ergebnis angestrengten Bemühens um die einfachste und ausgewogenste Lösung des Problems. Zum Beispiel die Serie „Studien mit Blumen und Früchten. Serie M“, für mich die stärkste Passage der Ausstellung: Ein Tisch, schräg von oben gesehen, darauf eine Blu-

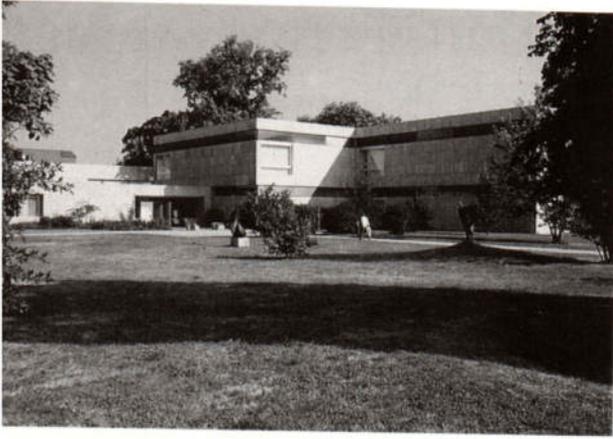


Foto: Tom Gundelwein

menvase, mehrere Früchte. Nach der ersten Annäherung an die Formen des Motivs – die Suchbewegungen sind noch deutlich zu erkennen – ging Matisse dazu über, die Zuordnung der Gegenstände zueinander und zum Format zu klären. Da wurde der Tisch aus seiner anfänglichen Schräge mehr und mehr dem Betrachter zugedreht, ein Tischbein tauchte auf, verschwand wieder, ebenso eine zweite Tischkante. Die verbliebene, nun parallel zur Blattkante verlaufende Tischkante wurde zum Schluß dann doch um Geringes aus der Parallelität verschoben. Ähnlich wanderte die Blumenvase Schritt für Schritt der Formatmitte zu und wieder aus ihr heraus. Um sie herum lagerten die Früchte verschieden dicht einander zugeordnet. Es kamen schräg senkrecht verlaufende Linien hinzu, die den Hintergrund näher bezeichneten und die in ihrer Anzahl und Position untersucht wurden. Am Ende stand eine Komposition, die aus einem spannungreichen Zueinander der Elemente unter Einbeziehung der Formatbegrenzung eine Harmonie organisierte, in der die einzelnen Kräfte gewahrt blieben.

Da gab es keine leckeren Strichstärkespielereien, die den Augen schmeichelten, keine spektakulären Helldunkleffekte. Selbst in den Zeichnungen seiner klassizistischen Periode, in denen er zur Vorbereitung seiner Gemälde sein Sujet mit Kohle auf Genauaste vormodellierte, blieb die Strenge gewahrt. Diese seine Strenge ist wohl auch seine Schwäche. Manche Zeichnungen wirkten auf mich etwas vatermörderisch. Es muß eine ungeheure Energieleistung gewesen sein, gegen die Umbrüche und Katastrophen des 20. Jhd's den Glauben an die Vision einer Bildharmonie zu behaupten.

Im Gegensatz zu den Zeichnungen ließen mich die Skulpturen unbefriedigt. Trotz aller gegenteiligen Beteuerungen der Kunstgeschichte wollte sich mir ihre Bedeutung nicht offenbaren. Matisse selbst maß ihnen ja nicht besonderes Gewicht bei. Eher hatte ich den Eindruck, daß sich hier ein Maler aus Neugierde oder, um zu größerer Formklarheit zu finden, mit diesem Medium befaßte. Vieles wirkte

auch wie ein Reflex auf Kunstereignisse. Rodin fiel mir ein, Maillol, Modigliani einmal bei der „Venus in der Muschel“, und natürlich Picasso. Besonders bei der Serie „Jeanette I–V“, deren einzelne Schritte mir schon etwas gewaltsam vorkamen, war die Analogie zu gewissen Frauenbüsten Picassos frappant. Eine eigene Atmosphäre entfalteten lediglich einige Kleinplastiken, etwa der „stehende Torso“, und natürlich die „Pferdestudie“, die, sämtliche Gleichgewichtsvorstellungen verhöhrend, auf einem Bein balancierte.

Trotzdem eine feine Ausstellung, auch wenn ich mich zu den tumben Saarländern zählen muß, die sich das ein oder andere Bild, so richtig in Öl, dazu gewünscht hätten. Dafür entschädigte mich aber eine französische Schulklasse, die von einem Museumspädagogen durch die Ausstellung geführt wurde. Es war eine Lust, zu sehen, wie eifrig diese Sechsjährigen, mit Kreide und Papier bewaffnet, bei der Sache waren und für die vermißten Farbtupfer sorgten.

Sommerbonbon

So einfach kann es sein: Man übernimmt eine Ausstellung, die fix und fertig ist, hier „die expressionistischen Kartengrüße“, ergänzt sie durch ein paar Zeichnungen und Aquarelle zum Teil aus eigenen Beständen, und schon erhält man ein Ausstellungsvergnügen, das man nur loben kann. Ein rechtes Sommervergnügen zur Halbzeit des Ausstellungsjahres! Da war nicht alles Kunst, was glänzte. Aber das sollte es wohl auch nicht sein. Der Ausstellungsbesuch war ein Spaziergang, auf dem ich meine Zu- und Abneigungen pflegen konnte, auf dem es viel zu sehen gab. Immer wieder verwunderlich die verschwenderische Fülle, aus der die Expressionisten schöpften: launige Urlaubsskizzen neben ausgefeilten Bildkompositionen und zum Teil sehr starken Holzschnitten. Franz Marc mit seinen „Tierschickalen“ wurde mir immer suspekter, der spiritistische Campendonk wird mir ewig ein Rätsel bleiben, Pechstein kam ein wenig eilfertig daher, Kirchner und in seinem Gefolge Heckel und Schmidt-Rotluff gewannen in meiner Gunst. Zwei Karten, von Paul Klee abgesandt, setzten dem Ganzen die Krone auf. Klee hatte einfach nur zwei seiner typischen Zeichnungen aufgeklebt, aber wie herrlich kontrastierten sie mit dem Rauschebart auf der Briefmarke und dem Sütterlin der bayerischen Post.

Die Oszillation der Bedeutungslosigkeit

Mit den letzten Ausstellungen schien die Stadtgalerie, die sich über die Jahre zweifellos das Verdienst erworben hatte, schwierige, experimentelle, avantgardistische Kunstströmungen zu präsentieren, etwas glücklos. Die Pagès-Ausstellung z. B. überforderte die Räumlichkeiten. Manchen Objekten hätte man mehr Platz zur Ausdehnung gewünscht. So kommunizierten die Objekte nicht miteinander, sondern erschlugen sich. Dazu hingen feigenblattartig ein paar Material-/Strukturstudien auf Papier, die möglicherweise in größerer Zahl als Erklärungshilfe sinnvoll gewesen wären, die man so aber besser ganz weggelassen hätte. Wie auch die Photographien, die anscheinend die Kombinationsmöglichkeiten einer variablen Skulptur dokumentieren sollten oder so ähnlich.

Ich will ja gerne glauben, daß dieser Pagès ein ganz bedeutender Vertreter französischer Kunst ist, der „seine Arbeit in enger Verbindung mit einem philosophischen Diskurs entwickelt und den Mythos des Kunstmachens zugunsten einer kritischen Haltung aufgegeben hat“ (Einladung zur Ausstellung) und ganz logisch zu den „armen“ Materialien findet. Sehr sympathische Ansätze gewiß, aber vom „Oszillieren der Bedeutungen, die sich überlagern und widersprechen, (und die) nicht mehr auf einen kulturellen Hintergrund projiziert werden können“ (Katalog), sah ich nichts. Da standen, lagen, hingen also diese Dinger aus Holz, Blechen, Draht, Stein gebosselt, gemauert, geknotet und geschichtet herum. Zum Teil auch noch mit saftigen Farben verziert, wohl eine Hommage des gewesenen Malers an sich selbst. Aber sie strömten nichts aus, sprachen nicht an und hatten keine Atmosphäre. Ich war ganz erleichtert, daß ich mich wenigstens von der Massivität der „Zwillingsassemblagen“ angerührt fühlte. Das waren leicht gegeneinander verschobene Holzpflocke, die mit Draht oder Bandgummi zu einem dichten Knäuel umwickelt waren. Wahrscheinlich beeindruckte mich die Einfachheit der Objekte. Ähnlich erging es mir mit dem „Winkelstück“, an einer Raumecke pyramidenförmig übereinandergeschichteten Ziegelsteinen, die abwechselnd ihr aufgebroschenes Inneres zeigten oder von einer grünspanartigen Masse überkleistert waren. Ein zu süffig geratener Kontrast, aber immerhin.

Nachdem ich nochmals durch die Ausstellung getrabt war und ein weiteres Mal – vergeblich – ver-



Foto: Tom Gundelwein

sucht hatte, ein am Boden liegendes Metallgewürm, an dem annähernd eingepaßte Steine lagerten, zu entschlüsseln, verstand ich: „Oszillieren der Bedeutungen“ meint, wenn man nichts versteht, liegt es nicht am Kunstwerk, sondern an einem selber. Man muß jederzeit in der Lage sein, selbst dem Bedeutungslosen eine Bedeutung abzugewinnen. Vielleicht sollte ich zu den nächsten Ausstellungen erst den Katalog lesen, damit ich wenigstens weiß, was ich zu denken habe, wenn es nix zu sehen gibt.

Dreierpack

Mit Strawalde und Via Lewandowsky hat die Stadtgalerie zwei Ausstellungen verschenkt. Mit Strawalde kam immerhin eine legendäre Gestalt der Kunstszene der Ex-und-Hopp-DDR nach Saarbrücken. Ähnlich wie sein Schüler A. R. Penck, der sich inzwischen im goldenen Westen trunken verdient hat, gilt Strawalde als Mentor und Ermutiger all jener, die sich dem offiziellen Kunstdiktat nicht unterwerfen wollten oder konnten. Statt aber in einer Retrospektive seine Leistung zu dokumentieren, die sich ja aus dem Widerspruch zum offiziell Gewünschten erklärt, waren nur Bilder aus den Jahren 90/91 zu sehen. Und die waren nicht außergewöhnlich.

Ähnlich schlecht erging es Via Lewandowsky, möglicherweise einem der kommenden Stars der Kunstszene, ebenfalls in der DDR gebürtig und dort bis zum Ende tätig. Es mag sein, daß „die gefundenen anatomischen Zeichnungen... vergrößert, zerstückelt, wieder zusammengesetzt und zu Installationen arrangiert... den Verlust der Sinnlichkeit reflektieren“ (Einladungskarte zur Ausstellung). Aber davon war wenig zu sehen. Seine zwei Installationen und der vernebelte Seitenflügel genügten nicht, um den Leitgedanken Lewandowskys näherzukommen. Schade, denn der Katalog – diesmal ohne jegliche Erläuterungen – machte Appetit, konnte aber die fehlenden Objekte nicht ersetzen.

So kam eigentlich nur Thomas Florschuetz, der dritte in diesem Bund, zur Geltung. Zwar reichte die Zahl der ausgestellten Photoarbeiten nicht aus, um

mich dem „faszinierenden Pathos“ der Haut näherzubringen, eher dachte ich an Folterungen, gelegentlich Pornographisches, wozu das bläßliche Rosa im Zusammenspiel mit dem ins Violett changierenden Hintergrund beitrug. Die Ausschnitte waren allerdings sehr sorgfältig ins Format gesetzt und vermittelten durchaus etwas von der „Faszination abstrakter Formen“, von der auch in der Einladung die Rede war.

Beeindruckende Arbeiten also.

Für den, der's mag

Zu gleicher Zeit präsentierte übrigens auch die Galerie St. Johann einen DDR-Künstler, Karl-Heinz Adler. Unbeeindruckt geht er seinen konkreten Weg. Die Ausstellung war aber mehr als nette Geste Pfahlers zu sehen, der den Künstler für seine Standhaftigkeit belohnen wollte. Das Ausgestellte selbst war reichlich uninteressant. Es erinnerte an vergrößerte Illustrationen zu einem Lehrbuch über optische Gesetze oder an systematische Übungen mit Bindfäden während des Kunstunterrichtes. Linien, die nach einem bestimmten Format gezogen sind und durch Überschneidungen und Verdichtungen Räumlichkeit und Weite erzeugten. Wer wollte, durfte auch noch optische Täuschungen beobachten, etwa die Krümmung gerader Linien durch Überschneidungen und so fort.

Solide

Sonst blieb sich die Galerie St. Johann treu und präsentierte mit Geitlinger und Staudt gewohnt Souveränes, für den Fan immer eine sichere Bank, für die anderen etwas trocken.

Irgendwie indifferent

Nach der Künstlerbundaustellung in der Stadtgalerie Ende des letzten Jahres und der Saar-Lor-Lux-Ausstellung in der Modernen Galerie mußte man um die künstlerische Potenz des Kunsterziehers, Künstlers und derzeit noch kommissarischen Künstlerbundvorsitzenden Volker Lehnert bangen und für seine Einzelausstellung in der Galerie Weinand-Bessoth Schlimmes befürchten. Der geschäftige Mann – immer sind irgendwo irgendwelche Arbeiten von ihm der Öffentlichkeit zugänglich – hatte dort Bilder ausstellen lassen, die den Betrachter mit einer subtilen Farbigkeit, jenseits von Harmonie und Disharmonie, konfrontierten. In ihr dümpelten irgendwelche Liniengespinnste herum und ir-

gendwie wollte das eingesetzte Mittel der Collage sich nicht zum Ganzen fügen.

Es darf Entwarnung gegeben werden. Mit der ihm gegebenen Disziplin schaffte Lehnert es, der Farbe Herr zu werden. Bis auf zwei, drei kleine Fehlgriffe arrangierte er sie gekonnt auf der Fläche und vernetzte sie mit der für ihn typischen Lineatur. Damit das Ganze nicht zu platt wurde, zauberte er darüber wie von einem anderen Bild Gnome, Gespenster und dergleichen Wesen mehr. Hier und da klebte noch irgendetwas ohne ersichtlichen Grund. Irgendwie paßte das eine mit dem anderen immer noch nicht zusammen, störte sich aber nicht weiter und ergab einen insgesamt netten Eindruck. So die großformatigen Bilder. Da erschien es fast kühn, daß er in seinen kleinformatigen Arbeiten auf Papier auf inhaltlichen Schnickschnack verzichtete und sich nur noch an Linie und Farbe ergötzte.

Irgendwann verließ man die Ausstellung irgendwie indifferent.

Brandstiftung als prophetische Mission

Man nehme: angezündeltes oder anderweitig ruiniertes Papier aller Art, klebe es auf eine Leinwand, verstreiche riesige Mengen Schwarz, setze dazu etwas geometrisierendes Rot, ersetze es bei anderen Bildern durch diverse Ockerabstufungen, würze gelegentlich mit einer Prise Blau oder schmecke mit dahingestreuem Grün ab, stocke mit einem Rechteck die Bildkonstruktion und verfeinere zum Schluß mit einem Kreuz oder einer figurativen Assoziation. Dies aber mit Vorsicht, ihr Ungelenkes könnte sonst zu peinlich vorschmecken.

So oder so ähnlich verfährt Hübsch seit einiger Zeit mit nicht geringem Ehrgeiz und nicht geringem Erfolg. Daß dieses Rezept fast immer funktioniert, demonstrierte er jetzt wieder in der Galerie Weinand-Bessoth. Schwarz und Rot sind eh eine emotional stark aufgeladene Farbpaarung, wie jeder Designer weiß. Alles Gekreuzigte sorgt für eine sakrale Atmosphäre. Und im Verein mit dem mißhandelten Papier wirken seine Bilder wie abgepackelte Kirchenaltäre. Die Ockervariationen führen eine chthonische Komponente ein und um den Zeitgeist kümmert sich der gestische Farbauftrag.

So wie uns Hübsch, grauenvoll fasziniert, vor den großformatigen Bildern in die Knie zwang, zwang er uns auch vor seiner Serie Votivtäfelchen analoger kleinformatiger Bilder nieder. Alle Schmach seines prophetischen Zorns ergoß sich

über unser gebeugtes Haupt, das Fegefeuer brannte alttestamentarisch. Dann plötzlich Hoffnung! Die Zeichnungen! Ganz im Gegensatz zu seinen sonstigen Gewohnheiten kam Hübsch, der Gnädige, auf ihnen wie vom Licht gewandelt daher. Geradezu kokett setzt er eine letzte Brandspur als Mahnung und Markenzeichen aufs Papier, lässig ästhetisierend, genialisch heiter.

Hübsch werde mit missionarischem Auftrag für zwei Jahre nach Berlin enteilen, heißt es. Schlimmer noch, er habe angedroht, sich hinfort der Videokunst zu widmen.

Netter Nachmittag

Das Stadtmuseum St. Wendel im Mia-Münster-Haus widmete seine diesjährige Sommerausstellung Skulpturen, Objekten und Installationen saarländischer Künstler. Nach eigenem Bekunden sollte im wesentlichen das Verhältnis des Gegenstandes zum Raum thematisiert werden. Abgesehen davon, daß es bei fast jeder Bildhauern gewidmeten Ausstellung um dieses Verhältnis geht, war es eine Ausstellung, die den Ausflug lohnte. Das große Aha-Erlebnis blieb zwar aus, woher auch, aber bekannte und weniger bekannte Künstler waren angenehm locker über die Räumlichkeiten verteilt und luden zu einem entspannten Kunstbummel ein.

Nur einige Beobachtungen: Dietmar Bingers Arbeit hat mich – was man von anderen Arbeiten Bingers nicht immer behaupten kann – in ihrer Schlichtheit beeindruckt. Nicht nur der Gag, daß sein geliebtes, leichtes Isofloc zusammen mit den Paletten, in deren Leerformen es angereichert war, wie zwei Reihen Betonmauern aussah, sondern auch der stille Farbklang des sauberen Palettenhellbrauns mit dem Grau des Isoflocs rührten an. Schade nur, daß ein derart sensibles Objekt von dem Hammertitel „Die Entdeckung der Welt – DAZWISCHEN“ totgeprügelt wird.

Da kommt der vielgeschätzte Horst Hübsch ganz anders daher. Seine auf verkohlt getrimmten Aktenordner hießen die „Geburtshelfer des Absurden“. Darüber konnte man noch lachen, während die Objekte nur ein genervtes Seufzen entlockten.

Anders als Hübsch hat sich Viva bereits einen zweifelhaften Ruf als Objektmacher erworben. Kohle in seiner zweifachen Bedeutung spielt dabei die Hauptrolle. So auch hier: fein säuberlich in gleich große Stückchen zersägte Äste, in mehreren Lagen aufgeschichtet vor einem mit Kohle bekleb-

ten Brett. Diese „Reflexion V.“ über Materialumwandlung erschien mir jedoch sehr platt, handwerklich war sie außerdem noch schlecht gemacht. Ging es an, das Holz einfach zu schichten, so wies das Aufkleben der Kohle eindeutig auf das Unvermögen hin, für das Material adäquate Darstellungsmöglichkeiten zu finden. Es wird Oskar Holweck, dessen Reißobjekte ohne Fehl und Tadel sich im gleichen Raum befanden, ein Graus gewesen sein. In solchen Fällen spricht er, seine Grundlehrlinge wissen davon ein Lied zu singen, von Bastelei. Von Karin Kremers Objekt, das sich zu allem Überfluß auch noch in diesem Raum breit machte, schweigt man besser.

Heinrich Popp's Idee, den Schmelzprozeß zweier Eisblöcke, über denen ein Stab lagert, per Video zu dokumentieren, hätte auch ohne literarische Zugabe der Geschichte eines nach 150 Jahren aufgefundenen Polarexpeditionsteilnehmers funktioniert. Leider ruinierten eine unmotivierte Schnitttechnik und zum Schluß das Auftauchen einer Rose als Symbol der Vergänglichkeit oder Liebe oder was die Idee gründlich. Schade.

Im Windschatten der eher merkwürdigen Installation des HBK-Professors Bodo Baumgarten tauchten einige Studenten auf, die mit ihren rotzigen, schrillen Objekten nicht unwesentlich zum Vergnügen beitrugen. Leslie Huppert z. B. hängte in „Abläufe“ 11 Figuren, Fetische, Inkubi, Götzen, Gnome wie Marionetten auf. Ihre Gestaltung erinnerte an Erfindungen der „art brut“ oder der Gruppe Cobra und waren wohl auch ähnlich assoziativ entstanden. Manche Leiber waren übersät mit Nadeln, andere an empfindlichen Körperteilen mit Schnüren gefoltert wie bei Hieronymos Bosch. Ein gemalter Frieserläuterte diese als Verarbeitung der Erfahrung, die die Künstlerin bei der Geburt ihres Sohnes gemacht hat. Na denn... C. H. Cordes leicht verfremdete Alltagsgegenstände waren an Stellen aufgebaut, an denen man sie nie vermutete. Der ominöse „Sockel des Lasters“ stand auf dem Informationspult, fünf Limoflaschen in luftiger Höhe auf einem Sockel, die Milchflaschen im Eingangsbereich wurden nur durch das Hinweisschild zur Kunst. Ein Objekt fand ich trotz mehrfachen Suchens nicht. So hob er die Trennung zwischen Kunstgegenstand und Alltagsgegenstand auf. Ein einfacher Trick, aber sehr wirkungsreich.

Kunstwerke von Rompza, Hochscheid, Federkeil trugen das ihre bei, daß der Besuch in St. Wendel zu einem netten Nachmittag wurde.

Rockmusik im Saarland: Die Szene lebt!

Von Henning Rabe



Die No Names, Bela Lugosi, Odd Man Out, Die Don't Cares, Wolfchild, Frankenstein, The Seekers, Blind Obsession, The Witch, Extreme Noise, Beat on the Rocks, Art of Gerfros, Les Hommes Volants, Brenton Road, Negative White, Blind, Dogbreath, TVC One Five, Sammy Hohlblock & 5 Sack Zement, Crystal Rose usw., usw.

Wer kennt sie schon, die saarländischen Rockbands, die eigene Songs spielen, die sich nicht an den Gesetzen des kommerziellen Marktes orientieren? Sie singen Lieder, die nicht unbedingt das Ohr tätscheln. Sie machen Musik, die auch den Lärm unserer Umgebung mit einbezieht; kein Wunder, daß Heavy Metal im Saarland kein unbekanntes Gebiet ist. Kreativität wird ganz groß geschrieben. Die Gruppen orientieren sich an anderen Standards, als die Popindustrie, es wird experimentiert. Nicht alles klingt professionell, aber die Beatles sind ja schließlich auch aus einer Amateurband entstanden.

Wer jemals auf einem Konzert von saarländischen Musikern gewesen ist, wird gesehen haben, daß es bei fast jeder Band eine kleine, aber engagierte Fangemeinde gibt, die sich in keine Schablonen pressen läßt. Man hört die Musiker am besten live, um sie zu verstehen. Hier ist Musik nicht nur Klangtapede (Radio Salü läßt grüßen), sondern hat Bedeutung, drückt Lebensgefühl aus und das kann manchmal sehr rüde sein. Genau diese Tatsache trägt nicht unbedingt zur Etablierung dieser Musik bei. Harte Töne, Krachmusik, Garagensound, sogenannte Independent-Musik ist so manchen Zeitgenossen ein Dorn im Auge. Davon können die Konzertveranstalter ein Liedchen singen. Wenn es denn einmal gelingt, ein Konzert auf die Beine zu stellen, sind Be-

schwerden der Anwohner an der Tagesordnung. Der Schallpegel wird gemessen, mit Verboten wird gedroht.

Dies sind die Rahmenbedingungen für Rockmusik von unten. Daraus resultieren die Schwierigkeiten bei der Suche nach Proberäumen – bei der bestehenden Wohnungsnot in Saarbrücken und anderswo ein wirkliches Problem. Die finanzielle Ausstattung von eigensinnigen Musikern ist schon immer kompliziert gewesen. Teure Anlagen und Instrumente werden angeschafft und müssen auch irgendwann einmal bezahlt werden. Die Illusion, daß eine saarländische Lokalband diese Kosten hereinspielt, ist unrealistisch. Denn die Verdienstmöglichkeiten von Rockbands beschränken sich auf Stadtfeste, Privatfeten, wenige öffentliche Veranstaltungen und Wettbewerbe.

Die öffentliche Musikförderung, die sich nicht mit den ungeheueren Summen für die Sportförderung messen kann, ist für diese Musiksparte fast nicht vorhanden. Sie beschränkt sich auf kleine Zuwendungen bei Rockveranstaltungen, Preisgelder bei offiziellen Wettbewerben und verbilligte Hallenmieten. Einzigartig und ein Schritt in die richtige Richtung ist die Einrichtung eines Rockbeauftragten in der Stadt Saarbrücken. Bei ihm erfahren die Bands wenigstens, was sonst noch so los ist, bei ihm gibt es Listen von Auftrittsorten, er hat zumindest einmal eine Warteliste für Proberaum-Interessenten angelegt und kann damit nachweisen, daß es ein großes Interesse an dieser musikalischen Ausdrucksform gibt. Die kleineren Städte und Gemeinden haben z. T. recht aktive Jugendpfleger, die die jungen Musiker oft ermuntern, weiterzumachen und ihren

eigenen Stil zu entwickeln. Dies ist um so wichtiger, weil die Jugendlichen gerade an sozialen Brennpunkten die Musik als Lebensäußerung dringend benötigen.

Ich würde mir wünschen, daß auch das Kultusministerium sich engagierter um die Rockgruppen im Lande kümmerte; etwa mit einem Ansprechpartner, der in irgendeiner Weise Kontakt zur Rockmusikszene hält, aber dies scheint (angesichts leerer Kassen) wohl für das Saarland schon zu viel zu sein.

Kommerzielle Sponsoren sind schon häufiger anzutreffen. Da sind zum einen die einschlägigen Musikfachgeschäfte, die direkt am Kontakt mit aktiv musizierenden Gruppen interessiert sind, zum anderen die Getränkeindustrie oder an jungen Leuten interessierte Banken und Geschäfte, deren Logos die Auftrittsorte zieren.

Bedauerlicherweise hat der Saarländische Rundfunk die einzige Sendung, die sich konsequent und unterstützend für Nachwuchsbands im Lande eingesetzt hat, mit einer völlig veränderten kommerziellen Musikfarbe auf SR 1 (Europawelle Saar) verschoben. Das in den letzten Jahren erfolgreich praktizierte Konzept der sukzessiven Förderung der lokalen Rockmusikszene ist damit für „Kraftpaket – Querfunk“ aufgegeben worden. Der ursprüngliche Querfunk ist lediglich am Sonntagmittag noch eine Stunde auf SR 2 Kultur (ohne öffentliche Veranstaltungen) verblieben. Die neu eingerichtete Sendung „Tonkopf“ auf SR 4 kann den ursprünglichen Querfunk nicht annähernd ersetzen.

Der vom saarländischen Rockmusikverband in Verbindung mit dem Kultusministerium, der Stadt Saarbrücken, dem Saarländischen Rundfunk und einer kommerziellen Kultursponsoring Firma durchgeführte „Rockzug 91“ hat leider keinen durchschlagenden Erfolg verbuchen können. Nur wenige Saar-Lor-Lux-Bands waren anwesend. Die eigentliche Szene blieb vor der Tür.

Zu nennen wäre noch die Ausstellung: „Saar Rock History“, die die Anfänge der Rockmusik im Saarland veranschaulichte. Sie ist eine interessante Aufarbeitung der Geschichte der legendären saarländischen Bands, klammert aber die heutige Musiker-Generation und ihre gegenwärtige Entwicklung aus. Daher eignet sie sich zwar hervorragend für Historiker, Nostalgiker und Altrockers, bringt aber den heutigen Bands nicht allzuviel Erkenntnisse.

Trotz vieler negativer Begleitumstände sind die Rockgruppen im Saarland musikalisch sehr vielfältig. Die Palette der Bands reicht von Pop-orientierten Gruppen über funkige Musiken bis zu Avantgardebands und Hartrockern. Die Fluktuation innerhalb der Szene ist relativ hoch. Aus diesem Grund ist eine Information innerhalb der Szene ziemlich wichtig. Sie wird durch Flüsterpropaganda (man kennt Musiker, die Musiker kennen), oder durch Szene-Blätter wie „Zentralorgan“ oder „Goar“ und durch die Fan-Szene verbreitet.

Neuerdings haben einige Bands aus dem Saarland (zusammen) eine Sammelplatte unter dem Namen „All About Music – CD Sampler“ veröffentlicht. Sie gibt einen guten Einblick in die musikalischen Strömungen von unabhängiger saarländischer Rockmusik aus dem Jahre 1991. Da ist Soul genauso wiederzufinden wie Avantgardeklänge oder Hartrock.

Die saarländische Rockszenen ist nicht tot – sie lebt. Dafür sorgt das unglaubliche Engagement der hiesigen Rockmusiker. Die offizielle Förderung allerdings macht den Eindruck, daß sie dem Erfolg ständig hinterher rennt. Daß sich die Rockszenen auch national sehen lassen kann, beweisen die saarländischen Rockmusiker immer wieder bei den Ausscheidungen zu den diversen nationalen Rockwettbewerben (Bundesrockfestival, Ruhrrockfestival, Varta-Wettbewerb, etc.).

Dvořák satt – Publikum matt

Die Musikfestspiele Saar, zweiter Durchgang

Von Nike Kaisinger

Die Idee stammt von seinem Pianistenkollegen Justus Frantz – die Idee zu einem landesweiten Musikfestival mit Konzerten bis in die entlegensten Winkel der Region. Was Schleswig-Holstein recht ist, kann dem Saarland nur billig sein, fand Robert Leonardy und rief vor zwei Jahren die ersten Musikfestspiele Saar ins Leben.

Das Risiko war nicht gering, war doch erst kurz zuvor der Versuch, hierzulande ein Festival großen Stils zu etablieren, kläglich gescheitert. Im Gegensatz zum glücklosen früheren Staatstheater-Dramaturgen Veit W. Jerger plante jedoch der saarländische Klavierprofessor Leonardy sein Festival mit organisatorischem Geschick und auf der soliden Grundla-

ge reichlich fließender Sponsorengelder, wobei sich vor allem die Karlsberg Brauerei engagierte. Nach der Premiere im Jahr 1989, die sich mit einem auffallend hohen Anteil an Nachwuchskräften und saarländischen Künstlern noch in eher bescheidenem Rahmen hielt, scheinen die als Biennale konzipierten Musikfestspiele Saar nun den Kinderschuhen entwachsen zu sein.

Dank einem inzwischen zu Millionenhöhe angewachsenen Etat konnten renommierte Orchester, Chöre, Dirigenten und Solisten eingeladen werden. Leonardy hat sich vor allem um Interpretieren aus der Tschechoslowakei bemüht – schließlich stand im Mittelpunkt des diesjährigen Festivals das Werk Antonín Dvořáks, dessen Geburtstag sich 1991 zum 150. Mal jährte. Damit schlug der findige Festivalleiter gleich zwei Fliegen mit einer Klappe: Er konnte Dvořák-Interpretationen anbieten, die durch ungebrochene böhmische Musiziertradition fast so etwas wie Authentizität beanspruchen dürfen, und er betrieb Festivalpolitik ganz im Trend der Zeit – seit dem Fall des eisernen Vorhangs ist Ostkultur in Mode und, ein nicht ganz unwichtiger Tatbestand, außerdem noch bezahlbar.

In der Tat war die Parade der tschechoslowakischen Orchester und Ensembles imposant. Spitzenniveau erreichten die Konzerte mit der Tschechischen Philharmonie, dem Prager Rundfunk-Sinfonieorchester und dem Talich-Quartett. Durch Kooperation mit anderen Veranstaltern weitete Leonardy das Programmangebot noch aus und konnte so beispielsweise ein Konzert mit den Münchner Philharmonikern unter Sergiu Celibidache in sein Festivalprogramm aufnehmen. Allerdings: Solches Trittbrettfahren dient vielleicht dazu, das Renommee zu steigern, hat aber mit der eigentlichen Programmkonzeption nichts zu tun: „Celi“ dirigierte nämlich keinen Dvořák, sondern seinen über alles geliebten Bruckner.

Die Grundidee des Festivals, seine Konzentration auf das Werk eines einzigen Komponisten, unterscheidet es von vergleichbaren Festwochen, die sich oftmals in programmatischer Beliebigkeit gefallen. Die Chance, dabei auch die unbekannteren, heute vernachlässigten Seiten eines Komponisten zu entdecken, bot sich bei Dvořák ebenso wie 1989 bei Mendelssohn. Da Dvořák in fast allen Gattungen heimisch war, stand eine bunte Werkpalette zur Auswahl, die viele Besetzungsvarianten und Aufführungsräume forderte: das Spektrum reichte von den repräsentativen Chor- und Orchesterwerken bis zum intimen Klaviertrio, vom Te Deum bis zum weltlichen Männerchor, vom wenig geläufigen Streicherterzett bis zu den fast bis zum Überdruß gehörten Erfolgsstücken wie etwa der „Sinfonie aus der Neuen Welt“. Langeweile kam also nicht auf, zumal Dvořák weit mehr bietet als böhmisches Urmusikantentum. Unüberhörbar war auch er ein Kind seiner Zeit und sog alle möglichen Einflüsse auf – wel-

che, das erläuterten unter anderem einige Referenten des die Festspiele begleitenden wissenschaftlichen Kolloquiums. (Auch in diesem Punkt hat sich das Festival gemausert: aus dem wenig befriedigenden Podiumsgespräch der Mendelssohn-Hommage 1989 wurde ein dreitägiges Dvořák-Symposium, an dem sich zahlreiche in- und ausländische Wissenschaftler beteiligten.) Die mal mehr, mal weniger zu bemerkende Affinität des böhmischen Komponisten zu seinen Zeitgenossen (Brahms, Wagner, Liszt, Smetana) hätte allerdings in den Konzertprogrammen weitaus stärker beleuchtet werden können.

Über zwei Dutzend Konzerte in drei Wochen, fast ausschließlich mit Musik von Antonín Dvořák – da machte das saarländische Publikum nicht immer mit. Seine Beteiligung fiel höchst unterschiedlich aus. Einige Konzerte waren ausverkauft, in anderen wiederum gab es kaum mehr Leute im Saal als auf der Bühne (etwa bei der Aufführung der „Geisterbraut“ in der Saarbrücker Kongresshalle). Bereits das Eröffnungskonzert mit der international renommierten Tschechischen Philharmonie fand überraschend geringe Resonanz. Hingegen haben die saarländischen Musiker, die Leonardy in seiner Programmpolitik klugerweise nicht übergang, hier zu Lande natürlich ihre treuen Anhänger und blieben deshalb von Besucherpleiten weitgehend verschont. Fragt sich, ob die Festspiele nicht ein wenig zu „groß“ fürs kleine Saarland angelegt sind, ob nicht weniger mehr gewesen wäre. Kritiker der allseits grassierenden „Festivalitis“ zweifeln nicht ganz zu Unrecht daran, daß die Sponsorengelder in Millionenhöhe angesichts leerer Stuhlreihen sinnvoll eingesetzt sind. Befürchtet wird zudem, daß eben diese Gelder dann für wichtige kleinere, weniger spektakuläre Projekte fehlen. Es ist schließlich kein Geheimnis, daß die saarländischen Gemeinden, die Landeshauptstadt ausgenommen, sich mit einem breiten, durchgängigen Kulturangebot finanziell schwertun.

Die Musikfestspiele Saar 1991 haben Antonín Dvořák ausgiebig, ja erschöpfend gefeiert. Ihr Konzept erwies sich im großen und ganzen als tauglich – nicht zuletzt deshalb, weil das klischeehafte Bild vom böhmischen Spielmann deutlich korrigiert werden konnte. Auch 1993 sollen die Festspiele wieder e i n e m Komponisten gewidmet sein. Ob Robert Leonardy allerdings mit Liszt, oder gar mit Rachmaninow (50. Todestag), mit denen er derzeit liebäugelt, gut beraten ist, mag schon jetzt bezweifelt werden. Da ließen sich sicher vielseitigere und ebenso vom herkömmlichen Musikbetrieb partiell vernachlässigte Komponisten finden (zum Beispiel Schumann oder vielleicht Haydn). Kein Kriterium sollten jedoch irgendwelche Jubiläen sein – die runde Zahl von Geburts- und Todesjahren ist heutzutage viel zu sehr zum Fetisch geworden.

Das Saarrevier unter Wilhelm Zwo



„Unser Kaiserpaar“ vor dem Rathaus St. Johann (1904)

Hans-Walter Herrmann, (Hrsg.): *Das Saarrevier zwischen Reichsgründung und Kriegsende (1871–1918)*. (Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung 18). Saarbrücken 1990. SDV Saarbrücker Druckerei und Verlag GmbH. 184 S., 16 Abb., 1 Karte.

Als das Deutsche Reich 1871 gegründet wurde, war die erste Phase der Industrialisierung fast beendet. Die Konstituierung der großen Industrieregionen seit dem „take off“ der 30er oder 40er Jahre im Ruhrgebiet, an der Saar und in Oberschlesien hatten Regionen in Deutschland entstehen lassen, in denen die sozialen und politischen Folgen der ökonomischen und technologischen Umwälzungen frühzeitig greifbar waren: die Entstehung des vierten Standes, hohe Mobilität, soziale Desintegration und die Herausbildung neuer wirtschaftlicher und staatlicher Strukturen.

Auch an der Saar markieren die Jahre zwischen Reichsgründung und 1. Weltkrieg eine ent-

scheidende Etappe der Entwicklung vom pauperisierten Agrarland zum modernen Industrieregion. Schließlich bildeten sich während dieser Jahrzehnte in den preußischen Saarkreisen und dem zu Bayern gehörigen industriellen Ballungsraum um St. Ingbert die prägenden ökonomischen, demographischen und sozialen Strukturen der „Saar“ als Industrieregion.

Der Ausbau des Eisenbahnnetzes hatte die Saarregion an das deutsche und französische Verkehrsnetz angeschlossen. Die Konzentration der Montanindustrie im mittleren Saartal enthielt den entscheidenden Akzent und die strukturelle Besonderheit durch die wirtschaftliche Verflechtung mit dem lothringischen Wirtschaftsraum. War doch im Ergebnis des Krieges von 1870/71 die hemmende wirtschaftsgeographische Grenzlage des Saarraumes beseitigt worden und die wirtschaftliche Großregion Lothringen-Luxemburg-Saar sollte ein entscheidender Faktor im schwerindustriellen Wirtschaftsgefüge des kaiserlichen Deutschland werden. Seit dem

Anfang der 80er Jahre hatte die technologische Innovation des Thomas-Verfahrens eine Verhütung der lothringischen und luxemburgischen Minette in den saarländischen Eisenwerken möglich gemacht. Die enorme Produktivitätssteigerung im industriekapitalistisch betriebenen staatlichen Bergbau schickte sich an, die Arbeits- und Lebenswelt der Bergleute radikal zu verändern. Auch im sozialkulturellen Bereich erhielt die Saarregion in diesen Jahrzehnten entscheidende Ausprägungen. Denn die Bevölkerungsverdichtung in den montanindustriellen Ballungsgebieten schuf die bis weit ins 20. Jahrhundert hinein reichenden sozialtopographischen und konfessionellen Strukturen sowie die prägenden Sozialmilieus: die typisch saarländische Form der (halb) proletarischen Existenz in der Arbeiterschaft auf der anderen Seite und die soziale Verbindung von bodenständigem Unternehmertum und preußisch-königlicher Beamtenschaft.

Zusammen mit dem halb-agrarischen Hinterland als „Arbeitskräftereservoir“ wurde das

Montanrevier an der Saar nach dem 1. Weltkrieg temporär aus dem deutschen Staatsverband herausgelöst. Im Wilhelminischen Reich formierte sich also auch, wenn man es auf eine kurze Formel bringen will, das sozioökonomische Substrat des saarländischen „Sonderweges“ zwischen 1919 und 1959.

Man ist deshalb dankbar, daß jetzt nach drei Jahren die Vorträge der Dillinger Tagung der Kommission für saarländische Landesgeschichte und Volksforschung vom September 1988 in Buchform vorliegen.

Der Band, von Hans-Walter Herrmann herausgegeben, zeugt in den meisten Beiträgen von unspektakulärer Kärnerarbeit der Spezialisten regionalgeschichtlicher Forschung, zum Teil auch von dem Bemühen um neue, theoriegeleitete Fragestellungen. Fern ist ihm der modische Habitus der Streiter um das neue regionalgeschichtliche Selbstverständnis. Es geht – mit zwei Ausnahmen – im wesentlichen um faktenreiche, quellen- und literaturgesättigte Überblicke, weniger um neuartige Fragestellungen: Historiker als gewissenhafte Buchhalter der Geschichte, nicht als deren deutende Verkünder.

Hans-Walter Herrmann vorzüglich kommentierter Literaturbericht zur regionalgeschichtlichen Forschungsstand zum Thema **Saarrevier zwischen Reichsgründung und Kriegsende**“ eröffnet den Band. Die faire und vornehm-zurückhaltende Beurteilung auch neuester Literatur überzeugt. Dankbar ist man neben dem Aufweis disparater und oft entlegen publizierter Spezialarbeiten für zwei Dinge: die Hinweise auf ältere, noch

nicht überholte Literatur und die mit sicherem Blick für das Wesentliche aufgezeigten Wissenslücken und Forschungsdesiderate. Der Betrag wird abgeschlossen mit interessanten Überlegungen zu den Entwicklungschancen Saarbrückens vor dem 1. Weltkrieg. Um 1910 war die Saarmetropole ja nach Straßburg, Köln und Mainz die viertgrößte Stadt auf dem linken Rheinufer. Saarbrücken hatte aufgrund der Tendenzen im administrativen, politischen und wirtschaftlichen (man müßte ergänzen auch auf dem militärischen) Sektor gute Chancen, sich zu einem südwestdeutschen „Oberzentrum“ zu entwickeln. Der scharfe Einschnitt der Abtrennung des Saargebietes unter der Völkerbundsverwaltung unterbrach diesen Weg. Erst nach „Normalisierung“ der politischen Lage seit dem Ende der 50er Jahre unseres Jahrhunderts konnte er wieder beschritten werden.

Der Saarbrücker Wirtschaftshistoriker **Paul Thomes** stellt die Entwicklung an der Saar in den Rahmen der gesamtwirtschaftlichen konjunkturellen Großwetterlage im Deutschen Reich nach dem Krieg 1870/1: **Die Saarwirtschaft nach der Reichsgründung zwischen Boom und Krise**. Wir wissen, daß Gründerboom und Gründerkrise sich in Deutschland nicht nur regional, sondern auch sektoral unterschiedlich ausgeprägt hatten. Dies gilt in besonderem Maße für die Saarregion. Thomes kann anhand des Bergbaus, der Eisenindustrie, der mittelständischen Unternehmungen und des Bank- und Kreditgewerbes zeigen, daß die Saarwirtschaft mit Ausnahme der Eisenhütten sowohl vom

Gründerboom als auch von der nachfolgenden Krise nur in abgeschwächter Form tangiert wurde. Im Bergbau wirkte sich dank anhaltend guter Nachfragelage, langfristiger Lieferverträge und einer eher defensiven, auf die Erhaltung der angestammten Märkte abzielenden Absatzpolitik des preußischen Bergfiskus das hektische konjunkturelle Wechselbad der Jahre nach der Reichsgründung eher als vorübergehende Verlagsamung des Aufschwungs der 60er Jahre aus. Ähnlich glimpflich überstand auch die traditionsreiche Glasindustrie die Wirtschaftsflaute bis 1879. Anders steht es bei der Eisenindustrie. Hier spürte man den konkurrenzvollen Höhenflug der Gründerjahre als auch den dramatischen Absatzeinbruch von 1873 in ähnlicher Weise wie im Ruhrgebiet. Gerade von der Fragestellung Thomes' aus wäre es lohnend zu untersuchen, wie weit die nach der Annexion Elsaß-Lothringens forcierte Verflechtung der Montanindustrie an der Saar mit der lothringischen dazu beigetragen hat, daß die nach 1873 einsetzende Wirtschaftsflaute und die folgenden unterschiedlich tief greifenden Stockungen von 1883–1887 und 1891–1894 an der Saar nicht die Intensität wie im Reichsgebiet erreicht hatten.

Vor allem nach der Erfindung des Thomasverfahrens (1879), als aus lothringischer Minette und Saarkohle hochwertiger Stahl gewonnen werden konnte, wird die Verbindung des Saarreviers mit Lothringen von außerordentlicher Bedeutung für die deutsche Schwerindustrie. **Konrad Fuchs** befaßt sich in seinem Beitrag mit der verkehrsmäßigen Infrastruk-

tur, auf der diese Verflechtung aufbrachte: **Ausbau und Funktionen des Eisenbahnnetzes im lothringisch-saarländischen Industrievier.** So wie der Eisenbahnbau an der Saar ab 1852 nicht nur die Transportprobleme der Saarindustrie für den Export auf die Märkte im Südosten und nach Westen löste, sondern auch das Revier mit einer neuen, bis heute spürbaren Raumstruktur versah, schuf der Ausbau der sekundären Schienenverbindungen zwischen der Saar und den lothringischen Industriezentren zumindest bis zum Weltkrieg einen durch die Prinzipien ökonomischer Ausbeutung der Bodenschätze bestimmten ersten „Saar-Lor(-Lux)“-Raum. Der vor allem auf der deutschen Seite verbuchte ökonomische Erfolg dieser Kombination ließ vergessen, daß sein französischer Teil ursprünglich, sieht man von den nationalpolitischen Motiven ab, weniger aus wirtschaftlichen als aus militär-strategischen Gründen annektiert worden ist.

Michael Sanders Beitrag über die **Gewerkschaftsbewegung im Montanrevier** ist eher eine Überblicksdarstellung zur äußeren Organisationsgeschichte. Seine Erklärungsansätze für die „Verspätung“ der klassischen Arbeiterbewegung im Saarrevier fußen auf der bisherigen Literatur auf: Die Organisation der Arbeiter ist im wesentlichen bestimmt durch drei Faktoren: den Staatsbesitz fast aller Gruben, eine Rekrutierungspolitik und Sozialfürsorge der preußischen Grubenverwaltung, die die mentale und soziale Bindung der Bergarbeiter an das ländliche Hinterland bewußt förderte und die lebensweltliche Verwurzelung

der Arbeiterbevölkerung in der katholischen Kirche. Die katholische Kirche bot sich den zugewanderten Arbeitern in ungewöhnlich hohem Maß an als ein Ort der sozialen und organisatorischen Integration. Damit wird die kirchliche Bindung ein entscheidender Faktor für die verspätete (mentale) Proletarisierung und die besonderen Formen des Streik- und Protestverhaltens.

Klaus Michael Mallmann beleuchtet in seinem Tagungsbeitrag die konfessionelle Gegenseite: **Zwischen Machtanbetung und Revolte-Protestanten und Proletarisierung an der Saar.** Auch er setzt seine Überlegung bei der saekularen Bedeutung der Zuwanderung von überwiegend katholischen Arbeitern in ein wesentlich protestantisch dominiertes Gebiet an. Die Konsequenzen dieser Konfessionsverschiebung können offensichtlich für das Verständnis der sozialen Prozesse im Saarrevier nicht hoch genug veranschlagt werden. Während des 19. Jahrhunderts stellten die Protestanten den zugewanderten katholischen Arbeitern gegenüber eine Art „Herrenschaft“ dar, dominierten sie doch im Bürgertum, bei den Beamten, in der Unternehmerschaft und den Spitzenpositionen der Bergadministration. Offensichtlich bildete auch für die protestantischen Arbeiter die Konfession ein mentales Band, das sie bis zum Ende des Jahrhunderts stärker auf die Seite des nationalliberalen Bürgertums und der preußisch-königlichen Beamtschaft zog, als auf die Seite ihrer katholischen Klassengenossen. Denn selbst in der „großen Streikzeit“ blieben sie im wesentlichen passiv und bewiesen staats-

tragende Königstreue. Erst weit nach der Jahrhundertwende scheint es den protestantischen Arbeitern möglich geworden zu sein, sich von dem „saarabischen“ Machtkartell aus Unternehmerschaft, Staat und Kirche mental zu lösen. Denn in den Jahren vor dem 1. Weltkrieg sind es zunächst vor allem die Protestanten in der Arbeiterschaft, die den Anhang der freien Gewerkschaften und den sozialistischen Arbeiterparteien (KPD und SPD) stellten. Mallmann sieht hier einen grundlegenden Wandel in den Orientierungs- und Verhaltensmustern. Man wird seinem interessanten religionssoziologischen Erklärungsansatz nicht in allen Punkten folgen müssen. Wegweisend aber scheint mir zu sein, daß Mallmann die Überlagerung und partielle Verstärkung der sozialen Klassenauseinandersetzungen mit den religiösen Konflikt- und Trennungslinien als entscheidenden Faktor zum Verständnis des spezifischen Proletarisierungsprozesses an der Saar nachweist.

Die grundlegenden Orientierungs- und Verhaltensmuster der Arbeiter im Saarrevier sind auch Gegenstand der Überlegung von **Richard van Dülmen.** Sein Beitrag hat die Vortragsform beibehalten. Gegenstand ist ein allgemein gehaltener Probelmaufriß zum Thema **Arbeiterkultur im Saarrevier.** Mittlerweile ist ja der unter seiner Herausgeberschaft konzipierte Band „Industriekultur an der Saar“ erschienen. In ihm werden eine Reihe der in diesem Vortrag angesprochenen Fragestellungen aufgenomen. Seine zentrale Forderungen beziehen sich einmal auf die Darstellung der sich in der zweiten

Hälfte des 19. Jahrhunderts formierenden Arbeiterkultur als Gesamtzusammenhang einer schichtenspezifischen Lebensweise. Zum anderen geht es ihm darum, den Formierungsprozeß dieser Teilkultur aus der Sicht der Arbeiter selbst darzustellen. Geschichte begriffen als Rekonstruktion von Erfahrungszusammenhängen weist den objektiven sozialen, politischen und ökonomischen Strukturen einen funktionalen Stellenwert zu, den es in ihrer Auswirkung auf den Lebenskontext der Arbeiter stets neu zu bestimmen gilt. Diesen sieht van Dülmen für die wichtigste soziale Großgruppe, die Bergarbeiter, geprägt von der Arbeit in weitgehend autonomen Arbeitsgruppen, der ländlich-dörflichen Umwelt, den patriarchalischen Herrschaftsverhältnissen, der christlichen Ordnungswelt und stabilen Familienzusammenhängen. Daß aus dieser stark traditionalistischen Lebens- und Arbeitswelt die Artikulation von eigenständigen Interessen und emanzipatorischen Ansprüchen sich nicht an die Deutungsschemata einer klassenbewußten Arbeiterschaft hält, ist einsichtig. Das vielschichtige Problem der Proletarisierung der Arbeiterbevölkerung im Saarrevier und der im Vergleich zu anderen Mustern ablaufenden Organisation der Arbeiterschaft wird nach van Dülmens Ansätzen eine neue Bewertung erfahren.

Eine Geschichte des Montanreviers an der Saar im Wilhelminischen Deutschland ist ohne die militärische Komponente nicht zu denken.

Die Bedeutung der Rüstungsproduktion im Imperium der

Röchling und Stumm müßte im Gesamtzusammenhang dargestellt werden. Es ist bedauerlich, daß für diesen Aspekt offensichtlich keine Beiträge gewonnen werden konnten. Seit der Annexion von Elsaß-Lothringen hatte Saarbrücken, die wirtschaftliche Metropole des Montanreviers, und seit 1815 permanent preußische Garnisonsstadt, eine neue militärische Bedeutung bekommen. Jede Karte des linksrheinischen Eisenbahnnetzes vor dem 1. Weltkrieg zeigt die Sonderrolle Saarbrückens: strategischer Verkehrsknotenpunkt und zentraler Umschlagplatz für Truppen und Nachschub im prospektierten Aufmarschgebiet gegen Frankreich. Es war nur konsequent, daß das Kaiserreich zwei Jahre vor Kriegsausbruch in Saarbrücken den Sitz des neuen Generalkommandos für das XXI. preußische Armeekorps einrichtete. Mit dem Kriegsausbruch ging, was wenig bekannt ist, die vollziehende Gewalt im Korpsbezirk an den kommandierenden General über. Dieser war damit nicht nur für die militärischen Belange, sondern auch für die Zivilbehörden zuständig. Zur Geschichte dieses Generalkommandos in Saarbrücken von 1912 und 1919 stellt der Beitrag von **Hanns Klein** wichtige faktographische Grundlageninformationen zusammen: **Das stellvertretende Generalkommando des Saarbrücker XXI./XVI. Armeekorps als Organ der Militärverwaltung im Ersten Weltkrieg.** Die Aufgaben der Militärbefehlshaber an der „Heimatfront“ umfaßten die Mobilisierung und Ausbildung der Ersatzformationen für die Kampftruppen, Kriegspropaganda und „Aufklä-

rung“ bei der Zivilbevölkerung, aber auch die Gewährleistung von Ruhe und Ordnung im Korpsgebiet. Insbesondere nach dem ernüchternden Steckrübenwinter 1916/17 und dem Scheitern der Westoffensiven im Sommer 1918 führte dies zu einer Reihe von Konflikten mit der Arbeiterschaft. Hier eröffnet Hanns Klein ein wichtiges Feld zum Verständnis des „Links-rucks“ der Arbeiter des Saarreviers in den Jahren nach dem 1. Weltkrieg. Auch zum Ausbruch der Novemberrevolution im Saarrevier, für die sich die Regional- und Lokalgeschichtsschreibung bislang im wesentlichen auf Presseberichte stützte, kann Klein neue Zusammenhänge aufzeigen. So wurde der Umsturz im Bereich des Saarbrücker Korps nicht von heimkehrenden und durchreisenden aufständischen Matrosen getragen, sondern von den (Ersatz-)Truppen vor Ort. Dabei kam den mit modernen Kommunikationstechniken arbeitenden Nachrichtensoldaten der Stäbe eine Schlüsselrolle zu.

Jede Antwort erzeugt neue Fragen. Diese Erfahrung machen nicht nur Historiker. So legt man das Buch aus Hand mit neuen Einsichten aber auch mit einem Bündel von Anregungen und offenen Problemen, die weiterer Klärung bedürfen. Wer sich mit der Geschichte des Saarreviers im Wilhelminischen Reich befassen will, wird ohne diesen neuen Band der Kommission für saarländische Landesgeschichte und Volksforschung nicht auskommen.

Jürgen Hannig

Edwin Dillmann (Hrsg.): Erinnerungen an das ländliche Leben – Ein historisches Lesebuch zur dörflichen Welt an der Saar im 18./19. Jahrhundert (Bd. 1 der SAARLAND-BIBLIOTHEK, hrsg. von Richard van Dülmen und Reinhard Klimmt), Werner J. Röhrig Verlag St. Ingbert 1991, 338 S., 21 Abb.

Als ersten Band einer sogenannten Saarland-Bibliothek editierte Edwin Dillmann mit einer umfangreichen Einleitung sieben autobiographische Texte, die uns Rückblicke auf das ländliche Leben des 19. Jahrhunderts in saarländischen Dörfern erlauben. Die Herausgeber (dieses Bandes bzw. der Reihe) haben authentische Lebenserinnerungen aufgespürt, die weitab von traditioneller Volkstumsideologie und Heimattümelei liegen, dafür aber um so näher an der damaligen erdigen Lebensfülle.

Der Umfang der verschiedenen Texte reicht von 6 bis 93 Seiten, je nach Auswahl durch den Herausgeber. Geographisch reichen die Beiträge von Beuren, Rissenthal und Oberlöstern im nördlichen Saarland über Lisdorf und St. Arnual bis Ensheim und Böckweiler im Süden. Zeitlich decken die Texte die ausklingende Feudalepoche bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ab.

Die Autoren gehören der Geistlichkeit und dem Lehrstande an, wer sonst auch in den noch nicht literalisierten Dorfwelten hätte solche Erinnerungen schreiben können. Daß diese Berufsausrichtungen teils zu moralisierenden Urteilen über die Bewohner (bei Hansen), teils zu skurrilen Ausführlichkeiten wie dem Botanisieren als Stecken-

pferd (bei Driesch) führten, ist verständlich. Es bleibt aber die Frage, was diese Autoren als eher untypische Menschen eines ländlichen Lebensraumes überhaupt aus ihrer gebildeteren Erinnerung als erzählenswert aufgriffen. Immerhin finden wir als Erzählgegenstände eine Palette von Haus und Familie, Handwerk und Institutionen, Erziehung in Familie, Schule und Freizeit, Alltag und Feiertag, Umgangsweisen unter Verwandten, mit Fremden und Freunden. Daß sich die 7 Beiträge darüber hinaus im Sprachstil unterscheiden, liegt nicht nur auf der Hand, sondern macht geradezu einen gewissen Reiz aus.

Die Erzählmotive der Autoren reichen – soweit dies aus den Texten zu erschließen ist – von persönlicher Lebensverarbeitung durch Autobiographie (Wust) über chronistische Dokumentation (Ewerling) bis zu persönlich-privater Aufzeichnung, die nie für einen fremden Leser bestimmt gewesen sein mochte (Driesch).

In solchen Quelleneditionen kommt der Einleitung als „Appetitregger“ zum Lesen enorme Bedeutung zu. Edwin Dillmann ist dabei eine ausgewogene Mischung aus historischer Einordnung, literarischer Beurteilung (S. 5–9), inhaltlichen Hinweisen auf Einzeltexte (S. 9–14) und psychologisch-didaktisch gemeinter Lesehilfe (S. 14–19) gelungen. Warum dabei die einzelnen Sichtweisen in das Kategorienkorsett „Wahrnehmen – Bewerten – Agieren“ eingezwängt werden mußten, bleibt unerfindlich, zumal die diesbezüglichen Zuordnungen oft mehr als fraglich sind.

Weil in den 7 Texten die Lebenszeiten des Alters gegenüber

Kindheit und Jugend unterrepräsentiert sind, gleicht Dillmann dieses Defizit mit einer zweiseitigen Schilderung aus der Sekundärliteratur (S. 19–21) aus.

Vier Seiten (S. 22–25) widmet der Herausgeber der notwendigen historischen Hintergrundausleuchtung, vornehmlich den ökonomischen und sozialen Wandlungsprozessen des 19. Jahrhunderts.

Diese Einordnung erst macht es auch dem regionalhistorisch weniger versierten Leser möglich, die Texte „wertend“ zu lesen. Andererseits ist aber zu befürchten, daß Leser durch die zahlreichen sozial-/kulturhistorischen „Fachausdrücke“ und durch den soziologisch-intellektualisierend daherkommenden Stil der Einleitung abgehalten werden, sich noch den eigentlichen, doch um so vieles einfacher geschriebenen Texten zuzuwenden. So schreibt Dillmann z. B. bzgl. Greutz (S. 11) „Sein Bericht ist besonders gut geeignet, die sozial-kulturelle Textur des Dorfes zu erschließen: das System symbolischer Kommunikation, das Gewebe sozialer Normen, Gewichtungen und Bezüglichkeiten, die Skandierung des Lebens und Modellierung des Handelns. Das durchaus mit suggestiver Anmutung auftretende Bild des Mikrokosmos, in den nur hier und da Kräfte von außen eingreifen, die bevorzugt unter der Signatur des Exotischen erscheinen, ist freilich nicht ganz unproblematisch.“

Trotz der im Grunde sehr profunden kulturhistorischen Perspektive der Einleitung hat der Herausgeber auf einige interessante Inhalte nicht hingewiesen, die z. T. geradezu einmaligen

Quellencharakter haben. Dies gilt z. B. für die Einblicke in das dörfliche Schulleben. Wo sonst erfahren wir schon so genaues über den pädagogischen Alltag, über den tatsächlich in hiesigen Landen realisierten Lehrplan, über das didaktische Vorgehen oder gar über das damalige Lehrerbild des Schülers oder das Schülerbild des Lehrers (S. 119–120)? Wo begegnen uns außerhalb bildungsbürgerlicher Autobiographien so viele entwicklungspsychologische Feinheiten früher Grundlegungen von Selbstbewußtsein, Wertschätzungen und sozialen Haltungen? Mag die Quellenkraft für einen anderen historischen Bereich wie z. B. die Familienforschung auch randständiger sein, wer aber als diesbezüglich Interessierter in diesen Texten auf einen konkreten individuellen Menschen stößt, erfährt dort viel mehr über dessen Charakter und seine Lebensumstände (wenn auch durch die Brille jenes Autors), als ihm dies nackte Datenskelette je bieten könnten.

Nicht vorzuwerfen ist dem Herausgeber das Fehlen von Texten über Dorfwelten des damals schon protoindustriellen Reviers zwischen Neunkirchen, Saarbrücken und Völklingen, wo der ökonomische und soziale Wandel schon weiter vorangeschritten war; denn die wenigen Autoren, die hierzu etwas zu sagen haben, sind eher dem Arbeitermilieu als dem hier angesagten ländlichen Leben zuzurechnen.

Der erste Erzähler (Christian Friedrich Handel, geb. 1776) gewährt uns Einblicke in sein Elternhaus, nämlich in die „Kulturinstitution“ des protestantischen Pfarrhauses, und ins St. Arnualer

Dorfleben. Wir erfahren etwas über den damaligen Wandel im Konsumverhalten und Einstellungen gegenüber Neuerungen, aber auch ganz eigenartige Individualitäten wie den Schulmeister Spür, den Schuhennrich und den Schreiner Kunz, deren Tun mitprägend für den jungen Pfarrersohn wurde. Er lernte den Hanfanbau und dessen Verarbeitung ebenso wie die Milchwirtschaft und den Obstbau, das Buttern und Dreschen und Schlachten. Und er schreibt selbst (S. 46), „daß fast einzig und allein das Leben, nur wenig aber die Schule mich bis zu meinem 12ten Jahre bildete“. Zwei entscheidende Punkte in Handels psychologischer Entwicklung sollten noch hervorgehoben werden: Seine ihn lange beschäftigenden (psychoanalytisch interessanten) Furchterlebnisse in früher Kindheit sowie der Wandel seiner Gefühle als Jugendlicher gegenüber den Franzosen aufgrund der unmittelbaren Erlebnisse bis hin zur Guillotinerung des Bübinger und Güdinger Meiers.

Der zweite Text ist ein pseudonymisiertes autobiographisches Fragment eines katholischen Geistlichen (Nikolaus Driesch, geb. 1803). Neben der ausführlichen Dorfschulillustration entsteht eine psychogramatische Skizze individueller Entwicklung, in der der heimliche Haßrespekt gegenüber den „tollen Knaben“ wie dem „grauen Matz“ (S. 88) ebenso hervorsticht wie die religiöse Verzückung, die ein Hochamt auf einen Knaben hervorzurufen vermochte (S. 93–94). Bezüglich der Sexualerziehung sah der Autor eine analoge Erklärung über die Pflanzenbestäubung als voll-

kommend hinreichend an. Kein Wunder also, daß in der patriarchalisch-klerikal bestimmten Welt, in der übrigens „kein Mädchen schreiben lernte“ (S. 116), die orgastische Beschreibung eines Frauenkörpers das Tabu einer Verschriftlichung nur verletzen konnte, wenn sie eingebettet war in die christliche Ritualisierung der Ausschmückung des Altars (wo ansonsten Frauen nichts verloren hatten). Der vom Herausgeber angemerkte Hang zur (Selbst-)Stilisierung kommt vor allem in der Sprache zum Ausdruck. So läßt er den fünfjährigen Knaben dem Onkel entschuldigend erwidern (S. 90): „Oheim, verzeiht, vergeßt! Die Sache war schneller geschehen, als sie sich erzählen läßt. Wohl begriff ich im Augenblicke, daß sie hätte unterbleiben sollen, allein ihre ganze Wichtigkeit erkannte ich doch nicht, wie ich sie jetzt erkenne. Verzeiht mir darum dies einzige Mal und seid versichert, daß ähnliches nie wieder in meiner Gegenwart statthaben wird.“

Den dörflichen Lebenszyklus mit Arbeiten, Feiern, Geborenwerden, Aufwachsen und Sterben, mit Spielen, Ritualen und Bräuchen breitet am besten der Text des Lehrers Jakob Grentz (geb. um 1830) über Ensheim aus. Auch hier spielt die erziehende Umwelt in dem (hier zusätzlich von Heimarbeit geprägten) Hause eine große Rolle (S. 164). Wir erfahren, wie allerlei Aberglaube und kirchliche Riten verwoben wurden (S. 173 ff.). Volkskundlich am interessantesten sind wohl die gesammelten Kinderreime und -lieder (S. 195–203), sowie die Bräuche von Hochzeit, Taufe und Sterben, wie sie sonst oft nur aus Verordnungen und

Verboten indirekt erschlossen werden können.

Johann Anton Josef Hansen (geb. 1801) entwirft ein sozialkritisches Bild seiner Pfarrei Lisdorf. Sein volkspädagogisches Ethos führt zugleich zu politisch-polizeilichen Ratschlägen der Sanktionierung, Verbesserung bzw. Beseitigung der angeprangerten Zustände. So beschäftigt er sich ebenso mit den seit Einführung der Feuerversicherung eskalierenden „warmen Abrissen“ wie mit auswanderungswilligen „Faulenzern“ (S. 224), mit „guten Soldaten“ (S. 225), mit dem „Luxus der Weiber“, dem „Haschen nach Blendwerk“ als „Quelle innerer Verarmung“ (S. 226), mit den (Un-)Sitten bei Hochzeiten und Begräbnissen (S. 229–233) sowie mit allgemeinen dörflichen Vergnügungen wie dem Wirtshausbesuch, dem er von ihm organisierte öffentliche Spaziergänge entgegenzusetzen versuchte (S. 233–234).

Daß der Volksschullehrer Peter Ewerling (geb. 1822) trotz sprachlicher Holprigkeit – so der Herausgeber – am dichtesten an seinem Gegenstand sei, vermag der Rezensent nicht zu folgen. Ob der Herausgeber aus dem an sich umfangreicheren Text hier die interessantesten Passagen ausgewählt hat, muß offenbleiben.

Nüchtern, emotionsverweigernd, geradezu trocken berichtet Friedrich Daniel Vogelgesang (geb. 1837), der Lehrerkollege in Böckweiler über den „alltäglichen Handlungsraum der Landbewohner“ und wirft einen Blick auf die dortigen Auswirkungen der 1848er Revolution.

Der letzte und bekannteste Autor ist Peter Wust (geb. 1884),

der katholische Existenzphilosoph aus Rissenthal. Seine autobiographische Aufarbeitung der kindlichen Wissenssehnsucht in einer demgegenüber verständnislosen Umwelt ist ein Kernstück dieses literarischsten unter den 7 Texten. Interessant ist auch hier die Aufdeckung der prägenden Kräfte für Peter Wusts Entwicklung: die Einstellung seines Lehrers für sein eigenes Nationalbewußtsein, die innerfamiliären Spannungen (S. 274–275) für seine Vereinsamung, die besonders in den pubertären Umwälzungen zutage tritt (S. 295–296), die Gegensätzlichkeit des grüblerischen Vaters (S. 276) und der heiteren Mutter (S. 279) für seine eigene Ambiguität zwischen „Ungewißheit und Wagnis“. Und wie für mehrere der sieben Autoren waren auch für Wust die unmittelbaren Naturerlebnisse der Heimat der Urbrunnen des Welterlebens (S. 286). Aber Wust macht zugleich deutlich, daß sich diese Erkenntnis erst aus der erfahrenen Rückschau gewinnen läßt (S. 272): „Mit staunender Bewunderung erkenne ich erst heute aus einer verwandelten Atmosphäre des Daseins heraus den ungewöhnlichen Reichtum dieser Einsiedelei, die mir die erste Einkehr in mich selbst und die erste Betrachtung der so vielfach verschlungenen Gewebefäden des menschlichen Lebens ermöglichte.“

Zum Schluß noch einige Anmerkungen zur Ausstattung und zur Handhabung des Buches. In sauberem Druck und gut lesbarer Schrift präsentiert der St. Ingbert Werner J. Röhrig Verlag dieses Auftaktwerk der Saarland-Bibliothek. Kritikwürdig ist aber die bildliche Illustration, was die

Auswahl der Fotos bzw. Abbildungen betrifft. Zu häufig entsprechen diese Illustrationen weder der Thematik noch der Örtlichkeit, der sie zugeordnet sind. Was hat die Martinskirche in Kölln mit Peter Wusts Rissenthal zu tun, was das Güchenbacher Hirtenhaus mit Drieschs Beuren? Dabei gibt es zur „Ausstattung“ des ländlichen Lebensraumes in saarländischen Dörfern eine Fülle publizierter Fotos und Zeichnungen.

Der Abschnitt „Hinweise zur Textgestaltung“ wäre, hätte man ihn im Inhaltsverzeichnis ausgewiesen, nicht so versteckt geblieben (S. 331), so daß man lange suchen muß, bis man die Erklärung für die verschiedenen Klammernarten findet. Etwas versteckt sind auch manche Hintergrundspuren, so z. B. die Authentizität der Zwischenüberschriften in den Texten, und andere Rahmeninformationen, die sich sowohl in den „Anmerkungen“ wie in den „Angaben zu den Texten“ wie in den kursiv gesetzten Texteinleitungen verbergen können.

Die Anmerkungen liefern erfreulicherweise zahlreiche Erklärungen von Ausdrücken und Sachverhalten. Schmerzlich vermißt wird aber die Erläuterung oder Kommentierung von wichtigen, heute nicht mehr gebrauchten Handlungsmustern wie z. B. dem Flachsbrechen, die durch die Texte selbst nicht ausreichend erhellt werden.

Sieht man von den angeführten kleineren Mängeln ab, so ist das gesamte Werk ein hervorragendes Beispiel, wie Kulturhistorie der unterbürgerlichen Schichten authentisch vermittelt werden kann.

Karl Ludwig Jüngst

Erinnerungen an „Joho“

Brigitte Steinle, (Hrsg.): *Johannes Hoffmann – ein Leben. o. O. o. J.* (Verlag Die Mitte, Saarbrücken 1991), 128 S.

Brigitte Steinle hat zum 100. Geburtstag ihres Großvaters Johannes Hoffmann am 23. Dezember 1990 ein „Gedenkbuch“ herausgegeben, in dem Weggefährten und Zeitzeugen an den Ministerpräsidenten des teilautonomen Saarlands 1947–1955 erinnern. Sie selbst skizziert knapp die Stationen, die den katholischen Bergmannssohn in den Kampf für den Status quo und in die Emigration nach der Abstimmung vom 13. Januar 1933 geführt haben. Hoffmanns Mitstreiter Hermann M. Görge schildert Details der Organisation der Flucht seines Freundes nach Brasilien, die nach der Besetzung Frankreichs durch deutsche Truppen 1940 überlebensnotwendig geworden war. Klaus Altmeyer berichtet über die Anfänge des politischen Lebens nach 1945: die Gründung der CVP und die Arbeit an der Saar-Verfassung von 1947. Dann folgen einige Würdigungen des Ministerpräsidenten Hoffmann: Sein Kanzleidirektor Franz Schlehofer preist seinen Beitrag zur deutsch-französischen Verständigung; Jakob Feller, von Hoffmann als CVP-Abgeordneter geworben, schildert ihn als engagierten Wahlkämpfer und energischen Verhandlungspartner in Paris; seine Mitarbeiterin Maria Schweitzer bekundet ihre Verehrung für den mutigen Kämpfer. In einem weiteren Beitrag thematisiert der Sozialdemokrat und Saarmesse-Initiator Heinz Grandmontagne noch einmal die europäische Dimension der Hoffmannschen Saarpol-

itik; und dann schreibt der Europa-Union-Vorsitzende Arno Krause ohne näheren Bezug zu Hoffmann über die Tätigkeit der Europäischen Bewegung an der Saar.

Natürlich hätte man sich aus Anlaß dieses Geburtstags eine intensivere Beschäftigung mit „Joho“ gewünscht: eine politische Biographie, die erklärt, wie der Zentrumsolitiker Johannes Hoffmann im Unterschied zu vielen seiner Parteifreunde zum überzeugten Antifaschisten wurde; eine quellengestützte Aufarbeitung seiner Regierungszeit, die die Details seines Ringens um die Autonomielösung rekonstruiert; eine Analyse seiner Befindlichkeit bei der Forcierung des Autonomieprojekts und bei dessen Scheitern.

Nur wenn die Umstände seines Handelns rekonstruiert und die Gründe für seine Entscheidungen glaubwürdig nachgezeichnet sind, läßt sich eine Würdigung dieser zentralen Persönlichkeit der neueren saarländischen Geschichte treffen, die über die Schilderung persönlicher Eindrücke und politische Glaubensbekenntnisse hinausgeht.

Freilich ist es nicht den Autoren anzulasten, wenn sie glauben, „Johos“ Politik zunächst einmal rechtfertigen zu müssen. Die Unfähigkeit der Saarländer, mit ihrer jüngsten Vergangenheit umzugehen, ist nach wie vor so groß, daß Leben und Werk ihres ersten Ministerpräsidenten für den größeren Teil der Öffentlichkeit immer noch im Schatten des Separatismus-Vorwurfs liegen. Es ehrt die Autoren, dagegen anzugehen; und es spricht für die Sensibilität des gegenwärtigen Ministerpräsi-



denten für die politische Kultur dieses Landes, daß er dieses Unternehmen mit einem Vorwort unterstützt. Darin würdigt er Hoffmanns Bruch mit herkömmlichen nationalen Denkkategorien, weist aber zugleich auf die Einschränkungen des Selbstbestimmungsrechts hin, die mit dem Saar-Statut von 1955 verbunden waren.

Oskar Lafontaine weist damit einen Weg, wie „Ja“-Sager und „Nein“-Sager von 1955 miteinander ernsthaft ins Gespräch kommen könnten. Das Insistieren auf den europäischen Überzeugungen Hoffmanns allein, wie es in den meisten Beiträgen zu finden ist, hilft ebensowenig weiter wie die apodiktische Behauptung in den mitabgedruckten älteren Texten von Karl Jakob Backes und Roland Stigulinszky, erst die Rückkehr der Saar zu Deutschland habe den Weg zur europäischen Einigung freigemacht.

Indirekt macht der Band deutlich, wie dringend eine politische Biographie ist, die sich auf eine Auswertung des Nachlasses von Johannes Hoffmann stützt, und wie lohnend sie wäre. Solange diese Arbeit noch nicht gelei-

stet ist, wird man, um Hoffmann zu verstehen, auf die sehr prägnante biographische Skizze zu-

rückgreifen müssen, die Karl August Schleiden in den „Saarländischen Lebensbildern“ Band

4 (in überarbeiteter Form auch in „Saarheimat“ 7–8/1990) veröffentlicht hat. **Wilfried Loth**

Die Lebenswelt der Kleinen

Hermann Kotthoff/Josef Reindl: Die soziale Welt der kleinen Betriebe; Wirtschaften, Arbeiten und Leben im mittelständischen Industriebetrieb; Verlag Otto Schwarz u. Co., Göttingen 1990, 400 S.

Der Zauber der Hütten

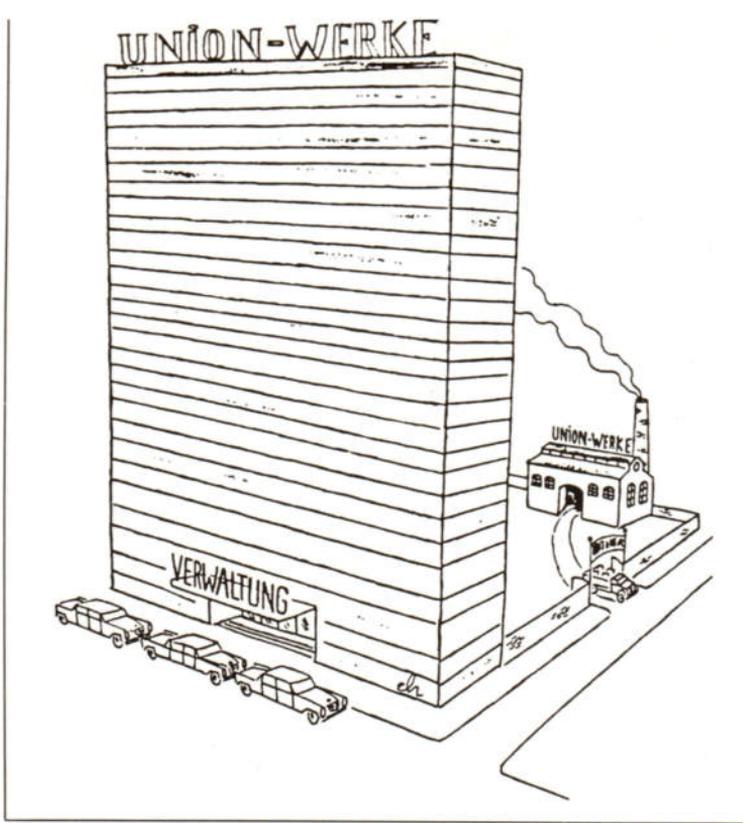
„You can't beat the GIANTS,“ – du kannst die Giganten nicht schlagen – suggeriert ein Werbespruch eines erfolgreichen kalifornischen Baseballteams den amerikanischen Sportfans. Er vertraut noch naiv auf die Faszination dessen, worunter wir seit geraumer Zeit leiden: der Vergötterung des Großen. Die Götterdämmerung hat jedoch schon begonnen. Im politischen Bereich erleben wir gegenwärtig den dramatischen Zerfall großstaatlicher Macht und den Bedeutungszuwachs der Regionen. Das krankhafte Wachstum der Großstädte erhöht wieder den Reiz der Provinz. In den Mammutunternehmen regieren die Apparate. Der Grenznutzen der großen Einheiten nimmt ab. Im Kleineren und Bescheideneren liegt das menschliche Maß. Der Zauber geht nicht mehr von den Palästen, sondern von den Hütten aus.

Dies gilt auch für die industrielle Arbeitswelt. Der Großbetrieb stand bis in die jüngste Vergangenheit im Mittelpunkt sowohl des wirtschafts- und gesellschaftspolitischen als auch des Forschungsinteresses. Auf ihn nahm die Strukturpolitik aus beschäftigungspolitischen, steuerpolitischen und aus Gründen der Wertschöpfung besondere Rücksicht. In ihm spiegelte sich nach Auffassung der Mehrheit der Industriesoziologen die universelle Entwicklungslogik des technischen Arbeitssystems, des technischen Wandels, der gesamtgesellschaftlichen Strukturen und Konflikte einer Industriegesellschaft am deutlichsten wider. Von ihm aus waren die markt- und machttheoretischen Deutungsmuster und auch die sozialen Gesetzmäßigkeiten dieser Gesellschaft konkret ableitbar.

Seit den 80er Jahren vollzieht sich jedoch ein bemerkenswerter Paradigmenwechsel. Die wirtschaftlichen Strukturkrisen haben die gegenüber den Kleinbetrieben vergleichsweise schlechteren Bedingungen und Chancen der Großbetriebe enthüllt, flexibel auf die neuen ökologischen Herausforderungen reagieren zu können. In der Alternativökonomie, dem ökonomischen Part der neuen sozialen

Bewegungen, experimentierten und praktizierten die kleinen Betriebe und Unternehmen in ihren Genossenschaften den Übergang vom bisherigen gesellschaftspolitischen Leitbild der Mitbestimmung zur „kollektiven Selbstbestimmung“. Im breiteren Kontext der anthropologischen Perspektive setzte sich die Erkenntnis durch, daß freiheitliches Handeln von Personen sich eher in kleinen als in großen Einheiten entfalten kann.

Der Querdenker und von seiner soziologischen Forschungszunft vergessene Prophet Eugen Rosenstock-Huussy hat bereits 1922 in seiner Publikation „Werkstattaussiedlung“ auf diese auch für die industrielle Arbeitswelt gültigen Zusammenhänge aufmerksam gemacht. Erst nach zwei Generationen Fixierung auf den Großbetrieb tragen seine Gedanken Früchte. Jüngere Industriesoziologen greifen sie auf. Es ehrt die beiden Forscher des Saarbrücker ISO-Instituts, Hermann Kotthoff und Josef Reindl, mit ihrer Publikation „Die soziale Welt der kleinen Betriebe. Wirtschaften, Arbeiten und Leben im mittelständischen Industriebetrieb“ zu den industriesoziologischen Vorreitern zu gehören, die den fälligen Paradigmenwechsel vollziehen.



Mini-Produktion mit Maxi-Verwaltung

Das Panorama der kleinbetrieblichen Lebenswelt

Die Saarbrücker Studie nähert sich auf der Grundlage von 52 Betriebsfallstudien in vier typischen mittelständischen Branchen (Maschinenbau, Holzmöbel, Polstermöbel und Bekleidungsindustrie) und sechs verschiedenen Regionen (Lippe, Coburg, Breisgau/Hochschwarzwald, Stuttgart, Frankfurt und nördliches Saarland/Süd-Eifel) und der Beschreibung der jeweiligen Branchenbedingungen, Unternehmenspolitiken und Arbeitssystemen ihrem zentralen Untersuchungsgegenstand: der sozialen Welt des mittelständischen Betriebes. Kotthoff und Reindl entdecken zu ihrer Überraschung ein farbenprächtiges Panorama klein- und mittelbetrieblicher Sozialordnungen, die sie in sieben Typen zu kategorisieren versuchen.

Die Sozialordnung der „Pragmatischen Produktionsgemeinschaften“ (Jeder gibt sein Bestes. „Der Chef geht mit gutem Beispiel voran“) ist der Grundtypus

(S. 82 ff.). Arbeiter und Unternehmer, der meist auch der Betriebsgründer ist, arbeiten in der Werkstatt unmittelbar zusammen. Dort entsteht eine Arbeitsgemeinschaft, die auf der persönlichen Erfahrung der Unentbehrlichkeit, der Arbeitsproduktivität und der Leistung jedes Einzelnen beruht. Die Arbeiter denken und handeln nach den Maßstäben des Mit-Produzenten, ohne ihr Lohnarbeiterbewußtsein aufzugeben. Ihre Arbeitsorientierung ist „produktivistisch“. Diese Arbeitsgemeinschaft erweitert sich in ökonomischer Perspektive zu einer Gefährdungs- und Interessengemeinschaft, die durch die Transparenz des (kleinen) Unternehmens ermöglicht und in der gemeinsamen Erfahrung der Marktabhängigkeit des eigenen Betriebs begründet ist. Gleichwohl erkennen die Arbeiter die unterschiedlichen betrieblichen Positionen an. Sie ziehen die wirtschaftliche Leitungsfunktion des Unternehmens auch dann nicht in Zweifel, wenn sie

zu ihrer Ausbeutung benutzt wird. Die Unternehmerrolle ist ihnen eine fremde Welt, in der sie sich nicht zurecht finden. Die Fähigkeit ihrer Ausübung legitimiert die Führungsrolle. Daher entwickelt sich die Betriebsgemeinschaft nicht zur Kooperative, zur Genossenschaft. Und ebenso nicht zur „Betriebsfamilie“. Denn obwohl der Unternehmer, die Betriebsgröße und -struktur den Arbeitern die Chance eröffnen, „familiäre“ Beziehungen im Betrieb zu pflegen, wahren diese auch gegenüber etwaigen Manipulationsversuchen des Unternehmers eine innere Distanz, die aus der Unterschiedlichkeit des betrieblichen Rollenverhaltens erwächst.

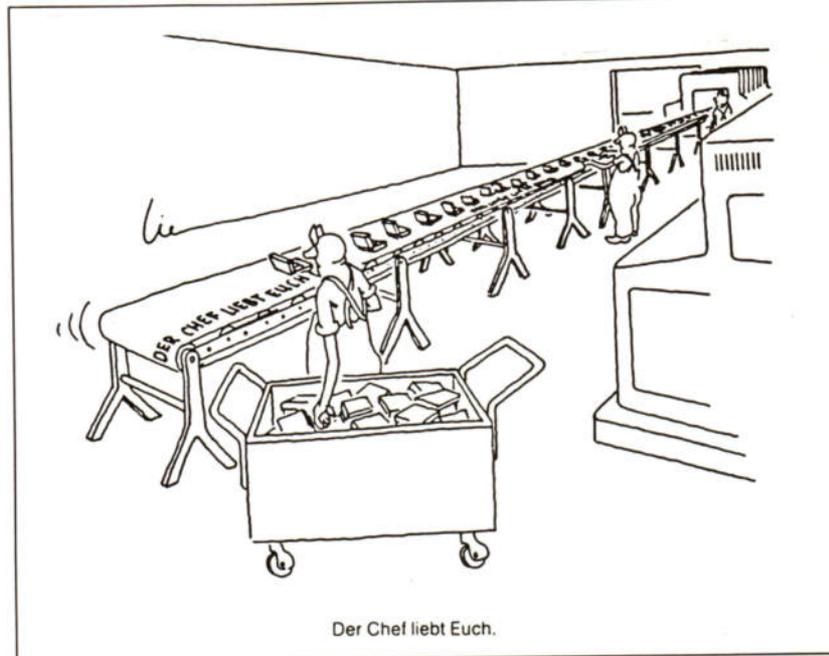
Abgesehen von den „Marktgemeinschaften“, in denen beide Arbeitsvertragsparteien ihre Interessen getrennt unmittelbar auf dem Markt durchzusetzen versuchen, orientieren sich die Arbeiter in den anderen Betriebstypen durchweg an der Gemeinsamkeit des betrieblichen Handelns und der Leistungserbringung. Diese Verhaltensdisposition, welche zwar nicht ausschließlich, aber doch überwiegend mit einem qualifizierten Arbeitssystem korreliert, findet sich auch in den Betrieben, in denen der Unternehmenschef seine Herrschaft zu „Imperien“ und „pädagogischen Patriarchaten“ ausgestaltet (S. 133 ff.) Am spannendsten äußert sie sich in dem Typus der „Wilden Ehen“, in denen sich Arbeiter und Unternehmer küssen, in dem sie sich beißen. Sie hat allerdings dort keine Realisierungschancen, wo sich die Unternehmer diesem Angebot entziehen und die Arbeiter als Objekt der Kapitalverwertung instrumenta-

lisieren. Dies trifft insbesondere auf die „Waisenhäuser“, in denen die Arbeiter oben kein Gehör mehr finden, und die „seelenlosen Arbeitshäuser“ panoptischer oder despotischer Prägung zu, in denen der Chef nur noch aufs Geld aus ist.

Was aber sind die wichtigsten Einflußgrößen, die die Sozialordnung in ihre unterschiedlichen Typen gerinnen lassen? Hier hilft der in der Studie gewählte biographische und soziographische Ansatz, welcher seit den 70er Jahren gegenüber den gesamtgesellschaftlich deduktiven, technologisch-arbeitsstrukturellen Erklärungsversuchen der Industrie-soziologen an Bedeutung gewinnt, als Interpretationsstütze weiter. Die Genealogie, der Lebenszyklus, die Sozialisationsprozesse, die regionale Verortung des Unternehmers geben vor allem Aufschluß darüber, ob eine gemeinschaftliche oder instrumentelle Sozialordnung größere Realisierungschancen hat. Und die Sozialgeschichte und Kultur einer Region beeinflussen die Entfaltungsmöglichkeiten der Gewerkschaften und damit die mehr autokratische oder eher konstitutionell-liberale Ausprägung der gemeinschaftlichen Sozialordnung, welche die Arbeiter mitformen können (S. 324 ff.).

Die Heimat des Industriebürgers

Welcher ist der heute „angemessenste“ Sozialordnungstyp? Bei aller gebotenen Zurückhaltung, die sich aus der wissenschaftlich-analytischen Betrachtungsweise ergibt, weisen die Saarbrücker Industrie-soziologen in Richtung der „Integrativen



Bürgergesellschaften“ (S. 187 ff.). Deren Betriebsbesitzer gehören in der Regel nicht mehr zu den Gründungsvätern. Sie haben sich für ihre Unternehmerrolle beruflich qualifiziert, pflegen zu den Arbeitern ein sachlich-distanziertes, aber von gegenseitigem Respekt getragenes Verhältnis und sind wie diese von einem konstitutionell-liberalen Umfeld in ihrer gesellschaftspolitischen Grundeinstellung geprägt. Tarifvertrag, Arbeitsvertragsrecht und Betriebsrat werden ungehindert anerkannt. Der Arbeiter avanciert zum Industriebürger, – nicht im Sinne eines „bürgerlichen“ Bürgers, sondern eines Rechtsbürgers, eines Citoyen. In diesem rechtsgeschützten Raum fühlt er sich auch dann wohl, wenn er nicht, wie im Regelfall, eine anspruchsvolle Facharbeit, sondern eine taylorisierte Taktarbeit verrichtet.

In diesem Sozialordnungstyp wird die Substanz dessen, was „Gemeinschaft“ im heutigen Industriebetrieb bedeutet, am ehesten erkennbar. Gemeinschaft ist in diesem Kontext kein kultursoziologisches Gegenbild zur Gesellschaft, wie es F. Tönnies in seinem berühmten Werk „Gemeinschaft und Gesellschaft“ Ende des vorigen Jahrhunderts

heraufbeschworen hat. Der Industriebetrieb ist ein zweckrationaler gesellschaftlicher Verband. In ihm mischen sich untrennbar gesellschaftliche und gemeinschaftliche Elemente. Rechtsverfassung und betriebliche Arbeit, die eine wesentliche Grundlage für das gemeinschaftlich orientierte Handeln des Industriebürgers bilden, müssen den gesellschaftlichen Strukturelementen zugeordnet werden. Auch wird die zweck- und interessenfreie Verbundenheit, welche nach Tönnies die Gemeinschaft konstituiert, dem Verhaltensmuster des Arbeiter nicht gerecht. Dieser wahrt seine Interessen als lohnabhängiger Arbeiter gegenüber dem Unternehmer, ohne das Miteinander zu strapazieren. Genauer: wenn diese Interessen unterdrückt würden, wäre das Miteinander gefährdet.

Der Betrieb wird für den Industriebürger auch nicht zur „Lebensgemeinschaft“. Vorstellungen, wie sie besonders in japanischen Kleinunternehmen gepflegt und nach Europa transportiert werden, sind ihnen fremd. Unentbehrlich jedoch ist ihnen das Bedürfnis, daß sich der Betrieb für ihre Lebenswelt öffnet. Was aber bedeutet Lebenswelt? Kotthoff und Reindl über-

nehmen diesen in der sozialen Arbeit und Sozialpädagogik geborenen Begriff, ohne seinen emotionalen Gehalt weiter zu interpretieren, da sie sich auf eine soziologische Analyse beschränken. Sicher gehört zur Vorstellung von Lebenswelt, daß der Arbeiter sich nicht nur als zweckrational handelndes Objekt sieht, sondern seine ganze Persönlichkeit in einem vertrauten und überschaubaren Kreis von Menschen entfalten kann. Es ist aber auch der Ort, der ihm Geborgenheit durch institutionelle

Interessenabsicherung vermittelt. Durch beides wird „Gemeinsamkeit“ gestiftet.

Gerade die Bedeutung der Zusammenhänge von Unternehmensherrschaft und Gemeinschaft herausgearbeitet zu haben, ist nicht das geringste Verdienst der Saarbrücker Studie, deren lebendige und engagierte Sprache sich überdies wohltuend von dem üblicherweise blassen abstrakt-wissenschaftlichen Diktus abhebt. Deshalb weist sie auch nahezu zwangsläufig darauf hin, daß die Sozialtechniken nicht

greifen, die die „Gemeinschaftlichkeit“ des Kleinbetriebs manipulativ auf die Großunternehmen übertragen wollen. Sie bewirken das Gegenteil dessen, was in den Betrieben als gemeinschaftsstiftende Aufgabe in die Zukunft weist: die Umwandlung von Herrschaftsverhältnissen in Kooperationsverhältnisse. Gemessen an der Realität des betrieblichen Alltags hat diese Aufgabe noch vielfach den Charakter einer Vision. Aber Visionen sind Hoffnungen, die auf Erfüllung drängen.

Rudi Peter

Manifest der kulinarischen Partei

Klaus Bierle (Hrsg.): Saarländische Lokale: 150 Empfehlungen in der Saar-Lor-Lux-Region: vom Bistro bis zum Feinschmeckerrestaurant. Verlag und Druckerei Meininger, Neustadt an der Weinstraße 1991.

Darf in einem SAARBRÜCKER HEFT mit diesem Schwerpunktthema ein Gastronomieführer gelobt werden, der für das kleine, armutsgeplagte Saarland satte 26 renommierte Feinschmeckerrestaurants und etwa 80 weitere, oft nicht weniger erlesene und teure Lukullustempel verzeichnet?

Ja. Erstens weil dieses Buch der Verschwendung vorbeugt, indem es dem Genießer manche Enttäuschung sich zu ersparen hilft, und zweitens, weil es den Kritiker der Erfolgsgesellschaft am Ende dieses Heftes schließlich einen positiven Maßstab künfti-

ger Urteilsfindung an die Hand gibt: so lange nicht alle Menschen die Chance haben, ihr Naturrecht auf gutes Essen und Trinken wahrzunehmen, ist etwas faul im Staate. Friede der Grande Cuisine, Krieg dem junk food!

Eine mit diesem Imperativ gewürzte politische Ethik könnte wie ein guter Aperitif einstimmen auf ein geradezu revolutionäres Menü: zur Kritik der Naturzerstörung wären nicht länger sauertöpfisch-wortzumsonntaghafte Anklagen vonnöten, es genügt die liebevoll kommentierte Karte all der der Menschheit nach und nach geraubten oralen Genüsse, um uns so richtig das Wasser im Munde zusammenlaufen zu lassen bei der Vorstellung eines ökologischen Umbaus der Ökonomie. Die Gerechtigkeit von Distributionsverhältnissen wäre künftig sicher und einfach zu evaluieren durch die

Berechnung der durchschnittlichen Gänselebererwartung. Die Kritik des schmarotzenden Staatsapparates mundete künftig als der Vorgeschmack einer symbiotischen Schlemmergemeinschaft. Jeder Gedanke an weitere Aufrüstung wiche unbändiger Lust, sobald die Kosten dieses Unfugs in Austern berechnet werden würden. Was stünde uns alles bevor, wenn auf das Zeitalter der Vernunft endlich das des guten Geschmacks folgte!

Daß ich solche Perspektiven nur streiflichtartig beleuchte, liegt in ihrer inneren Logik begründet: schließlich kann, wer wie hier skizziert denkt, seine Leser nicht durch Weitschweifigkeit vom Abendessen abhalten.

Zur Geschmackssache also. Das hier anzuzeigende Werk weist seinem Leser den geraden Weg zu artgerechter Atzung. Die Auswahl der empfohlenen Lokale (auch wenn das eine oder andere

fehlt, es wird aber nicht verraten welches) beweist einen hochentwickelten Spürsinn. Bei der Wertung von Einrichtung und Atmosphäre zeigen die Autoren sich zwar wenig stilsicher, aber dies ist leicht zu erklären und zu entschuldigen. Sie haben sich so sehr auf das fachkundige Studium des Angebotes und das Kosten der mit viel Instinkt gewählten Gerichte und Weine konzentriert, daß sie so manches Fachwerkimitat, so manchen schweren Lüster und so manches Bahnhofswirtschaftliche haben durchgehen lassen. Aber schließlich geht man nicht essen, um sich über Kratzputz und Klotzprotz zu ärgern.

Der Ton der Bewertungen ist durchweg sehr freundlich, hat man doch nur als empfehlenswert empfundene Unternehmen (genau die Hälfte der getesteten) in das Buch aufgenommen. Wer allerdings mit dem gleichen Fein-

sinn zwischen den Zeilen lesen kann, mit dem er die Festigkeit des Gemüses und die Dosierung der Gewürze diskriminiert, der wird nach einiger Lektüre doch merkliche Abstufungen im reichlich gependeten Lobe erkennen. Sehr sympathisch, daß auch vergleichsweise einfache Gaststätten berücksichtigt werden, während so manches vom falschen Ehrgeiz geplagte Etablissement draußen vorbleibt. Ein übersichtliches Register am Schluß des Bandes mildert die Qual der Wahl. Über diese oder jene Entscheidung, einen Betrieb in den Stand des Feinschmeckerlokals zu erheben oder auch nicht, kann durchaus gestritten werden. Dies gilt auch für manche Details der jeweiligen Präsentation. Zum „Wir – Saarländer – und – tralala – etcetera“ des Vortextes sei auf Nummer 63 der SAARBRÜCKER HEFTE ver-

wiesen. Die Aufmachung des Buches hat mehr mit den Hervorbringungen von Frittenbuden gemein als mit den Ergebnissen der Kochkunst.

Alle diese Einwände schmälern aber nicht das große Verdienst dieses wahrhaft nützlichen Buches, das den anspruchsvollen Nahrungssuchenden zuverlässig zum Ziel führt. Eine kleine Umfrage unter den Schleckmäulern in meiner Umgebung ergab – bei sonst stark abweichenden Präferenzen – Übereinstimmung in diesem Urteil.

Der Herausgeber des Gastronomieführers bittet alle Interessierten um Zuschriften über die von ihm vorgestellten oder übersehenen Restaurants. Wir sind sicher, daß seine Leser eifriger zur Feder greifen werden als die der SAARBRÜCKER HEFTE. Und können's ihnen, trotz unseres Neides, nicht verdenken.

Hans Horch

Die Eroberung der Luft

Simon Werle: „Die Eroberung der Luft“. Erzählung. Antje Kunstmann Verlag, München 1991

„Warum will ich wiedererkannt werden? Warum sollen mir die Toten aus den Gräbern nachpfeifen? Was ist mir so gelegen am Hallo und Guten Tag der Toten?“, fragt der Ich-Erzähler einmal in Simon Werles Erzählung „Die Eroberung der Luft“. Eine Antwort vermag sich Gregor Oldendorf, die (autobiographisch angelegte) Hauptperson dieses Buches, nicht zu geben. Denn dann müßte er zuvor klä-

ren, was ihm „Heimat“ bedeutet; dies unterläßt aber klugerweise der Autor und beschränkt sich auf das Notieren dieser Fragen, die durch einen Besuch, keinen beliebigen, ausgelöst werden. Denn Gregor Oldendorf lebt in Paris, der Stadt, die er für kurze Zeit verläßt, um im Nordsaarland das Haus seiner im Altersheim lebenden Mutter zu verkaufen.

„Ist es für einen besonderen Anlaß? fragt die Floristin, als ich mich unschlüssig, und, wie sie meint, hilfeschend umsehe. Ist es für Geburtstag, Verlobung, Ver-

mählung? Einladung, Jubiläum, eine Dame, einen Herrn? Eine Dame? Eine jüngere, ältere, soll es Ton in Ton sein oder lieber bunt oder lieber weiß und grün und vielleicht etwas Gelb zum Weiß und Grün? – Welche Farbe hat ein Hausverkaufsversüßungsstrauß zu haben? Die Bestechung ist Purpur, das schlechte Gewissen ist Oliv, die Nostalgie Indigo. ‚Liebe Mutter, gib mir Geld‘ ist wasserklar, ist weiß, ist Margerite“.

Diese Fahrt wird zu einer Zeitreise, zurück in die Jahre von

Gregors Kindheit und Jugend. Aus den Augen geratene frühere Freunde tauchen auf, der Bruder, die Mutter, und Erinnerungen an den längst verstorbenen Großvater stellen sich ein. Erinnerungen aber auch an das düstere Kapitel seiner Internatszeit im St. Wendeler Missionshaus. Während des Mittagessens liest ein Rezitator aus Berichten über das Leben der Patres in den chinesischen Missionsstationen vor. „Der Bericht von den subtilen Methoden der Schergen des Kommunismus und der Standhaftigkeit der Ordensmänner überlagert den stummen Wettkampf um die letzte Kartoffel in der Plastikschißel, um die letzte Scheibe Brot im Korb.“ Diese präzisen und anschaulichen Erinnerungen, die manchmal nur ein paar Zeilen umfassen, im Falle des Internats über viele Seiten reichen, sind eingebettet in Beschreibungen einiger der Dörfer um St. Wendel („Sand-Ende“ im Roman): vermutlich Freisen, Bliesen und Marpingen. Doch so wenig, wie diese Erinnerungen die Zeit der Kindheit und Jugend verklären, so wenig tendieren diese Beschreibungen aus der Gegenwart zur Idylle:

„Ein schnell anschwellendes Rauschen kündigt die Maschinen an, und wenn sie über dem Horizont der Dächer, der Klostertürme, des Fichtenwaldes sichtbar werden als stahlschwarze, abgeschnittene Hände heimsuchender Dämonen, ausgreifende Arme aztekennamiger Götter, ist es ein sturzbachartiges Aufjaulen der Luft unter der Peitsche, eine sich aufstürmende Last im Trommelfell, während der ganze Körper eine Druckwelle erwartet, die verblüffenderweise jedes Mal aus-

bleibt; ein Dammbuch hinter den Hügeln um die Stadt, ein schabend-schmetterndes Abrasieren und Schleifen des Luftwalls, unsichtbares Fräsen eines Spundlochs für den ansonsten stets abgeschirmten, von den Daunen der Luft gedämpften Triebwerkslärm der Sonne; für Sekunden ein bohrendes Sirren wie das eines heranrasenden Projektils vor dem Einschlag, ein metallenes Pfeifen, verquirlt mit den Schlieren vieler Schallschichten zu einem einzigen dröhnenden Gekreisch.“

Diese unverkennbare Beschreibungslust zeichnet Werles Buch über weite Strecken aus. Über einen Dorfarzt heißt es: „Mit der Unerschütterlichkeit des Leuchtturmwärters, der im Meer der Gebresten das Festland der Genesung verkörpert, ruht er in seinem Sessel.“ Dieses schöne Bild wird leider – auf der gleichen Seite – verwischt durch ein zweites, durch das eines „unbeugsam aufgerichteten Mammutbaums“, der sich in „tastende Finger, pulsende Schläuche und blitzende Messer“ verzweigt. An zahlreichen Stellen ist diese Metaphernsucht mit dem Autor durchgegangen, hat sich die Suche nach einem treffenden Bild, einem neuen Vergleich verselbständigt, wirkt der Text maniert. Und das ist deswegen schade, weil der Autor zweifellos über die Fähigkeit verfügt, präzise zu beobachten und anschaulich zu beschreiben:

„Auf dem Grund der Schale, unter den im Wasser rasch aufquellenden Spänen, liegen hinterwäldlerisch Altenburg und Lichtenberg, die Dörfer meiner Heimat, in ihren kleinen rauen Tälern aus Tuff und Basalt und einer dünnen Ackerkrume aus

Rotliegendem, liegen die Sandkühlen mit ihren brackigen Regenwassertümpeln, die Steinbrüche mit der Nacktheit ihrer runzligen, von Sprengladungen zerfurchten, wackelüberrollten Basalthaut, die Rötelngruben mit der Eleganz ihrer ockerbraunen Palette unter rötlichem und gelbem Sand, das Haus, das ich verkaufen werde, mit den rechteckigen Augen seiner vier Fassadenfenster und dem gespitzten Mund der Drahtglastür über seinen sieben Treppenstufen.“

Gerade weil diese und viele andere Stellen überzeugen, wünschte man sich leider viel zu oft während der Lektüre, der Autor hätte die Flut der Bilder und Vergleiche, der Metaphern und Metonymien ein wenig eingedämmt.

Simon Werle wurde 1957 in Freisen im Nordsaarland geboren. Er studierte von 1977 bis 1983 Romanistik und Philosophie in München und Paris. Seit 1983 ist er als Übersetzer englischer und französischer Literatur tätig, er übertrug u. a. Bücher von Segalen, Jarry, Racine, Genet und Koltès. 1988 erhielt er den Paul-Celan-Übersetzerpreis. Werle hat bereits zwei Bände mit Kurzprosa veröffentlicht: „Grundriß der Entfernung“ (1986) und „Proxima Centauri“ (1988).

Besucher der Übersetzungswerkstatt des Saarbrücker Institut d'Etudes Françaises (1989) haben ihn vielleicht in Erinnerung als Übersetzer des lothringischen Lyrikers Jacques Réda sowie eines Gedichtes von Emmanuel Hocquard („Der Händler“), nachzulesen in dem Band „Résonances – Französische Lyrik seit 1960“.

Ralph Schock

Auf dem Redaktionstisch gelandet

Unter dieser Rubrik verweisen wir künftig auf eingegangene Bücher und Zeitschriften, die für unsere Leserinnen und Leser von Interesse sein könnten. Eine ausführliche Besprechung der hier präsentierten Publikationen behalten wir uns vor.

(Peter Schmitt-Egner)

Stadt Saarburg (Hrsg.): Saarburg, Geschichte einer Stadt, Bd. I (Im Strom der Zeiten) 437 Seiten, Bd. II (Epochen und Episoden) 244 Seiten; mit zahlr. Abb., Tab. u. Lit. Verz., 1. Aufl. Trier/Saarburg 1991.

Umfassende, zum Teil auf unveröffentlichten Quellen basierende Geschichte der Stadt Saarburg (bis zur Gegenwart), bei der auch die Nazizeit nicht ausgespart wurde. Die zweibändige Publikation entstand anlässlich des 700jährigen Stadtjubiläums und kann über die Stadtverwaltung Saarburg bezogen werden.

Reinhold Wacker; Das Land an Mosel und Saar mit Eifel und Hunsrück, Strukturen und Entwicklungen 1815 bis 1990. Spee-Verlag 1991, 584 Seiten.

Das Buch bietet eine breit angelegte Verwaltungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Regierungsbezirks Trier von 1816 bis 1990.

Eva Zutter/Christoph Nimsgern; Juden in St. Ingbert, eine Dokumentation unter Mitarbeit von Martin Häfner, 2. neub. und erw. Aufl. Wasermann Verlag St. Ingbert 1990, mit zahlr. Abb. 124 Seiten.

Die schon 1987 publizierte, nun aber erheblich erweiterte Dokumentation zur Geschichte der Juden in St. Ingbert zentriert sich auf die Nazizeit und eignet sich als Gedächtnisstütze für die kollektive Erinnerungsarbeit in dieser Stadt. „Herausgekommen ist eine ansprechende und informative Dokumentation, die die kurze Geschichte der stets sehr kleinen Gemeinde der Stadt facettenreich schildert. In drei großen Kapiteln werden jüdisches Leben, jüdische Kultus-einrichtungen, und ... Einzelpersonen vorgestellt.“ (Michael Staudt, Geschichtswerkstatt St. Ingbert).

Markus Gestier; Die christlichen Parteien an der Saar und ihr Verhältnis zum deutschen Nationalstaat in den Abstimmungskämpfen 1935 und 1955 (Saarbrücker Hochschulschriften, Band 15), Br., W. J. Röhrig Verlag St. Ingbert 1991, 436 Seiten.

„Die bestimmende politische Kraft während der saarländischen Sonderentwicklung von 1919 bis 1935 und von 1945 bis 1955/57, war das ‚christliche Lager‘, d. h. die nach- und zeitweise gegeneinander im Zentrum, Christlicher Volkspartei (CVP) und Christlicher Demokratischer Union (CDU) organisierte politische Bewegung ...“ Gestützt auf bisher noch unbekanntes Quellenmaterial versucht der Autor einige

weiße Flecken auf der Landkarte der historischen Forschung über das Saarland zu beseitigen.

Ludwig Linsmayer; Politische Kultur im Saargebiet 1920 bis 1932 (Saarland-Bibliothek Bd. 2, herausgegeben von Richard van Dülmen und Reinhard Klimmt), Werner J. Röhrig Verlag St. Ingbert 1991, 528 Seiten, 30 Abb., Br.

Aus der Vernetzung von Politik und Kultur entwickelt der Verfasser seine erkenntnisleitende Hypothese, mit der er die wichtigsten Entwicklungen der saarländischen Geschichte in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts zu erklären versucht. Ein breiter Fundus von ungedruckten Quellen und eine extensive Auswertung der zeitgenössischen Publizistik dienen ihm dabei als empirische Grundlage.“ Der Band ist in drei Hauptteile gegliedert, in denen der Autor zunächst am Beispiel von Kriegerdenkmälern und politischen Feiern der ‚symbolisch-rituellen Prägung und Vermittlung politischer Identität‘ nachgeht, sodann am Verhalten in Parlament und Gesellschaft sowie an zentralen Denkbildern der politischen Sprache die Formen des politischen Diskurses und seiner Wirkungen untersucht und schließlich am Kulturbetrieb in Saarbrücken sowie am regionalen Vereinssport wichtige Bereiche der Alltagskultur erschließt.“

Bernhard Hauptert/Franz Josef Schäfer; Jugend zwischen Kreuz und Hakenkreuz: biographische Rekonstruktion als Alltagsgeschichte des Faschismus, mit einem Vorwort von Manfred Messerschmidt; 1. Aufl. Suhrkamp Verlag Frankfurt/Main 1991, mit Quellen-, Lit. Verz. und Reg., 352 Seiten (Suhrk. TB Wissenschaft Nr. 952).

Die Lebensgeschichte des „Durchschnittsdeutschen“ und „Durchschnittssaarländers“ Josef Schäfer aus Wustweiler bis zu seinem gewaltsamen Tod 1944 ist weit mehr als eine biographische Rekonstruktion. Sie wird vielmehr verwendet, um einen „zeit-, sozial- und ideologiegeschichtlichen Beitrag über den Zeitraum der Jahre 1924 bis 1944 einer ländlichen Region des Saarlandes zu verfassen.“ (S. 13) Die Autoren verwenden eine Methodenkombination von Oral-History-Verfahren, soziologischer Biographieforschung und Hermeneutik, um ihre Daten zum Sprechen zu bringen; d. h. persönliche Zeugnisse, Briefe, Fotos, Interviewaussagen zu anscheinend „banalen nebensächlichen Details reden nun die Sprache der Zeit und der Welt, aus der sie stammen“.

Reinhold Kopp (Hrsg.): Politische Kultur und Fernsehen, Beiträge zu den 1. Saarbrücker Medientagen, Wissenschaftsverlag Volker Spiess, Berlin 1991, 243 Seiten.

Dokumentation der ersten Saarbrücker Medientage, bei der sich Medien-Politiker, Journalisten und Medienwissenschaftler um die Vereinbarkeit und Unvereinbarkeit von öffentlichem Auftrag, Wettbewerb, Geschäft und demokratischer Kommunikation am Beispiel unseres Lieblingsmediums stritten. Die Reihe „Medien und Demokratie“ wird fortgesetzt durch das Thema „Rundfunk und Europäische Integration“ der 2. Saarbrücker Medientage, die in diesem Herbst stattfanden. Die SAARBRÜCKER HEFTE werden sich in einem der nächsten Schwerpunkte mit diesem Thema befassen.

Wolfgang Schmitt (Hrsg.): Unter Europäern. Die andere Kultur; mit einem Vorwort von Doris Pack, Hempel Verlag Lebach 1991, 275 Seiten; mit einem Adreßbuch vom Herausgeber (97 Seiten).

Leit-Motiv der beiden Bände ist der Goethe-Spruch aus dem West-Östlichen Divan, der auch als Menetekel gegenwärtiger Asylpolitik verstanden werden kann: „Das Land, das die Fremden nicht beschützt, geht bald unter.“ In „Unter Europäern“ kommen rund 30 Autorinnen und Autoren aus verschiedenen Staaten der Welt zu Wort, die sich in Europa fremd unter Fremden fühlen. Ihre Heimat ist heute der „Saar-Lor-Lux-Raum“, ein „Musterländle“, das von Politikern und Kulturschaffenden gern als das Herzstück Europas angesehen wird.“ Vertreter (verschiedener Kulturen, Organisationen und Institutionen) beschreiben (mit höchst unterschiedlichen literarischen und nichtliterarischen Mitteln) im ersten Band ihre spezifische Situation, die ein Schlaglicht auf die Realität der „multikulturellen Gesellschaft“ wirft. Ergänzend zu dieser Anthologie gibt es ein umfassendes Verzeichnis sämtlicher ausländischer Einrichtungen im Saar-Lor-Lux-Raum, die einen „Zugang zur anderen Kultur anbieten“.

Michael Lardy (Hrsg.): Wild auf Sonnenenergie. Das Nachschlagewerk für die Praxis; Energieverlag Eschringen 1991, 194 Seiten mit zahlr. Tab. und Abb.

Dieses Nachschlagewerk, von der Bürgervereinigung Energiewende Saarland e. V. finanziell unterstützt, bietet nicht nur einen Überblick zu neuen

Entwicklungen im Bereich regenerativer Energietechnik, sondern schildert auch konkrete Modellprojekte in der BRD und anderen europäischen Ländern. Ein Service-Teil gibt Auskunft über technische Hilfen zum Selbstbau, Adressen entsprechender Firmen sowie eine Auflistung finanzieller Förderprogramme.

Barbara Kamprad/Waltraud Schiffels (Hrsg.): Im falschen Körper. Alles über Transsexualität, 1. Aufl. Kreuz-Verlag, Zürich 1991, 240 Seiten.

„Was uns verboten, macht uns scharf“ dank des französischen Zolls, der das Buch wegen Verdachts der „Verbreitung staatsgefährdenden und obszönen Schrifttums“ (Strafgesetzbuch von 1886) konfiszierte. Die Anthologie, herausgegeben von der Hamburger Journalistin Barbara Kamprad und der Fachbereichsleiterin bei der VHS Saarbrücken, Dr. Waltraud Schiffels, bündelt als Autoren zum Thema Transsexualität alle Experten unter den Chirurgen, Therapeuten, Forschern und Analytikern im deutschsprachigen Raum sowie den Niederlanden und läßt die betroffenen Männer und Frauen ihre Vita erzählen.

Hierzu seien zwei weitere literarische Beiträge zum Thema angezeigt, bei denen die Verlage noch auf kostenlose Werbung durch den französischen Zoll hoffen:

Waltraud Schiffels, Im Rock, Palette-Verlag, Bamberg 1991, 148 Seiten.

und:

Waltraud Schiffels; Herbst in Roissy. Eine Fortsetzung. Roman mit Zeichn. d. Autorin, Hempel Verlag Lebach 1991, 180 Seiten.

Da mit Lyrik weder ein Geschäft zu machen, noch auf die Nachhilfe des Zolls zu hoffen ist, werben die SAARBRÜCKER HEFTE kostenlos und wertungsfrei für einige saarländische Editionen. Das Kauf-Risiko bleibt beim Leser:

Ruth Ricarda Bruch; Wind im Haar. Gedichte.

Heinrich Kraus; Distelblüten, Lyrik.

Albrecht Zutter; Herzwärts. Gedichte von der Liebe.

Alle Bände im Wassermann-Verlag, St. Ingbert 1991.

und:

Werner Schabouk; Sammlung, der Stuhl, das Auge. Gedichte mit Lithographien von Hagen Klennert. Edition Monika Beck, Homburg 1991, 59 Seiten.

Autorinnen und Autoren

Dr. Fritz Abenhausen, Dipl.-Soz., Studium der Soziologie und Promotion an der Saarbrücker Universität; Arbeitsschwerpunkt: Abweichendes Verhalten und Randgruppen; z. Z. Mitarbeit an einer Studie über das Gefängnisssystem im Saarland am Lehrstuhl für Strafrecht und Strafvollzug.

Heiko Breit, Dipl.-Soziologe, nach dem Studium der Sozialwissenschaften an der Saarbrücker Universität von 1987–1990 wissenschaftlicher Mitarbeiter am ISO-Institut Saarbrücken; seit dem Projektmitarbeiter im Fachbereich Umweltwissenschaften mit dem Schwerpunkt: Bewältigungsstrategien im Problemfeld: Umwelt.

Dirk Bubel, s. Heft 61/62

Johannes Bunge, nach Abitur Besuch der Schauspielschule, 1970 Mitbegr. des „Sog. Theaters“ im Nauwieser Viertel; Medizinstudium in Saarbrücken, 1988–90 Leiter der anthroposophischen Fachklinik für Drogenerkrankungen in Salem, danach niedergel. Schwerpunktpraxis für HIV-Infektionen in Saarbrücken.

Dr. Jürgen Hannig, Geschichts- und Germanistikstudium in Saarbrücken; nach Staatsexamen Promotion in mittelalterlicher Verfassungsgeschichte, zahlr. Veröff. über Geschichtsdidaktik und Regionalgeschichte des Saarraums; derzeit Direktor des staatl. Max-Planck-Gymnasiums in Saarlouis.

Dr. Hans Horch, s. Heft 61/62

Dr. Karl Ludwig Jüngst, Studium der Erziehungswissenschaften an der Saarbrücker Universität; nach dem Examen zunächst Gymnasiallehrer, danach Akademischer Oberrat in der Fachrichtung Erziehungswissenschaften der Saarbrücker Universität; im Vorstand der Arbeitsgemeinschaft für saarl. Familienkunde; zahlr. Veröff. zur Regionalgeschichte (insb. Sulzbachtal).

Nike Kaisinger, Studium der Musikwissenschaft an der Saarbrücker Universität; bis 1987 wiss. Mitarbeiterin am musikwiss. Institut; seit 1982 Musikkritiken für die Saarbrücker Zeitung; 1985 freie Mitarbeiterin beim Saarländischen Rundfunk; seit 1989 Musikredakteurin in der Abteilung E-Musik des SR.

Dr. Hermann Kotthoff, Dipl.-Soz., Sozialforscher. Studium der Soziologie, Politik und Philosophie in Freiburg und Saarbrücken; 1973 bis 79 Assistent am Institut für Soziologie an der Univ. Freiburg; 1980–82 Mitarbeiter des Forschungszentrums für Rehabilitation Heidelberg, seit 1983 wiss. Mitarbeiter des ISO-Instituts Saarbrücken. Forschungsschwerpunkt: Industrie- und Betriebssoziologie. Zahlreiche Buch- und Zeitschriftenveröffentl. über Mitbestimmung und Betriebsräte, betriebliche Sozialordnung, Arbeit und Gesundheit, Rationalisierung und Personalpolitik.

Uwe Loebens, s. Heft 65, S. 106 ff.

Prof. Dr. Wilfried Loth, s. Heft 63, S. 20

Rudi Peter, Dipl.-Soziologe; langjähriger Leiter des ISO-Instituts in Saarbrücken; nach Eintritt in den Ruhestand Vors. des saarl. Altenwerks, Mitbegründer des Europäischen Altenwerks, Autor betriebssoziologischer und altenpolitischer Publikationen.

Dr. Hans-Henning Rabe, Musikredakteur beim Saarländischen Rundfunk (u. a. Querfunk, . . .); Mitglied diverser Jurys (Musikscene Saar, Bundesrockfestival, Ruhr-Rock-Festival).

Dietmar Schellin, Studium der Literatur und der Kommunikationswissenschaften an der Universität Freiburg; Tätigkeiten im Güterverkehr und in der Psychiatrie; Sprachlehrer in Frankreich, Übersetzungen aus dem Französischen; seit 1988 freier Hörfunkautor (Christopheruspreis 1989); Schwerpunkt: Literatur, Verkehr, Medien.

Dr. Dietmar Schmitz, s. Heft 61/62

Dr. Peter Schmitt-Egner, s. Heft 61/62

Dr. Ralph Schock, s. Heft 61/62

Carola Schweizer, Studium der Soziologie, Psychologie und Literatur in Freiburg; Sozialwissenschaftlerin bei der Arbeitskammer des Saarlandes; Veröffentlichungen: Freiburger Frauenbericht, sowie Aufsätze zur Frauenforschung.

Raymonde Temkine, biographische Angabe fehlt

Fritz Abenhausen, Jean-Cristophe Ammann, Arnfrid Astel, Werner Becker, Wolfgang Bibel, Peter Bierbrauer, Ulrich Billerbeck, Michael Braun, Heiko Breit, Dirk Bubel, Johannes Bunge, Peter Burg, Joachim Conrad, Wolfgang Coy, Richard van Dülmen, Friedrich Dürrenmatt, Anne Dunkel, Stefan Dutt, Artur Enskat, Jo Enzweiler, Beate Eikhoff, Reinhard Feld, Angela Fitz, Johannes Fox, Hermann Glaser, Mechtild Grandmontagne, Marianne Heckeler, Jürgen Hannig, Joachim Heinz, Bernd Hoffmann, Otfried Hoppe, Hans Horch, Günter Hotz, Christiane Hübgen, Horst Hübsch, Karl Ludwig Jüngst, Michael Jähne, Nike Kaisinger, Alexander Kartosia, Christel Kemke, Eberhard Knödler-Bunte, Hermann Kotthoff, Lukas Kramer, Rainer Krause, Bernd Krewer, Helmut Kessler, Hubert Kesternich, Urban E. Kreisler, Johannes Kühn, Alain Lance, Peter Latz, Uwe Loebens, Wilfried Loth, Helmuth Lührs, Klaus-Michael Mallmann, Giwi Margmelaschwili, Georg Meggle, Norbert Mendgen, Ulrich Moencke, Michael Moritz, Günther Navky, Till Neu, Markus Otto, Dietrich Paul, Karl-Josef Pazzini, Rudi Peter, Raimund Petschner, Rolf Pfeiffer, Bernd Philippi, Ullrich Puritz, Hans-Hennig Rabe, Jean-Louis de Rambures, Martin Ried, Josef Roth, Dietmar Schellin, Gudula Retz-Schmidt, Walther Schmidt, Peter Schmitt-Egner, Armin Schmitt, Herbert Schmitt, Dietmar Schmitz, Ralph Schock, Helga Schubert, Bernd Schulz, Carola Schweizer, Gert Selle, Jörg H. Siekmann, Wolfgang Stauch, Gerhard Tänzer, Klaus Tenfelde, Hans-Josef Theobald, Hans Till, Paul F. M. Verschure, Wolfgang Wahlster, Herbert Wender, Reinhard Wilhelm, Rolf Wittenbrock, Thomas Ziehe, Jochen Zörner-Erb, Fritz Abenhausen, Jean-Cristophe Ammann, Arnfrid Astel, Werner Becker, Wolfgang Bibel, Peter Bierbrauer, Ulrich Billerbeck, Michael Braun, Heiko Breit, Dirk Bubel, Johannes Bunge, Peter Burg, Joachim Conrad, Wolfgang Coy, Richard van Dülmen, Friedrich Dürrenmatt, Anne Dunkel, Stefan Dutt, Artur Enskat, Jo Enzweiler, Beate Eikhoff, Reinhard Feld, Angela Fitz, Johannes Fox, Hermann Glaser, Mechtild Grandmontagne, Marianne Heckeler, Jürgen Hannig, Joachim Heinz, Bernd Hoffmann, Otfried Hoppe, Hans Horch, Günter Hotz, Christiane Hübgen, Horst Hübsch, Karl Ludwig Jüngst, Michael Jähne, Nike Kaisinger, Alexander Kartosia, Christel Kemke, Eberhard Knödler-Bunte, Hermann Kotthoff, Lukas Kramer, Rainer Krause, Bernd Krewer, Helmut Kessler, Hubert Kesternich, Urban E. Kreisler, Johannes Kühn, Alain Lance, Peter Latz, Uwe Loebens, Wilfried Loth, Helmuth Lührs, Klaus-Michael Mallmann, Giwi Margmelaschwili, Georg Meggle, Norbert Mendgen, Ulrich Moencke, Michael Moritz, Günther Navky, Till Neu, Markus Otto, Dietrich Paul, Karl-Josef Pazzini, Rudi Peter, Raimund Petschner, Rolf Pfeiffer, Bernd Philippi, Ullrich Puritz, Hans-Hennig Rabe, Jean-Louis de Rambures, Martin Ried, Josef Roth, Dietmar Schellin, Gudula Retz-Schmidt, Walther Schmidt, Peter Schmitt-Egner, Armin Schmitt, Herbert Schmitt, Dietmar Schmitz, Ralph Schock, Helga Schubert, Bernd Schulz, Carola Schweizer, Gert Selle, Jörg H. Siekmann, Wolfgang Stauch, Gerhard Tänzer, Klaus Tenfelde, Hans-Josef Theobald, Hans Till, Paul F. M. Verschure, Wolfgang Wahlster, Herbert Wender, Reinhard Wilhelm, Rolf Wittenbrock, Thomas Ziehe, Jochen Zörner-Erb, Fritz Abenhausen, Jean-Cristophe Ammann, Arnfrid Astel, Werner Becker, Wolfgang Bibel, Peter Bierbrauer, Ulrich Billerbeck, Michael Braun, Heiko Breit, Dirk Bubel, Johannes Bunge, Peter Burg, Joachim Conrad, Wolfgang Coy, Richard van Dülmen, Friedrich Dürrenmatt, Anne Dunkel, Stefan Dutt, Artur Enskat, Jo Enzweiler, Beate Eikhoff, Reinhard Feld, Angela Fitz, Johannes Fox, Hermann Glaser, Mechtild Grandmontagne, Marianne Heckeler, Jürgen Hannig, Joachim Heinz, Bernd Hoffmann, Otfried Hoppe, Hans Horch, Günter Hotz, Christiane Hübgen, Horst Hübsch, Karl Ludwig Jüngst, Michael